

Knaur®

FREYA KLIER

Die Kaninchen von Ravens- brück



**Medizinische Versuche an
Frauen in der NS-Zeit**



Foto: © Ralph Rieth

Freya Klier

1942 führen SS-Ärzte im Konzentrationslager Ravensbrück medizinische Experimente an jungen, zum Tode verurteilten Frauen aus dem polnischen Widerstand durch. Im Nürnberger Ärzteprozeß werden sie dafür zur Verantwortung gezogen. Wer waren diese Ärzte? Und wer ihre »Versuchskaninchen«?

Ein halbes Jahrhundert später sucht die Autorin Überlebende der grausamen Experimente in ihrer polnischen Heimat auf – und findet sie noch immer schwer gezeichnet. In packenden Einzelstudien erhellt das Buch zugleich die Biographien der verantwortlichen Operateure.

ISBN N 3-426-77162-4 DM 012.90



9 783426 771624

ÖS 98,-

Freya Klier, 1950 in Dresden geboren, arbeitete nach ihrem Abitur und dem fehlgeschlagenen Versuch der Republikflucht als Postangestellte, Kellnerin und Disponentin im Dresdener Puppenspieltheater. Danach war sie als Schauspielerin und Regisseurin tätig. Sie ist Mitbegründerin der DDR-Friedensbewegung. 1988 wurde sie verhaftet und gegen ihren Willen ausgebürgert. Im Kindler Verlag veröffentlichte sie 1988 *Abreiss-Kalender* und 1990 *Lüg Vaterland*. Zur Zeit lebt Freya Klier als freischaffende Autorin und Regisseurin im Westen Berlins.

Von Freya Klier ist ausserdem erschienen:

Abreiss-Kalender (Band 3014)

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.



Originalausgabe Dezember 1994

© 1994 Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung Adolf Bachmann, Reischach

Umschlagfoto Süddeutscher Verlag

Gesamtherstellung Ebner Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-426-77162-4

2 4 5 3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 15

Freya Klier

Die Kaninchen von Ravensbrück

**Medizinische Versuche
an Frauen in der NS-Zeit**

Knaur®

Inhalt

<i>Karl Gebhardt. Porträt eines NS-Arztes</i>	9
Von «Oberland» nach Hohenaschau	9
Zwischen «warm-springs» und SS	24
<i>Drei junge Frauen im Widerstand</i>	53
Der Vernichtungsfeldzug gegen die polnische Intelligenz	53
In den Folterkellern der Gestapo	72
<i>Das KZ Ravensbrück. Ein deutsches Musterlager</i>	84
Ankunft im Alltag der Blockordnung	84
Die Abrichtung zur SS-Frau	93
Im Krankenrevier. Dr. Schiedlausky, Dr. Rosen- thal, Dr. Oberheuser ... eine Mords-Troika	105
<i>Die «Kaninchen» von Ravensbrück</i>	131
Tod eines Monsters	131
Die ersten Exekutionen	138
Das Experimentierfeld «KZ-Häftling»	143
Die «Versuchskaninchen» von Ravensbrück	158
Karl Gebhardts Blutopfer	177
Fritz Fischer und der Gehorsam bis ins Verbrechen	188
Helena und Stanislawa, die «Kaninchen» des Spätherbstes. Ein Heiliger Abend	204

<i>Die erste Auflehnung. Wechsel der</i>	
<i>Lagerärzte und neue Experimente</i>	213
Lebensrettende Geheimbriefe	213
Die «Isolierstation»	224
Suhrens Rache	231
<i>Massensterben und Massenmord.</i>	
<i>Niedergang der Barbaren</i>	241
Vom Sterbestübchen zur Sterbehalle	241
Bei Nacht und Nebel	248
Das polnische Todesurteil	256
Die Uhr läuft ab. Tagebuch der Agonie	261
<i>Nachtrag</i>	293
<i>Anhang</i>	301
Quellen	301
Literaturverzeichnis	306
Bildnachweis	315
Register	316

Mein Dank gilt Helena Hegier-Rafalska, Stanislaw
Czajkowska-Bafia und Wladislawa Karolewska-La-
pinska für ihre Bereitschaft, über das Schwere zu spre-
chen, sich lähmenden Erinnerungen noch einmal auszu-
setzen.

Mein Dank gilt Ewa-Maria Slaska für ihre sensiblen
Übertragungen ins Deutsche.

Karl Gebhardt. Porträt eines NS-Arztes

Von «Oberland» nach Hohenaschau

Am 20. August 1947 wird der Chefarzt der Heilanstalt Hohenlychen, Professor Dr. Karl Gebhardt, im Nürnberger Ärzteprozess zum Tod durch den Strang verurteilt. Dem Leibarzt Himmlers, Oberstem Kliniker beim Reichsarzt SS und letztem NS-Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes werden unter Punkt drei der Anklage «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» zur Last gelegt – Gebhardt trug die Hauptverantwortung für eine Reihe medizinischer Experimente an polnischen Frauen im Konzentrationslager Ravensbrück, die den qualvollen Tod einiger Versuchspersonen nach sich zogen und Verstümmelungen an Seele und Körper derer, die überlebten.

Woher kam dieser Mann, der als Wiederherstellungschirurg über Deutschlands Grenzen hinaus geachtet war, berüchtigt als Aufsteiger an der Seite Himmlers, dieser Arzt, dessen Name die Überlebenden noch Jahrzehnte nach der Befreiung zusammenschrecken lässt?

Die Idylle, in die der Arztsohn 1897 hineingeboren wird – am Saum eines Kleinstädtchens im Bayerischen Wald –, prägt seine Kindheit ebenso wie das als harmonisch empfundene Elternhaus, in dem ein liberalkonservativer Geist herrscht, der Umgangston freundlich ist, Gebhardt

sich auch im Nachhinein an Streit nicht erinnern kann. Er gilt als aufgeschlossener, problemloser Bub: Seine schulischen Leistungen sind passabel, die Streiche halten sich in Grenzen, zum Geigenüben muss er nicht erst gedrängt werden – Hausmusik gehört zum Familienvergnügen, bei dem oft nur der Vater fehlt, der als ausgebuchter Landarzt zu seinen Patienten über die Dörfer zu reiten pflegt. Die Begegnungen mit ihm beschränken sich vorwiegend auf das Wochenende, auf den obligaten Familienspaziergang, bei dem die jeweils vergangene Woche durchgenommen wird – beratend, kritisch mahnend, prinzipiell prügelfrei.

So wächst Karl vor allem zwischen der warmherzigen Mutter und den beiden älteren Schwestern auf, in einer behäbigen bayrischen Ländlichkeit, mit reizvoller Natur, Pferden und Hunden. Das einzige, was seine Kindheit trübt, ist der durch den Beruf des Vaters bedingte und schon bald nach der Jahrhundertwende einsetzende häufige Ortswechsel der Familie. Er bringt ihm als Zehnjährigem einige Jahre Rosenheimer Internat ein – die Zeit, in der Karl seinem ersten Verein beitrifft, den Pfadfindern. Zu den als neutral geltenden Jung-Bayern fühlt er sich hingezogen, nicht zu einer für Region und Zeit typischen, konfessionell geführten Gruppe. Pfadfinder bleibt er auch in München und Landshut, wohin ein Karrieresprung des Vaters die Familie schliesslich verschlägt. Nach Ausbruch des Krieges wird er von jenem flammenden Patriotismus erfasst, der um 1914 vor kaum einer Jugendgruppe haltmacht. Einem Patriotismus, der nicht im mindesten mit Karls Wunsch kulli-

diert, Geiger zu werden, um nach fleissigem Musikstudium in die Münchner Boheme einzutauchen.

Der Weltkrieg wird zum einschneidendsten Erlebnis seiner Jugend. Mit Scharen von Gleichaltrigen meldet sich der Gymnasiast 1916 freiwillig zum Militär, zur grossen Bewährungsprobe fürs Vaterland, die eine ganze Generation aus dem Unbehagen der Pubertät zu erlösen verspricht. Beim 4. Bayerischen Infanterieregiment steckt man ihn zunächst in ein Schneeschuhbataillon, dann darf er mit der Infanterie latschen und kriechen und erlebt endlich den ersehnten Ausnahmezustand: das Schlottern, das tapfere Durchhalten, das Tragen der Heldenverwundung wie eine Auszeichnung.

Prosaischer geht es in der französischen Kriegsgefangenschaft zu, in die Fähnrich Gebhardt 1917 gerät – fast ein Jahr lang muss er sich, verwundet, mit einer Gefangenenkompanie die Seine entlangschippen. Eine zermürbende Etappe, aus der ihn die Briten befreien, Gebhardt wird in ein Lager auf der Insel überstellt. Hier, im rauhen Klima eines schottischen Camps, ist genügend Zeit, sich dem Schock der Kapitulation hinzugeben, Zeit für eine Gruppendynamik, die unter dem Einfluss stählerner Kameraden heftige deutsch-völkische Blüten treibt. Eine gedemütigte Gemeinschaft hockt in dieser kernigen Luft, nach Revanche lechzend, auf der Suche nach den Schuldigen für die deutsche «Unterwerfung». Das Camp mit seinem Kameraden-Geist prägt sich dem jungen Fähnrich derart ein, dass er es später im zivilen Leben zum Modell ausbauen wird.

Allzulange währt die schottische Gefangenschaft nicht. Aufgrund seiner Kriegsverletzung wird Gebhardt vorzei-

tig ausgetauscht, in der heimatlich-bayrischen Kaserne zum Leutnant a. D. befördert und reichlich dekoriert: EK I und II, Verwundetenabzeichen in Schwarz, Ehrenkreuz für Frontkämpfer.

Danach geht ihm erst mal die Puste aus, Karl laboriert an Herzgeschichten und Kieferschmerzen. Sein Tatendrang erlebt einen Interruptus zur falschen Zeit, denn draussen kocht Bayern! Unter dem Eindruck der Kieler Matrosenaufstände brechen im November 1918 zunächst in München schwere Unruhen aus, greifen auf andere Städte über, ein Volksstaat Bayern wird ausgerufen, und plötzlich ist ein Linker Ministerpräsident, der Schriftsteller Kurt Eisner. Spartakisten kämpfen um eine Rätediktatur, die Polizei haben sie gleich ganz aufgelöst, das Chaos ist perfekt... Leutnant a. D. Gebhardt sieht bereits Russland in Bayern heraufziehen.

Und nicht nur er: Die legale SPD-Führung flieht im April 1919 nach Bamberg, sieht dort zu ihrem Entsetzen und aus sicherer Distanz den Kommunistenmob hausen, mit Aktionsausschuss nach stramm bolschewistischem Vorbild. Bayrische Freiwilligenverbände werden im ganzen Land zusammengetrommelt, reguläre Truppen aus Preussen und Württemberg zu Hilfe gerufen, selbst die verhassten Freikorps sind plötzlich erwünscht. Unter schweren Schlachten wird Bayern samt Hauptstadt schliesslich zurückerobert.

Diese Tollhauszeit, beginnend mit der Ermordung Eisners, die explosiven Unruhen bis zur Sprengung des Landtags, die Phase des Rätesystems mit dem Zentralrat des entfesselten Niekisch, mit Revolutionstribunal und Aufbau einer Roten Armee – diesen ganzen verhasst-

ten roten Umsturz erlebt Gebhardt am idyllischen Chiemsee, erfährt er allenfalls aus der Zeitung. Denn der Kriegsveteran hat zunächst den Rückzug in die bayrischen Wälder angetreten, sein vertrautes Milieu. In einer Mischung aus Patientsein und Volontariat verbringt er die Monate nach seiner Entlassung aus dem Heer in jenem kleinen Krankenhaus am See, in dem schon sein Vater wirkte und in dessen Nähe er nun sein kleines Segelboot vor Anker weiss.

Der Vater ist es, der das Schicksal des verwundeten und aufgewühlten Sohnes in die Hand nimmt, der ihn aus dem brodelnden Kessel, in dem am Ende wilde Geiseler-schiessungen und Standgerichte wüten, rechtzeitig entfernt. Er ist es, der ihn nun in die Bahnen einer zivilen Existenzsicherung lenkt. An Boheme und Geige ist ohnehin nicht mehr zu denken, derartige Träume hat der Krieg begraben. Und so lässt sich Karl vom Vater zu etwas Sinnvollem überreden, dem Beruf des Arztes. Zunächst ohne Begeisterung. Noch 1919 wird er – nachdem man ihm wie allen Krieger-Gymnasiasten seines Jahrgangs das verpasste Abitur erlassen hat – Medizinstudent an der Münchner Universität, dem Vater schwebt eine Universitätslaufbahn des eher praktischen Bur-schen vor.

Kurz fällt dessen Studium aus, erstaunlich kurz: Schon 1922 legt er sein Staatsexamen ab, im Jahr darauf erhält er die Approbation. Die Vermutung liegt nahe, hier habe der Vater – inzwischen zum Chef der Bayrischen Medizinalpolizei avanciert – den Dynamo ein wenig beschleunigt.

Doch nicht das Medizinstudium ist es, das Gebhardt in den frühen zwanziger Jahren fiebern lässt. Es ist jene politische Nachkriegsbewegung, bei der er die eigene Rolle für seinen späteren SS-Lebenslauf deutlich herauf-, während seiner Vernehmung beim Nürnberger Prozess aber deutlich herunterspielen wird. Kein Zweifel besteht daran, dass er die «Novemberverbrecher» für Deutschlands Niederlage verantwortlich macht, die Dolchstoßlegende ist ihm im schottischen Wartecamp in bleibende Tiefe gehämmert worden. Kein Zweifel daran, dass ihm das bürgerliche Bayern zu schlapp mit ihnen umgeht, dass er die Gegenrevolution mitforciert, Revanche für Deutschlands Schmach fordert.

Gebhardt ist ein Roten-Hasser, kein Antisemit. Es drängt ihn zum Kampf, nachdem er schon die Niederschlagung der Räterepublik und die sich anschliessende Massengründung von Parteien und anderen Männerbünden verpasst hat. Sein Aktionismus bricht sich 1920 Bahn: Mit einer Münchner Studentenkompanie schliesst er sich dem berüchtigten 15. Freiwilligenkorps Noskes im Ruhrgebiet an, um in brutalen Strassenschlachten mit der «Roten Armee» aufzuräumen.

Der Kampf ist die eine Sache, die soziale Idee eine andere. Seit seiner Heimkehr fühlt Gebhardt sich zu jener Generation hingezogen, der auch er gerade noch angehört und die er im Nachkriegschaos als aus der Bahn geworfen, der Tradition entfremdet erlebt. Sie will er auffangen, ihre Sinnkrise überwinden, die Sprach- und Bindungslosigkeit in einen kraftvollen Aufbruch münden lassen. Seine aus schottischer Campzeit herrührenden verschwommenen Sehnsüchte, in denen viel deutsche

Tiefe waltet und eine handfeste Gruppenambition, lassen den Einundzwanzigjährigen bereits am Chiemsee Jugendliche um sich scharen. Eine Kombination schwebte ihm vor aus Lagerkameradschaft und Sport, den er selbst aufgrund seiner Kriegsverletzung nun nicht mehr treiben darf.

Diesem ersten improvisierten Versuch eines Jugendlagers folgen nach der Rückkehr aus dem Ruhrpott weitere, von ebenfalls kurzer Dauer – die «Bewegung» ist es, die ihn zunächst stärker in den Bann zieht.

Gebhardt gehört jenen jungen Frontjahrgängen an, die im Schützengraben ein neues Weltrauschen erlebten, ein Hochgefühl nationaler Geschlossenheit, das sämtliche gesellschaftlichen Spannungen auszugleichen vermochte. Nach der bedingungslosen Hingabe, der Kameradschaft in Dreck und Blut hat die lähmende Niederlage ein Loch gerissen, das nun mit neuem Gemeinschaftsgefühl gefüllt werden will. Das Leiden an der deutschen Wirklichkeit treibt einen Grossteil dieser fronterfahrenen Jugend in die «jung wagende Tat», in einen extrem national gefärbten Aktionismus, der die blaue Blume problemlos mit dem Stilett versöhnt. Beschworen wird der kurze Weg vom verratenen Krieg zum völkischen *Wir*, zu einem Sozialismus, in dem nur die (gedemütigten) Deutschen Platz haben: Nach dem kurzen Abstecher ins Ruhrgebiet gründet sich unter Mitwirkung der kampferprobten Münchner Studenten ein legaler Nachfolger der rechtsradikalen Freikorps, Bund «Oberland». Karl Gebhardt ist sofort mit von der Partie. Von seinen sozialen Ideen bleibt zunächst wenig übrig – «Oberland»

versteht sich als schlagende Vorhut gegen die «Sendlinge des jüdischen Bolschewismus», gegen die «Schergen des internationalen Kapitalismus», als Speerspitze auch einer paramilitärischen Opposition gegen die junge, misslungene Republik, eine Schandregierung, die man für den Versailler «Schmachfrieden» verantwortlich macht. Vom Vater Krieg gehämmert und gemeißelt, geschärft von ausgelutschten Frontsenioren, fühlt sich die junge Rechtselite berufen, das Vaterland vom Pluralismus zu heilen ... und sei es mit Waffengewalt. Bewaffnet ist «Oberland» von Vornherein bis an die Zähne. Bei der Vernehmung zum Nürnberger Prozess wird der rücksichtslose Tatwille, der das Korps kennzeichnet, der Terror, der nicht einmal vor Abweichlern in den eigenen Reihen haltmacht, aus der Erinnerung des SS-Arztes gestrichen sein. Geblieben sein wird die Radikalität des Gedankens – an eine Volksgemeinschaft in der Klammer von Pflicht und verschollenen Idealen.

Es darf als sicher gelten, dass Medizinstudent Gebhardt an Feme-Morden nicht beteiligt war. Und eher unmerklich vollzieht sich sein Rückzug aus der «Bewegung» – zu einer Zeit, da sie zur Höchstform aufläuft. 1923, im Jahr des Ruhrkampfes und der galoppierenden Inflation, knüpft sich das Netz der vaterländischen Schutz- und Trutzbünde in Bayern dichter. Ihre beiden Grundströmungen haben sich längst polarisiert. Zum einen die aus dem lokalen Heimatschutz hervorgegangenen Einwohnerwehren; sie gelten als pflegeleicht, da auf die Verteidigung von Besitz und bürgerlicher Ordnung beschränkt – mal weiss-blau föderal, mal kleinstaatlerisch, mal mon-

archistisch gefärbt. Aus anderer Wolle ist die von Ernst Röhm gegründete «AG Vaterländischer Kampfverbände», zu deren hartem Kern die SA der NSDAP zählt, die militante «Reichsflagge» und «Oberland».

Mag es in dieser Arbeitsgemeinschaft von Beginn an recht unvölkisch hakeln, so schweisst sie doch ein offen proklamiertes Ziel zusammen: der revolutionäre Umsturz! Ihr Tatwille stösst auf wachsende Sympathie in der Bevölkerung, ihr Trommler Adolf Hitler bringt zustande, was keinem sonst gelingt in dieser wirren Zeit – die nationale Idee sowohl in die Universitäten als auch in die Arbeiterschaft zu tragen. Und während die ersten ostjüdischen Familien und ein paar nichtbayrische Deutsche bereits des Freistaates verwiesen werden, wächst auch das Wohlwollen in Regierungskreisen. Was die paramilitärischen Verbände, die «unerzogenen Kinder» Bayerns, nicht eben stilvoll fordern, das spricht im Grunde auch dem bayrischen Innenminister aus dem Herzen:

«Druck erzeugt Gegendruck. Sollen wir uns wie Sklaven und feige Hunde verkriechen oder sollen wir nicht vielmehr dahin streben, unser Haupt wieder erheben zu können, wie es freien deutschen Männern gebührt?... Ein Zustand, wie er zurzeit besteht, ist nur eine gewisse Zeit erträglich. Das deutsche Volk, das auf eine mehr als tausendjährige ehrenvolle Geschichte zurückblickt, das an erster Stelle die erreichte hohe menschliche Kultur mit heraufgeführt hat, das in Wirtschaft und Technik, in Kunst und Wissenschaft unvergängliche Verdienste um die Menschheit sich erwarb, verdient am allerwenigsten, so be-

handelt zu werden, wie es gallischem Übermut, gallischer Rachgier und gallischem Sadismus zurzeit gefällt... . Also freuen wir uns darüber, dass Kräfte und Mächte, dass Triebe und Leidenschaften sich regen und in unserem Volke allmählich den entschlossenen Willen aufkommen lassen, eine Änderung des derzeitigen unerträglichen Zustandes vorzubereiten...»¹

Die Triebe und Leidenschaften regen sich nicht, sie entfesseln sich – und zwar in eine Richtung, die Innenminister Schweyer so ursprünglich nicht gemeint hatte. Zunächst erprobt sich der neue Kampfbund in markigen Kundgebungsreden und parademässigen Aufmärschen, in denen zum Trompetensignal die Hakenkreuzflagge weht. Sie kommen an, die disziplinierten Marschblöcke mit ihrem Trittleichklang, dem strengen Rauchverbot und reichlichem Tapferkeitsgeklimper an der Weltkriegerberust. Doch bald schon geht es zur Sache, planen SA und «Oberland» zum 1. Mai den schwerbewaffneten Überfall auf die Münchner Theresienwiese, auf der eine Gewerkschaftsfeier starten soll. Ein Blutbad wird avisiert, das von Reichswehr und Landespolizei gerade noch verhindert werden kann. Für Rote hat die tägliche Hatz längst begonnen, und während Ordnungskräfte die Vaterländischen zugeprägten Augen gewähren lassen, findet sich der sozialdemokratische Ordnungsdienst zur Selbstverteidigung verboten.

Kalte Füsse bekommt die bayrische Regierung erst, als Hitler, der mittlerweile auf fünfzigtausend Anhänger blicken kann, Mitte September die Errichtung einer Dik-

tatur ins Auge fasst. Marschiert werden soll möglichst gleich auf Berlin, um die Reichshauptstadt vom «marxistischen Pfuhl» zu säubern.

Ein Putsch wird befürchtet. Um ihm zuvorzukommen, setzen Münchens Oberhäupter ein Generalkommissariat ein – Regierungspräsident von Kahr, der ebenfalls Marschpläne hat, wenn auch eigene. Er übernimmt die vollziehende Gewalt, also eine Art Schirmherrschaft über die «unerzogenen Kinder». Gleichzeitig beginnt er, Bayern militärisch vom Restreich zu separieren, was einen erbitterten Machtkampf zwischen Berlin und München zur Folge hat – die richtige Gemengelage für neue Nazi-Umsturzpläne. Die nun sollen sich bescheidenerweise erst mal auf Bayern beschränken.

Im September 1923 wird die Kampfmaschine kräftig geölt, für welche Putschvariante auch immer. Die Wanderburschen von Bund «Oberland» treffen sich zum Ausflug mit Picknick:

«Am Sonntag, dem 22. September, nachmittags 5.30 Uhr, versammelt sich die Wandergruppe am Isartalbahn- hof. Dienstanzug, Tornister und Rucksack, Proviant für zwei Tage. Wegen etwaiger Zusammenstöße sind erreichbare Handfeuerwaffen, Gummiknüppel, Schlagringe mitzubringen. Es ist Ehrenpflicht jedes Oberländers, zu dieser äusserst wichtigen Übung zu erscheinen. Nichterscheinen hat Ausschluss zur Folge. Geschäftliche Interessen und Nichtaufbringung der Fahrtkosten gelten nicht als Entschuldigung. Fahrtkosten werden in ganz dringenden Fällen vergütet.»²

Blutig bricht sich im November der völkische Wille Bahn, beim Marsch der Feldherren Hitler und Ludendorff auf die Münchner Feldherrnhalle steht «Oberland» in vorderster Front. Mit von der Partie ist auch Karl Gebhardt, der zu den wenigen gehört, die nicht verhaftet werden – als Arzt begleitet er den Zug, sammelt die Verwundeten ein und schleppt sie in die Chirurgische Klinik zu Professor Sauerbruch. Ein Wink des Schicksals, bei dem wohl auch Gebhardts Vater die Winkhand mitführt: Nach dem Putsch wird nicht nur die NSDAP verboten, sondern auch ihr Komplize «Oberland». Die geschlagenen Völkischen tauchen in einer Subkultur unter, deren engmaschiges Beziehungsgeflecht ihnen zunächst ein rivalisierendes Weiterwursteln ermöglicht, denn auch unter harmlos neuen Namen zehren sie vom Kontinuum der alten, ihnen wohlgesonnenen Eliten im Justiz- und Verwaltungsapparat. Der übergrosse Teil der «Oberländer» schlüpft bei der illegalen NSDAP unter, über die – samt ihrer terroristischen Hilfstruppe SA – sich nun ein Mantel der Verfassungstreue breitet; ein geschickter Schachzug Hitlers, um nach dem Fiasko den legalen Weg zur Macht auszubauen.

Karl Gebhardt schlüpft nicht bei der NSDAP unter. Er scheint sich ausgetobt zu haben und schwenkt mit ausgeprägtem Gespür für das Richtige zur richtigen Zeit auf den Ausbau seiner bürgerlichen Existenz um: Schon Weihnachten 1923 gelingt ihm der Einstieg bei Professor Sauerbruch, dem Chef der Chirurgischen Klinik. Die nationalistische Gesinnung muss er deshalb nicht ablegen, sie schleift und dämpft sich von allein, der neuen Lage entsprechend.

Sein neuer Ziehvater, Geheimrat Sauerbruch, gilt in den frühen zwanziger Jahren schon als chirurgische Kapazität. Den Völkischen steht er in jenem ambivalenten Gefühlsschwang von Irritation und Faszination gegenüber, der medizinische Kreise weit über München hinaus ergriffen hat. Dem Trommler Hitler war der berühmte Arzt bereits 1920 begegnet, auf dessen Bitte, unter seinen Studenten gegen die Juden zu hetzen, jedoch nicht eingegangen. Antisemitismus liegt ebensowenig auf Sauerbruchs Niveau wie das rüde, abstossende Auftreten der Nazis. Früh hat er Hitlers Halbbildung durchschaut, die psychopathische Komponente – seiner Ausstrahlungskraft ist auch er erlegen.

Bei ihm ist Karl Gebhardt in fördernden Händen: Nicht Gesinnung ist mehr gefragt, sondern fachliche Kompetenz. Die berufliche Chance nutzend, erweist sich der Jungmediziner als überaus fähig – binnen eines Jahres schafft er den Aufstieg vom Volontär zum Assistenten des renommierten Chefs.

Und mehr noch, er schafft sich sein eigenes Terrain. 1926, in einer Zeit, in der es in der Weimarer Republik von Jugendvereinen und Jugendbewegungen zu wimmeln beginnt, in der die unruhige, vernachlässigte Generation in ein Freizeitfeld zwischen chaotisch-wild und bieder-fromm kanalisiert wird, greift auch Gebhardt seine sozialen, in Sturm- und Prügelzeiten vergessenen Ideen wieder auf.

Diesmal stellt er sie auf stabilere Füße. Im idyllischen Hohenaschau gründet er ein Jugend-Übungslager, das bald einen eigenen Stellenwert im grossen Spektrum hat – für jeweils mehrere Wochen werden schwächliche, er-

holungsbedürftige Jugendliche hierhergeholt, um sie für Schule und Beruf wieder aufzupäppeln. Es sind vorrangig Kinder aus benachteiligten Elternhäusern; sein Modell basiert auf Ausgleich der sozialen Unterschiede. Blut und Stammbaum stehen hier nie zur Debatte, das Lager steht auch Bedürftigen aus jüdischen Familien offen.

Gebhardt, besessen von einer doppelten Idee, entfaltet ein beachtliches Organisationstalent. Er schliesst das Lager dem Bund der Kinderreichen an, knüpft ein Kontaktnetz zu Schulen und Lehrwerkstätten, heuert Sportlehrer und Krankengymnasten an. Das Camp, das er aufzieht, ist jenem britischen Modell nachempfunden, das Fähnrich Gebhardt trotz Gefangenschaft als heilungsfördernd erlebt hat – grosse, gut durchlüftete Trainingszelte, fahrbare Küchen und ein chirurgischer Betrieb im Freien. Trainiert wird in unterschiedlich belastbaren Gruppen, der Behandlungsschwerpunkt von der Chirurgie auf die Orthopädie verlagert – operiert nur im äussersten Notfall, ein Grundsatz, den Gebhardt später nach Hohenlychen übernehmen wird.

Hohenaschau ist eine Aussenstation der Münchner Chirurgischen Klinik. Die Erfahrungen des Arztes fliessen so in einen Fachbereich ein, den er 1928 als Oberarzt übernimmt – die Sportabteilung. Gebhardt ist rundum ausgelastet, und noch kommt eine Schule für Krankengymnasten hinzu, in der er unterrichtet. Der ein Jahr zuvor vollzogene Wechsel seines Mentors Sauerbruch nach Berlin hatte für ihn keine Folgen, er selbst gilt bereits als Spezialist für die Nachbehandlung verletzter Gliedmassen, die Bewegungstherapie. Tüchtig ist der Chirurg und hilfsbereit, beliebt in Kollegen- und Patientenkreisen.

Vor allem aber bei seinen Jugendlichen in Hohenaschau. Denn der Leiter des Lagers ist in Abständen auch Mitbewohner: Sämtliche Herbstferien verlebt Gebhardt, der statt Standesdünkel ein erdiges Temperament aufweist, in seinem Camp. Unterschiedslos wohnt er dann jeweils inmitten der von ihm betreuten Jugendlichen, entwickelt nicht nur neue Heilmethoden für deren lädierte Bewegungsapparate, sondern hört sich auch ihre Probleme an. In einer Zeit der aus der Bahn geworfenen Elternhäuser und abstürzenden Sicherheiten, einer Zeit des Chaos und geblähten Nullenwahnsinns wird Hohenaschau für jugendliche Patienten und Personal gleichermaßen zur Oase. Gebhardt gilt als Autorität: Das Fischen in deutscher Tiefe hat er zu dieser Zeit ebenso hinter sich wie die Führer-Gefolgschafts-Hierarchie seines paramilitärischen Kampfbundes. Seine Anerkennung beruht auf Fähigkeiten, fachlichen und sozialen.

Rückblickend werden diese Hohenaschauer Jahre ausgelöscht sein, verkümmert höchstens zu einem trügerischen Intermezzo zwischen jugendlicher Rechtsradikalität und sich logisch anschließender SS-Karriere. Doch gerade dieses halbe Jahrzehnt zeigt die Potenzen eines Mediziners, der fünfzehn Jahre später nur noch berüchtigt sein wird. Ein Streif ethischer Glaubwürdigkeit wird sichtbar, ausgelöscht durch eigenes Handeln. Nicht, dass ein bewusster Sinneswandel erfolgt wäre – noch immer sympathisiert Gebhardt mit Hitlers Arbeits- und Sportprogramm (und deutlicher, je mehr sich Chaos und Inflation ausbreiten), noch immer auch lehnt er Antisemitismus ab. Doch er ist von seinem Beruf absorbiert, das

Sammeln und Neustrukturieren der «Bewegung» findet ohne ihn statt. In Hohenaschau spielt Ideologie keine Rolle, die Mitarbeiter sind nach fachlichen Fähigkeiten ausgewählt, sozialem Engagement. Toleriert wird jeder, der sich der Arbeit mit Jugendlichen rückhaltlos hingibt – ganz gleich, wo er politisch steht. Die Anziehungskraft, die das Basis-Projekt über Bayerns Grenzen hinaus ausübt, wird auch dadurch bestimmt.

Zwischen «warm-springs» und SS

Mit Hitlers Machtantritt im März 1933 rauscht Deutschland in eine «Nationale Revolution». Schon Wochen zuvor, nach seiner Ernennung zum Reichskanzler, katalpultierte sich ein Verein nach vorn, der in hippokratischen Gefilden lange bewundert, belächelt, bekämpft, doch nie richtig ernst genommen wurde – der Nationalsozialistische Deutsche Ärztebund, eingeteilt in Gaue wie die Mutterpartei.

Seine Gründung vier Jahre zuvor hatte niemanden aufgeschreckt. Bei lange dümpelnder Mitgliederzahl hatte er sich gemässigt gegeben, zunächst nur zögerlich antisemitisch und auf Ausgleich vor allem mit den ärztlichen Standesorganisationen bedacht. Das ändert sich mit dem Erfolg der Nationalsozialisten bei den Wahlen von 1932: Mit scharfem Ruck und einem Wechsel in der Führungsspitze erklärt sich der Bund zur Kampforganisation der NSDAP. Als Hauptakteure treten nun Männer in Erscheinung, die über einen guten Draht zu Hitler verfügen und ein scharf antisemitisches Programm, dar-

unter Dr. Leonardo Conti, SA-Mitglied seit 1923, und Dr. Gerhard Wagner – eingefleischter Nationalist und ehemaliger «Oberland»-Kämpfer. Zielgerichtet bereiten sie sich nach dem Erfolgscoup von 1932 auf die Übernahme der deutschen Ärzteschaft vor, des gesamten Gesundheitswesens. Mit ihrem Versprechen, nach der Machtübernahme lang anstehende Forderungen der Mediziner durchzusetzen, mehren sich ihre Sympathisanten, füllen sich die Reihen des NS-Ärztbundes mit Angehörigen einer Berufsgruppe, die in der Mehrheit «vaterländisch gestimmt» ist, in der es aber bislang als vornehm galt, politisch nicht organisiert zu sein.

Ihr Eintritt zementiert den Sockel des NSDÄB, seinen kometenhaften Aufstieg jedoch verdankt er dem Ermächtigungsgesetz im Reichstag, das ab März 1933 auch die letzten Reste des Parlamentarismus beseitigt und Adolf Hitler eine fast unumschränkte Machtfülle beschert. Offen wird der Bund auf den Führer eingeschworen, die Gleichschaltung beginnt. Differenziert zunächst, in verschiedenen Etappen. Sein sofortiges Ende erlebt selbstverständlich der Verein Sozialistischer Ärzte. Gauobmänner des NS-Bundes – allesamt Mediziner – übernehmen als Staatskommissare das Gesundheitswesen innerhalb der einzelnen Länder: Nacheinander werden deren Ärztekammern aufgelöst, um einer zentralen Reichsärztekammer Platz zu machen.

Bei den Landesverbänden geht man geschickter vor. Sie werden nicht zerschlagen, Wagner übernimmt deren kommissarische Leitung. Hartmannbund und Deutscher Ärztevereinsbund stehen ab 24. März 1933 damit gewissermaßen unter NS-Kuratel.

Die Hatz auf den Hauptfeind eröffnete der Nationalsozialistische Deutsche Ärztebund schon am Tag zuvor im *Völkischen Beobachter*:

«Es gibt wohl keinen Beruf, der für Grösse und Zukunft der Nation so bedeutungsvoll ist wie der ärztliche... . Aber keiner ist auch so verjudet wie er und so hoffnungslos in volksfremdes Denken hineingezogen worden. Jüdische Dozenten beherrschen die Lehrstühle der Medizin, entseelen die Heilkunst und haben Generation um Generation der jungen Ärzte mit mechanistischem Geist durchtränkt. Jüdische ‚Kollegen‘ setzten sich an die Spitze der Standesvereine und Ärztekammern; sie verfälschten den ärztlichen Ehrbegriff und untergruben arteigene Ethik und Moral.»³

Dem wird nun durch die «arteigenen Ethiker» ein Ende bereitet, die Stunde der Rassehygieniker bricht an. Ab April '33 – nachdem «nichtarische und marxistische» Schulärzte Bayerns schon im vorausseilenden Eifer geschasst wurden – schlägt die «Nationale Revolution» im medizinischen Bereich durch: Im Gesundheitswesen beschäftigte jüdische Beamte werden in den Ruhestand versetzt, die ersten Kassenärzte verlieren ihre Zulassung. An bayrischen und württembergischen Krankenhäusern dürfen jüdische Ärzte plötzlich nur noch jüdische Patienten behandeln, nur noch die Leichen von Juden sezieren, und in ganz Deutschland pflanzen sich SA-Männer vor jüdischen Praxen auf, um «arische» Patienten zu warnen.

Auch an Universitäten wird rücksichtslos «entpflichtet». Bereits im Sommer 1933 sind 235 Hochschullehrer aus Deutschland vertrieben: «Nichtarier» und «Marxisten» – ein Topf, in dem man nach alter Tradition Kommunisten und Sozialdemokraten zu verrühren pflegt.

Wagner wird diese Wochen später die «erste Phase der Revolution» nennen, in der «wir manchmal mit starker Hand zugreifen mussten». Neben dem brutalen Eifer bestimmt zunehmend deutsche Gründlichkeit den Takt der «Nationalen Revolution»: Allein in den ersten fünf NS-Jahren sehen sich mehr als 6'000 Ärzte aus ihrem Beruf gedrängt.

Und die Kollegen?

Es wäre unlauter, jenen schmalen Teil der Ärzteschaft zu unterschlagen, der sich den Über-Nacht-Verfemten mutig zur Seite stellte, mitunter offen gegen den NS-Wahn auftrat, obwohl die Vernichtung der Existenz ihn selbst gar nicht betraf. Etliche versuchten, ein wenig zu dämpfen, zu mildern, abzuschwächen, und sicher wird der Grad des Eifers, mit dem man nun die Ausschluss-Listen zusammenstellte, unterschiedlich ausgefallen sein (nur, sie wurden eben aufgestellt).

Wie immer zu Zeiten gesellschaftlichen Umschwungs findet sich am Rad der Geschichte auch jene klebrige Schicht, die ihm genau dann anhaftet, wenn nicht mehr Ächtung, sondern Aufstieg droht. Und so strömen auch dem NS-Ärztebund die Mitglieder frühlingshaft zu, nach dem Motto «Wer jetzt nicht die Chance ergreift, da das Rad sich mit Hakenkreuz dreht und Parteinähe beschleunigt vor Leistung rückt, ist selber schuld». Zählten

sich vor Hitlers Machtantritt knappe 3'000 Mitglieder zum NSDÄB, so steht der Bund ein halbes Jahr später schon mit 11'000 in voller Blüte. Doch macht das noch immer nur ein reichliches Fünftel der zirka 52'000 Reichsärzte aus (im Jahre 1942 werden es dann allerdings 46'000 sein, dann *muss* eben drin sein, wer überhaupt noch etwas werden will).

Nein, entscheidend für den durchschlagenden Erfolg von Wagner und Genossen ist schliesslich jene grosse – sich apolitisch wählende – Mehrheit von Ärzten und Universitätsdozenten, die sich dem neuen Regime relativ problemlos anpasst. Viele stören sich zunächst an der stillen Judenhetze, an Spektakeln wie der Bücherverbrennung oder dem theatralisch aufgezogenen Reichstagsbrand. Man verweigert sich punktuell, macht aber im Grossen und Ganzen mit. Und irgendwie erliegt man auch der frischen Tatkraft, dem Feuer, das von Hitlers völkischer Erhebung ausgeht... Immerhin setzt der neue Reichsärztführer Wagner nun jenes Bündel von Gesetzen und Verordnungen in die Wirklichkeit um, das er versprochen und das der Ärzteschaft schon bald ein überproportionales Einkommen beschert. Und ganz nebenbei: Mit dem «Abbau des Mediziner-Überschusses» fällt ja auch lästige Konkurrenz aus, werden heiss begehrte Vakanzstellen frei und ohne allzu grosse Skrupel besetzt.

Professor Dr. Karl Gebhardt wird das Schaltmoment von 1933 sehr treffend beschreiben – später allerdings, während seiner Vernehmung zum Nürnberger Ärzteprozess:

Gebhardt: «Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, der dümmste Begriff im ganzen Sprachvorgang, der Rassenbegriff... Haben nicht unsere sämtlichen deutschen Hochschulen ihn gepredigt? Warum sind nicht alle Rektoren aufgestanden am Anfang des Dritten Reiches, wo es noch nicht politisch fest war, da wäre vieles passiert?» *Mr. Alexander:* «Da stimme ich Ihnen vollkommen zu.»

Gebhardt: «Es war aber so, wenn einer sich erhoben hätte, dann wäre der andere gekommen und hätte gesagt ‚Mein Führer, kann ich nicht Professor werden?‘»⁴

Nicht nur für den Lehrkörper, auch für den «deutschstämmigen» Studentennachwuchs steigen die Chancen, nachdem «fremdrassige Elemente» an Hochschulen und Universitäten zunächst stark eingedämmt werden – auch hier geht Bayern mit Pioniergeist voran –, um schliesslich ganz aus der höheren Bildung zu verschwinden. Und zahlreiche Jungärzte, bevorzugt parteinahe, erhalten nun eine freigewordene Kassenarztstelle ...

Bleibt die Frage nach Karl Gebhardt selbst – wo ist er 1933? An der Judenhatz beteiligt er sich erwiesenermassen nicht, aus Überzeugung und weil er ohnehin nicht der Typ des Eiferers ist. Doch er startet einen Durchmarsch, der auf keinerlei «Entpflichtungen» anderer Rücksicht nimmt und sämtliche Aufsteiger unter Hippokrates' Jüngern glatt in den Schatten stellt.

Denn zunächst sieht es ganz danach aus, als habe der

Chirurg den Anschluss verpasst. Als die entscheidenden Weichen gestellt werden, bastelt er an seiner Habilitation, kümmert sich um seine Lager-Jugend – stolz, sich auf sportmedizinischem Gebiet einen Namen gemacht zu haben. Natürlich begrüsst er sowohl Hitlers Sieg als auch den Aufschwung der nationalsozialistischen Bewegung, doch ist er während des Reichskanzler-Triumphs im Januar 1933 weder in der NSDAP noch auf irgendeinem ihrer Flaggschiffe, noch nicht einmal im NS-Ärztebund. Keine optimale Startposition, und als der Zug der «Bewegung» aus dem bayrischen Süden schon Richtung Reichshauptstadt rollt, sitzt Gebhardt noch in der Münchner Klinik und Hohenaschau fest, der tiefsten Provinz. Nun gilt es, nicht nur den Zug nicht zu verpassen, sondern sich möglichst gleich in Nähe der Lok zu plazieren!

Sicher ist Karl Gebhardt ein fähiger Mediziner. Doch dass ihm dieses Kunststück gelingt, dass er tatsächlich butterweich landet – wenn auch zunächst nur auf dem zweiten Wagen hinter der Lok –, verdankt er nicht fachlicher Begabung, sondern psychologischem Gespür und einem grossen Organisationstalent. Vor allem aber verdankt er es einem Beziehungsgeflecht, das ihm während der späten Weimarer Jahre nicht mehr wichtig war und dessen Fäden er jetzt zielbewusst aufgreift, um sich selbst rasch und geschickt hineinzuknüpfen.

Sein erster Anlaufpunkt ist Gerhard Wagner, den er aus München kennt und dem er sich als alter «Oberland»-Mitstreiter in Erinnerung bringt – die beste Visitenkarte für jenen Mann, der quasi über Nacht massgebliche Fäden im medizinischen Bereich in der Hand hält. Doch

Gebhardt kommt keineswegs als Bittsteller. Er wartet mit Angeboten auf, konkreten Vorschlägen – denn nun müssen die Reichsärzte umgeschult, Schwerpunkte in der Ausbildung verlagert werden. Er bietet Hohenaschau als Fortbildungsstätte an und organisiert für Wagner eine erste Tagung in Eisenach.

Vor allem vollzieht er endlich seinen Kompakteintritt in die nötigen Parteigliederungen: Am 1. Mai 1933 tritt Gebhardt als Mitglied Nr. 1723317 der NSDAP bei, am selben Tag noch steigt er in die SS ein. Mit Nr. 265 894 gehört er auch in der Schutzstaffel nicht gerade zu den Gründern, doch was schadet das? Nur kurz darauf folgen NS-Ärztebund und NS-Dozentenbund.

Gerhard Wagner ist nur die eine Schiene, deren Gebhardt sich bedient; da die Zeit drängt, fährt er zweigleisig. Und reisst parallel dazu einen alten, in der Erinnerung etwas blässlichen Kindheitsfreund wieder auf, den er fast noch länger aus den Augen verloren hatte als die ganze Bewegung, der nun jedoch als äusserst einflussreich, als einer der engsten Vertrauten Hitlers gilt: Heinrich Himmler.

Wie gesagt, man kennt sich aus Kindheitstagen. Eine fast familiäre Beziehung bestand da – Gebhardts Vater war Hausarzt bei der Himmler-Familie, Vater Himmler wiederum Rektor an Karls Münchner Gymnasium. Zeitgleich wechselten die Familien nach Landshut, Karl war älter als Heinrich, hatte eigentlich mehr mit dessen Bruder zu tun. Man trifft sich nach dem verlorenen Krieg wieder, leckt sich die gleichen Wunden, leidet mit einem Heer bayrischer Jugendlicher an ein und derselben De-

pression. Zur Zeit des völkischen Flatters befinden sich beide eine Zeitlang im Griff ihrer liberaleren Väter, paukt Karl für sein Medizinstudium, während «Heini» in einem Münchner Vorort Hühner züchtet. Kampfbündig wiederum gehört der eine dann zu «Oberland», der andere zur ebenso militanten «Reichsflagge», und nach dem Desaster von 1923 gehen die Wege fast völlig auseinander.

Zehn Jahre später nun wird die eher tote Beziehung von Gebhardt aufs Heftigste wiederbelebt. Die ersten Annäherungsversuche gestalten sich schwierig, sehr schwierig, der Kindheitsfreund ist kaum zu erreichen. Ist rundum eingespannt in eine Bewegung, die nun zur Führungsmacht aufsteigt und die Himmler nie verlassen hat. Im Gegenteil: 1929 wird der glühende Hitler-Verehrer zum Reichsführer SS ernannt, jener vier Jahre zuvor aus des Führers Leibgarde hervorgegangenen Schutzstaffel, die zwar noch immer der SA untersteht, die aber gerade vom Kindheitsfreund mit einem scharfen Elite-Bewusstsein ausgerüstet wird.

Seit 1930, dem ersten fulminanten Ergebnis der Nationalsozialisten mit 6,4 Millionen Wählerstimmen und 107 Reichstagsmandaten, gerät die «Bewegung» in ihrem Münchner Zentrum in eine hektische Betriebsamkeit, wiederum wird nun die ganze Macht avisiert. Tatwille bricht sich Bahn in diesen neuerlich wilden Zeiten – vor und hinter der Bildfläche. Denn während draussen nun mörderische Strassenschlachten zwischen den Nazis und ihren Gegnern auf der Tagesordnung stehen – die Übergriffe von SA und SS sind von einer solchen Brutalität, dass die sich zeitweise verboten finden-, nimmt

Heinrich Himmler seinen Platz auf der konspirativen Kampfebene ein: Im winzigen, streng abgeschirmten Zirkel baut er mit seinem Protégé Reinhard Heydrich einen Sicherheitsdienst auf. Der fällt weniger amateurhaft aus als in anfänglichen Kampfzeiten: Die Zentralkartei, die beide für sämtliche NS-Gegner anlegen, zielt konsequent auf alle deutschen Länder. Auch an Plänen für die Umgestaltung des alten Polizeiapparates wird getüftelt – in straffe Hand soll er geraten, möglichst verschmolzen werden mit der SS, auf jeden Fall befreit von rechtsstaatlichem Ballast, ein Sicherheitsinstrument ausschliesslich des Führerwillens.

Karl Gebhardt trifft Himmler, den «alten Landshuter Kameraden», in jenen wackligen Februartagen 1933, da sich das Zentrum der Bewegung nach Berlin verlagert und der Reichsführer SS in Bayerns Hauptstadt auf der Wartebank sitzt, einem Randplatz, aus dem ihn endlich die März-Wahlen befreien. Der Führer ist nun ganz oben, sein getreuer Adlatus Himmler wird über Nacht Chef der politischen Polizei, zunächst nur in Bayern; Berlin bekommt er erst später in die Hände, Preussens Polizei kontrolliert erst einmal Hermann Göring.

Deutschlands Schreckensreich bricht an. Und Himmler steckt nun erst recht über beide Ohren in Arbeit: Die führenden Persönlichkeiten von Parteien, Gewerkschaften und jüdischen Gemeinden müssen verhaftet und nach Dachau verschleppt werden, dem ersten, in Windeiseile errichteten KZ. Allein bis Ende 1933 werden 16000 Menschen durch Dachau geschleift worden sein. Sofern sie dort nicht zu Tode kommen, entlässt man die meisten

– brutal misshandelt – nach kurzer Zeit unter Auflagen; man hat sie die Instrumente spüren lassen, damit sie allen NS-Gegnern berichten, was sie in Dachau erwartet. Der nächste Treff mit Himmler klappt also erst Ende Mai; Gebhardt hat inzwischen sein Beitrittspensum absolviert. Der Reichsführer SS reagiert offen, schlägt ihm die ärztliche Mitarbeit in seinem engeren Stab vor – ein Angebot, wofür der Chirurg sofort ein anderes sausenlässt: Durch Wagners Vermittlung hat ihm inzwischen auch die SA ein sportärztliches Mitwirken offeriert. Noch im Juli teilt Himmler ihm telefonisch mit, es gehe alles klar, er solle schon mal die Führerbögen ausfüllen sowie einen Entwurf seiner zukünftigen Tätigkeit bei Reichsarzt Dr. Denker einreichen. Gebhardt macht sich sofort an die Erfüllung des Geforderten, doch dann herrscht Funkstille, hört er plötzlich nichts mehr vom Jugendfreund!

Also fährt er – auf Nachricht von Himmler wartend – die Wagner-Schiene weiter, führt in dessen Auftrag wieder einen Schulungslehrgang für die neuen Reichsärzte durch, in Hohenaschau; das aber liegt gerade in diesem Sommer '33 sehr weit weg von Berlin. Auch läuft die Zeit davon, in der oben und unten neu gemischt und begehrte Vakanz neu besetzt werden. Natürlich will Gebhardt weiterhin vor zur Lok, doch als Wagner ihn dem neuen Reichssportführer von Tschammer-Osten zuteilt, macht er sich auf die Suche nach einer neuen klinischen Ausstation – als Ärztefortbildungsstätte und eigenes, alternatives Arbeitsfeld, falls das mit Himmler nicht klappt. Und danach sieht es inzwischen aus.

Auf diese Weise stösst der bayrische Chirurg auf Hohenlychen, eine Tbc-Heilstätte, am Rande der Mecklen-

burgischen Seenplatte ... idyllisch gelegen und nicht allzu weit entfernt von Berlin. Hier nimmt er erst mal Quartier. Denn in der Luft zu hängen in diesem turbulenten Jahr verbietet sich auch aus einem zweiten Grund: Karl Gebhardt ist frisch verheiratet, seine Frau erwartet das erste Kind.

Unbestritten, Hohenlychen hat seinen Reiz: Die Tbc-Heilstätte aus der Vorkriegszeit arbeitet auf Naturheilstättebasis, mit gezielter Diät und frischer Luft, hier liesse sich gut auf seiner bisherigen Arbeit aufbauen. Doch eigentlich zieht es ihn weiterhin ins Machtzentrum. Dr. Denker, der alte Reichsarzt, hat seine Aufstiegspläne torpediert...

Noch einmal, gegen Jahresende, versucht der ehrgeizige Arzt das «Sesam Himmler» zu öffnen, mit einem Brief, der des Schleimes nicht entbehrt:

«Hohenlychen, den 5.12.1933

Lieber Heini Himmler!

Entschuldige, wenn ich Dich nochmals in alter Lands-huter Kameradschaft um Deine Hilfe bitte.

Ende Mai 1933 war ich bei Dir. Du hast damals vorge-schlagen, dass ich in Deinen engeren Stab trete als ärztlicher Mitarbeiter. Ich habe daraufhin meine Auf-nahme in die SA, als sportärztlicher Mitarbeiter, nicht mehr betrieben. Im Juli 1933 hast Du mir am Telefon mitgeteilt, dass ich von Dir aufgenommen sei, die Füh-
rerbögen ausfüllen soll und einen Entwurf meiner Tä-tigkeit beim Reichsarzt einreichen soll. Dies tat ich und habe dann nichts mehr direkt gehört.

Mich hat nun der Reichsärzteführer Dr. Wagner zunächst für das Reichsschulungslager in Hohenaschau eingesetzt, dann bin ich am 1.9.1933 nach Berlin, dem Reichssportführer zugeteilt worden und bekam durch Staatsrat Conti die Heilstätte Hohenlychen als Reichsausbildungsstätte für Ärzte, zur Wiederherstellung von Sportverletzungen, Gutachterstelle usw. Im Vorstand von Hohenlychen fand ich nun den früheren Reichsarzt Dr. Denker vor. Dieser hat, mir verständlicherweise, meinen Entwurf und meine Bitte um Verwendung nie berücksichtigt und beantwortet. So bin ich in eine unmögliche Lage gekommen: Von Dir wurde ich in die SS aufgenommen, erhielt nie eine Bestätigung, keine Antwort auf meine Eingaben. Ich habe mich sonst um nichts gekümmert und hier und in Berlin gearbeitet. Dr. Denker ist nun nicht mehr Reichsarzt (aber immer noch mein Vorstand). Ich wende mich daher nochmals an Dich persönlich, meine Verwendung zu überprüfen und zu bestätigen, dass ich mich nicht von der Arbeit gedrückt habe. Ich glaube, dass ich Dir aus meinem Können manchen Dienst leisten könnte. Ich will aber gar nichts werden, sondern meine Verhältnisse regeln. Ich stehe Dir jederzeit zur Rücksprache zur Verfügung, wenn ich auch leichter nach Berlin kommen kann als nach München. Ich bitte um Deine Hilfe. In alter Kameradschaft!

Gebhardt»⁵

Doch das Sesam öffnet sich nicht... noch nicht. Dass der Brief zunächst nicht zum gewünschten Erfolg führt, ist Himmlers eigenen, in dieser Zeit besonders strapaziösen Ambitionen geschuldet: Noch immer liegt die Berliner Gestapo-Zentrale in Görings Händen, vor allem steht der entscheidende Machtzuwachs der SS aus – ihr Dach lastet, die verhasste SA, das Dach muss stürzen! In einem Dschungel von Verschwörung und Intrigen hetzt Himmler zwischen Reichshauptstadt und München hin und her, zieht Fäden, baut vor, schaltet aus, sägt an ... Dazu kommt der geblähte Verwaltungsapparat, die Polizeizentralen der einzelnen Länder, auf deren Übernahme er ebenfalls spekuliert, die Masse von «Feinden der Volksgemeinschaft», die aufgespürt, verhaftet, verhört und verwahrt werden muss ...

Der verspätete und daher besonders forcierte Start des Sportchirurgen ins Dritte Reich lässt sich am Ende des Schicksalsjahres 1933 dennoch als gelungen und ausbauträftig bilanzieren: Karl Gebhardt ist Leiter des Instituts für Leibesübungen in Berlin Charlottenburg, Chefarzt von Hohenlychen und klinischer Berater des Reichssportführers. Zudem hat er die Geschäfte der Deutschen Sporthilfe inne – ärztlicherseits untersteht dem Sechsunndreissigjährigen damit von nun an der gesamte deutsche Sport. Der Sport ist es auch, der nun zum entscheidenden Türöffner wird: Der Winterolympiade 1935/36 wohnt Gebhardt als oberster Arzt bei, die beste Gelegenheit, neue Kontakte zu knüpfen! Hohen Zuspruch erfährt er von Seiten internationaler Gäste, die plaudernd mit ihm zu Tische sitzen und ihn etwaige

Bauchschmerzen ob der brutalen Kehrseite des neuen Systems verschmerzen lassen – mit Hitler-Deutschland kommt die diplomatische Welt zu dieser Zeit durchaus zu Rande.

Doch auch mit den eigenen Grosskopften ergibt sich reichlich Tuchfühlung: Der Arzt gilt als äusserst umgänglich, weiss seine hohe Intelligenz burschikos zu dämpfen, gilt als sachlich, reizt nicht auf – kurz nach der Olympiade kann er Rudolf Hess als Promi-Patienten in Hohenlychen begrüssen, und der wird dann auch noch vom Führer persönlich besucht, kann es sich glücklicher fügen? Für Gebhardts Heilstätte springt dabei ein Ministerpavillon heraus, gedacht für deutsches Führungspersonal und gutbetuchte Auslandspatienten.

Karl Gebhardt ist ein Spezialist auf seinem Gebiet, fast nahtlos fügt sich sein bisheriges Wirken in die neue, von ihm begrüsst Passform ein – Medizin im Dritten Reich heisst Leistungsmedizin, und Leistungssteigerung war auch in Hohenaschau sein Behandlungsansatz. Das Endziel hat sich ein wenig verlagert, vom Nutzen für den einzelnen zum Nutzen für die grosse Volksgemeinschaft. Hohenlychen arbeitet nun der Wirtschaft zu, der Wehrmacht, der SS, dem Sport. Die neuen Strukturen der Heilanstalt bieten dafür optimale Voraussetzungen: Ein privates Wohlfahrtsinstitut ist entstanden, mit eigenem Vermögen, ausgestattet mit dem Recht, das Rote Kreuz zu führen, gesegnet mit allerlei Steuererleichterungen und gekoppelt an die Medizinische Fakultät der Berliner Universität, in der Karl Gebhardt bald schon sein zweites Standbein hat.

Auch der neue Vorstand bietet ein harmonisches Bild –

Männer allesamt mit hohem politischem Einfluss. Die Betten- und Behandlungskapazität wird zunächst klar geviertelt: Ein Teil steht von Tschammer-Osten für den Sport zu, ein zweiter Todt und seinen Autobahnbauern, Handloser erhält sein Viertel für die Wehrmacht und Grawitz eines für die SS ...

Ein verzweigtes Beziehungsgeflecht im Rücken, begreift der junge Chefarzt nun seine Hohenlychener Heilanstalt keineswegs als Wartesaal für den nächsten Karriere-sprung. Der alte Ehrgeiz ist in ihm entbrannt, etwas völlig Neues aufzubauen, aus dem Vorhandenen das Optimum herauszuholen. Gebhardt schafft sich sein eigenes Reich, in das ihm niemand dreinredet. Er baut die Heilstätte zum führenden Behandlungszentrum für Sportgeschädigte und durch Arbeitsunfall Verletzte aus, schult Sportärzte und Orthopäden, weiht Amtsärzte in die «Aufgaben und Ziele der Krüppelfürsorge im Dritten Reich» ein, führt selbst der Volkswirtschaft die «benötigten tüchtigen Arbeiter aus den Reihen der Körperbehinderten» zu, hält für Amputierte gar einen eigenen klinischen Werkdienst bereit. Noch immer stehen vor dem chirurgischen Eingriff Gymnastik, frische Luft und Diät – das Ganze bereichert nun durch eine Bäder- und Klimabehandlung, wofür die Gelder nach des Führers Besuch und dem Bau des Ministerpavillons reichlich fließen.

Schon bald ist die Heilanstalt magnetischer Anziehungspunkt für Jungärzte, Krankengymnasten, Diätkundler – und dankbar zieht sich jeder Patient in diese heile, heilende Welt zurück. Doch der Ehrgeiz des Chefs zielt höher – mit reichlichen Mitteln, Organisationstalent und Kreativität steuert er internationalen Spitzenstandard

an. War sein Hohenaschauer Jugendlager nach dem herben schottischen Camp-Muster aufgezogen, so greift er nun auf das amerikanische Modell der «warm-springs» zurück: 1937 lässt er grosse Vorwärmassins bauen, mit kleinen Düsen, die Strudel erzeugen – ein Glashaus auf Rädern, durch einen Motor bewegt. Selbst die Naturheilkunde – ein Lieblingskind von Hess bis Himmler – kommt nicht zu kurz: Zu den Bädern gesellt sich die Arzneimitteltherapie, zum Ministerpavillon die grosse Spezialapotheke. Bald zieren Hohenlychen ein Kräutergarten und eine Wetterstation, mit der die Anstalt eigene Klimaforschung betreibt.

Die prominenten Auslandspatienten bleiben nicht aus, Hohenlychen wird zum deutschen Aushängeschild auf sportmedizinischem Gebiet. Und selbst für eine Übernahme alter Hohenaschauer Sozialideen hat Karl Gebhardt noch Raum. Ärzte, die unter ihm arbeiten, sind angehalten, sich auch dem zahlungsschwächsten Patienten mit ganzer Hingabe zu widmen. Über einen Ausgleich wird die finanzielle Belastung abgefedert, nicht einmal Gratisbehandlungen sind tabu, und nach englischem Vorbild hat Sportfunktionär Gebhardt eine Versicherung gegründet, mit der die Volksgemeinschaft über den «Sportgroschen» die materiell schlecht gestellten Patienten mitversorgt.

Eine Insel entsteht, eine heile Welt für Menschen, die sich zur Volksgemeinschaft zählen dürfen. Eine Welt, die auf groteske Weise neben dem Terror erblüht, den Gebhardts «Landshuter Kamerad» Himmler – dessen Nähe er noch immer begierig sucht – unter denen veranstaltet, die nicht zur Volksgemeinschaft zählen, sondern

auf einer seiner SD-Listen stehen: die Gegner und Minderwertigen, Schädlinge, Bolschewisten, Juden ... Nicht, dass der Arzt sich selbst an Denunziation und Verfolgung beteiligte. Er übergeht sie, um der eigenen Karriere willen. Er selbst entlässt keine jüdischen Mitarbeiter, fragt allerdings auch nicht nach, wo sie bleiben, wenn sie plötzlich nicht mehr in der Klinik erscheinen. Gerade in der Judenfrage, in der Gebhardt keinerlei geistiger Trübung unterliegt, zeigt sich sein vernichtungsfördernder Opportunismus. Er selbst hält die «Rassenhygiene» für Schwachsinn, die Einführung von Günthers «Deutscher Rassenkunde» im Schulunterricht für eine geistige Katastrophe. Die Frage seines amerikanischen Vernehmers, ob er die Behandlung von Juden, Zigeunern, Polen, Ungarn und so weiter für berechtigt hält, beantwortet er in Nürnberg 1947 exakt so, wie er sie auch 1933 schon beantwortete – im privaten Kreis allerdings:

«Nein, ich halte sie nicht für berechtigt. Das ist die Sünde. Das wirkt sich in einer fürchterlichen organisierten Diktatur aus. Man hat nicht begriffen, dass es in Europa eine Mischrasse gibt. Es gibt keinen Menschen, der nicht sagen kann, ob nicht irgendwo, bei uns – bei mir ganz sicher – wertvollste Eigenschaften auf Juden zurückgehen, die zu lösen, durchkreuzen unmoralisch ist. Das ist so was Dummes, dass man nicht reden kann. Sie wollten eine bestimmte Schicht ausschalten und das ist ein politisches Problem.»⁶

«Sie» und «man» – das sind Gebhardts politische Vertraute, allen voran Himmler, mit dem er ab 1938 häufig durch die Gaue reisen wird und mit dem ihn bald mehr als nur dessen Nierenleiden verbindet. Kleine Versuche hatte der Arzt unternommen, der tödlichen Verstiegtheit nüchternen Menschenverstand entgegenzusetzen, anfänglich. So plädierte er zur Winterolympiade dafür, auch Juden und Halbjuden in die deutsche Sportmannschaft aufzunehmen – weniger aus moralischen Gründen, sondern weil er es idiotisch fand, dass Deutschland auf einen Teil seiner Sportelite verzichten sollte. Schliesslich waren die Juden, die neben ihm im Schützengraben lagen, nicht weniger kampfesmutig als er, und nicht einmal der Kampfband «Oberland» war judenfrei...

Gebhardt bringt seinen Verstand ein – als jedoch Himmmlers Protégé Heydrich (dem selbst das Gerücht eines zweifelhaften Stammbaums anhaftet) scharf dagegen polemisiert, verzichtet der Arzt auf jede Zuspitzung. Die Juden sind ihm am Ende weniger wichtig als seine Karriere, der Absturz anderer geht ihm bei Weitem nicht so unter die Haut wie der eigene Aufstieg.

Dieses Verhaltensmuster – zunächst Sachlichkeit und nüchterne Logik gegen Fanatismus und Eifer zu setzen, den Streitpunkt dann aber einfach zu überspringen, wenn er dem eigenen Fortkommen schadet –, dieses Muster definiert Gebhardts Verhältnis zu Heinrich Himmler, bestimmt es über die Jahre seiner Aufstiegszeit. Er wird sein Lächeln unterdrücken, wenn der Reichsführer SS sich für eine Reinkarnation des mittelalterlichen «Heinrich der Vogler» hält. Er wird dessen fundamentalistisches Naturheilstümpfern aushalten und

und ihm – der aus dem Drang heraus, eine SS-eigene Medizin zu schaffen, einen «Schatz» zur Tbc-Heilung hebt – ernsthaft versprechen, den Heilkräuterschatz an sich selbst auszuprobieren – obwohl Gebhardt weiss, dass es sich hierbei um nichts als ein altes, wenn auch nicht schädliches Teerezept handelt... Himmler verfügt über eine enorme Macht. Und er lässt sich ertragen – die Ebene, auf der Gebhardt mit ihm verkehrt, liegt hoch über den Gestapo-Kellern, die Leichen pflastern (noch) nicht den Weg des Arztes ...

Die Beziehungen zum «alten Landshuter Kameraden» gewinnen eine neue Qualität, als Frau Himmler 1937 Dr. Gebhardts Patientin in Hohenlychen ist, der Gatte und Reichsführer SS der Heilstätte dadurch endlich selbst einen Besuch abstattet. Die Klinik wird nun zusätzlich Vertragslazarett der SS, die Kranken aus dem schwarzen Orden rücken verstärkt in der Mecklenburger Seenplatte an.

Diese Anbindung ist Karl Gebhardt höchst willkommen. Schon kurz darauf nimmt er die letzte Hürde zum Einstieg in die Synthesis: 1938, nach dem triumphalen Einmarsch der Nationalsozialisten in Österreich, stösst er in der Anschlusshauptstadt Wien zum persönlichen Stab Himmlers, begleitet den Reichsführer SS von dort aus ins Sudetenland. Eine Fahrt nach Karlsbad, auf der man sich auch privat näherkommt: Von nun an übernimmt der bayrische Chirurg die ärztliche Betreuung der Himmler-Familie – wie einst sein Vater. Doch wichtiger noch: Er wird Begleitarzt des Himmler-Stabes auf Dienstreisen; unter seiner ärztlichen Betreuung reisen nun auch Lammers und Ribbentrop. Gebhardt hat es ge-

schaft! Tabu bleibt für ihn nur die unmittelbare Umgebung des Führers, der sich einen eigenen Begleitarzt hält.

Der Höhenrausch, der den Hohenlychener Chefarzt in den späten dreissiger Jahren erfasst, hat seinen zweiten Beschleuniger in der wachsenden internationalen Anerkennung. Für den Spezialisten (der es inzwischen über den ausserordentlichen zum ordentlichen Professor der Berliner Universität gebracht hat) bricht 1937 eine Zeit der Reisetätigkeit an, die ihn durch halb Europa führt, sein Renommee stetig steigen lässt. Bald wird er zum belgischen König gerufen – von Brüssel aus geht es nach Spa, wo das deutsche Autorennen betreut sein will, und von Spa dann gleich weiter nach Paris – ein Vortrag steht an, vor internationalen Sportärzten. Frei fühlt sich der Arzt und selbstbestimmt, er reist mit Freude, denn er verkörpert das leistungsstarke Deutschland, nicht das brutale. Schon 1938 ist er völlig ausgebucht.

1938 werden auch die restlichen noch praktizierenden-jüdischen Ärzte ausgeschaltet – zum Schutze des deutschen Blutes, der deutschen Ehre. Adäquat zum noch vorhandenen jüdischen Bevölkerungsanteil dürfen nun im toll gewordenen Sechzig-Millionen-Volk gerade noch 709 jüdische Ärzte praktizieren, ohne «arisches» Personal selbstverständlich und von nun an ohne den Titel «Arzt» – «Krankenbehandler» dürfen sie sich noch nennen und nur auf Widerruf arbeiten. Die meisten von ihnen werden später deportiert wie ihre Patienten.

Karl Gebhardts Reisetätigkeit beeinträchtigt das nur insofern, als er sich jetzt vor seinen ausländischen Freunden, den jüdischen zumal, vorsichtig von dieser Mass-

nahme distanzieren muss. Er sieht das ja genauso, er wunderte sich nur, wie gemässigt das Ausland bisher darauf reagierte, dass «man die Juden als Opfer hinwirft»... Das Klima beginnt sich abzukühlen, und manchmal wird ihm schon eng. Dann zieht er sich in sein harmonisches Familienleben zurück, wo sich zum ersten Bub ein zweiter gesellt hat, zu seiner Frau Marianne, die kein blöd-deutsches Mädel ist, mit der man reden kann. Dann hört er klassische Musik oder liest seinen Lieblingschriftsteller, den Juden Stefan Zweig.

Geradezu unwillig wird Karl Gebhardt reagieren, wenn man ihn auf den SS-Arzt reduziert – das aber geschieht erst nach dem Finale des tausendjährigen Reiches. Bis 1938, so wird er im Nürnberger Prozess gegenhalten, habe er mit der SS praktisch nichts zu tun gehabt.

Das widerspricht völlig der Realität. Und deckt sich zugleich mit der Wahrnehmung, die er bis zum Kriegsausbruch von sich selbst hatte: die eines begabten, international umworbenen Fachspezialisten, ungeachtet der Schutzstaffel; die Ränge, die ihm in rascher Folge zuerkannt werden, nimmt er ohne Eifer, mit korrektem Dank an. Ein Fanatiker war er diesbezüglich nie, den Laden hat er schon durchschaut – es war eben die Treppe, die ihn nach oben führte ...

Dass die SS nicht die Elite ist, sieht er, das kann auch der starre Ordensdünkel nicht verdecken. Die arische schon gar nicht: Er selbst ist alles andere als ein teutonischer Recke, verfehlt mit gedrungenen 1,69 Meter sogar noch die Mindestgrösse der SS.

Und schaut er sich den fast religiös überzeugten Reichsführer SS an, so verfügt der zwar über einen beeindruckend scharfen Machtwillen, wirkt aber auch eher wie ein bayrischer Hühnerzüchter denn nordische Zuchtwahl. Auch in der restlichen Führungsspitze, von Heydrich abgesehen, sieht einer botokudischer aus als der andere, vom Führer angefangen ...

Nein, darum geht es nicht. Und die Schutzstaffel bedeutet ihm zunächst so wenig wie die SA, der er 1933 ums Haar beigetreten wäre, als die ihm eine Aufstiegsprospekte bot. Himmler hat ihn davor bewahrt, und das dankt er ihm. Denn dass es klüger war, auf die SS zu setzen, zeigt sich schon 1934, als die SA-jene «Bande von Kassendieben, Trunkenbolden und Homosexuellen», die vor allem den Wehrmachtsspitzen ein Dorn im Auge ist – zur Randerscheinung zusammengestutzt wird, wobei die Totenkommandos seines «Landshuter Kameraden» die Basisarbeit übernehmen.

Gebhardt fährt gut mit Himmlers «Staat im Staat». Er steigt in rascher Folge über den Sturmbann- zum Obersturmbannführer beim Sanitätswesen auf und von dort zum SS-Führer beim Stab SS-Hauptamt – hätte er sonst Begleitarzt des Reichsführers werden können? Ansonsten wird er ja in Ruhe gelassen. Er ist ärztlicher SS-Kader, gehört also zur Auslese innerhalb der «schwarzen Elite» – trotz Aufnahme in den Totenkopfring kommt für ihn damit weder der Hass- und Härte- drill in Frage noch das anschließende Sich-austoben an KZ-Häftlingen.

Sein Einsatzort ist das SS-Lazarett, und dort wird nicht miss-, sondern behandelt, erfährt der SS-Patient keine

andere Behandlung als der zivile, wenigstens zu Friedenszeiten ... Also erfüllt Gebhardt zuverlässig jede Rahmenbedingung seines Aufstiegs, reicht seine Stamm-
baumrolle ein, schreibt Briefe im verkrampften SS-Stil, meldet sich bei seinen Reisen ab und wieder zurück und trägt zu Bonzentreffen des schwarzen Ordens Uniform. Lediglich sein Privatleben versucht er ein wenig aus dem Parteikram herauszuhalten, der Frau erspart er die NSDAP.

Nein, eine SS-Bestie ist Karl Gebhardt nicht, keine dieser genealogischen Missgeburten, die mit Wonne Menschen zu Tode foltern. Er ist ein über Deutschlands Grenzen hinaus geschätzter Arzt. Im Einzelnen hilft er auch: So dem Chefarzt des Berliner St.-Joseph-Krankenhauses, einem Gynäkologen, den er noch aus München kennt und der dem NS-Regime nun in katholischer Ablehnung gegenübersteht. Er bürgt für ihn, als dessen Klinik 1934 unter dem Vorwand hygienischer Mängel geschlossen werden soll – für ihn kein Akt des Widerstandes, sondern der hohen fachlichen Wertschätzung des Kollegen. Und die – das sei Gebhardt zugutegehalten – steht bei ihm auch im Dritten Reich an erster Stelle, weshalb er nicht nur NSDAP-nahes Personal aus Hohenaschau übernommen hat, sondern auch seinen beinamputierten, KPD-nahen Krankengymnasten.

Gebhardts frühe NS-Biographie zeigt exemplarisch einen Mann im galoppierenden Höhenrausch. Einem Rausch von Leistung, Erfolg und Macht, der die Brücken zum eigenen Gewissen rasch schmaler werden lässt, bis auch die letzte Verbindung abgerissen, er selbst zum Macher geworden ist. Sein Aufstiegs-wille, gepaart mit dem Wohlgefühl der Hohenlychener Insel, lässt ihn die

Rest-Wirklichkeit auf brutale Weise ausblenden. Vor allem die, in der «Heini» wirkt, sein Landshuter Kamerad. Der drohte bereits 1933, nicht «Gerechtigkeit zu üben, sondern zu vernichten und auszurotten». Da musste man schon kräftig weghören.

Nach Liquidierung der SA-Spitze und Übernahme der Berliner Gestapo im Jahre 1934 bauen Heinrich Himmler und sein «Gehirn» Reinhard Heydrich (ein Mann, dessen scharfe, unberechenbare Intelligenz auch Gebhardt erfasst) den Sicherheitsdienst so weit aus, dass er nicht nur Erpressungsdossiers für sämtliche Führungskräfte umfasst, sondern mit wachsender Intensität seinem Hauptauftrag nachgehen kann – den «Feind an der inneren Front zu zermalmen». 1936 ist ein weiterer Qualitätssprung zu verzeichnen: Der Reichsführer SS wird zusätzlich zum Chef der Deutschen Polizei ernannt – ein Amt, das sich aufs Effektivste mit dem eigenen verschmelzen lässt. Die letzten Reste einer unabhängigen Justiz werden beseitigt. Ein engmaschiges Netz breitet sich über Deutschland, dem immer weniger Verfolgte zu entschlüpfen vermögen. Ein Apparat wächst aus mannigfaltigen Organisationen, aus verzweigten Ober- und Unterschichten, selbständigen Nebenbereichen, gestaffelten Referaten. Eine Vernichtungsmaschine, an deren entscheidendem Hebel Heinrich Himmler sitzt, der alte Landshuter Kamerad.

Die Jagd, sie ist endgültig eröffnet: Erwiesene Systemfeinde und potentielle Gegner – laut Reichsführer SS allesamt im Bund mit dem Weltjudentum – werden mit immer subtileren Methoden entlarvt und ausgemerzt. Noch 1933 sperrten SA und Gestapo sie vorwiegend in

Zucht- und Arbeitshäuser. Nun, drei Jahre später, steht die SS an der Spitze des Verwahr- und Umerziehungssystems, nun verschwinden sie nach dem Gestapo-Keller in einem Gehege mit Todeszaun – dem Konzentrationslager.

So wird 1936 zunächst das im bayrischen Süden gelegene KZ Dachau systematisch ausgebaut, im Jahr darauf entsteht «Buchenwald» – direkt neben dem mitteldeutschen Weimar gelegen –, und nördlich der Reichshauptstadt wächst das KZ Sachsenhausen. Grosse, regional gestaffelte Sammellager, die sich zu einem Imperium ausweiten werden, sobald der SD auch die Feinde ausserhalb deutscher Grenzen in den Gestapo-Griff bekommt. Ihre Standorte wählen Himmlers Totenkopfverbände – sie sollten an Ausbildungsstätten der SS gekoppelt sein, um Theorie gleich in die KZ-Praxis münden lassen zu können.

Von nun an werden «Volksverräter und Schädlinge» zu Arbeitssklaven der SS umerzogen: neben Politischen und Religiösen auch «antisoziale Elemente», das heisst Kriminelle, Alkoholiker, Homosexuelle. Einmal im Strafregister erfasst, holt man sie nun gleich prophylaktisch ab und liefert sie zur Umerziehung ins Lager ein. Diese mit Idealen verbrämten Pläne der Barbarei werden selbstverständlich auch in Karl Gebhardts Gegenwart besprochen, der Hohenlychener Chefarzt erfährt nicht nur von Himmlers Nierenleiden, seinen Heilkräuter-Marotten. Doch er ist an einem Punkt angelangt, der ein Ethos ausserhalb seines kleinen Reiches nicht mehr zulässt. Und Hohenlychen blüht inmitten der Barbarei. 1939 geniesst der Ort bereits ein hohes internationales Ansehen, drängen sich Ärzte und Kommissionen aus

dem Ausland zur Besichtigung; inzwischen sind Heilstätte und SS-Lazarett auch führend in der Behandlung von Knochen-Tbc, von Folgen spinaler Kinderlähmung. Für deutsche Jungärzte gilt es längst als Auszeichnung, unter Professor Dr. Karl Gebhardt arbeiten zu dürfen – sie bewundern seine Sachkenntnis, sein hohes ärztliches Ethos, das nicht nur der Prinzessin von Griechenland oder der belgischen Spitzentennisspielerin gilt, sondern auch dem ärmeren, anonymen Patienten.

Im Frühjahr 1939 entsteht – nur 12 Kilometer vom Paradies Hohenlychen entfernt – das erste Frauenkonzentrationslager Deutschlands. Der Überfall auf Polen ist längst geplant, und noch vor dem «Kampf um den Lebensraum» muss das Reich von inneren Gegnern weitgehend gesäubert sein, womit auch weibliche gemeint sind. Auf der Lichtenburg waren sie bisher untergebracht, in einem alten Schloss Nähe Torgau, baufällig, viel zu klein und nicht ausbaufähig. Ein neues Gelände wird ausgespäht, ein näher an Berlin gelegenes.

Während Karl Gebhardt in Brüssel die Kniescheibe des amerikanischen Botschaftsrates begutachtet, lässt die SS ein halbes Tausend männlicher Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen etwa 30 Kilometer weiter nördlich einen weiteren Barackentrakt errichten. Sie bauen für ihre Leidensgefährtinnen, hinter einer 4 Meter hohen Ziegelmauer, abgeschirmt von Bevölkerungsblicken. Ravensbrück heisst das Fleckchen, unweit von Fürstenberg gelegen mit seiner Schule für Sicherheitspolizei und günstiger Verkehrsanbindung. Das Gelände hat noch andere

Vorteile: Es ist beliebig ausdehnbar, abgeschirmt von der Aussenwelt durch einen grossräumigen Kiefernwald, begrenzt von einem malerischen See, an dem jede SS-Wachmannschaft ihre Freude hätte.

Im Mai 1939 trifft hier – samt SS-Aufsichtspersonal – die erste Lagerschicht aus der Lichtenburg ein: 7 Österreicherinnen, 860 Deutsche – Jüdinnen, Bibelforscherinnen, Politische, Kriminelle. Schon kurz darauf folgt aus Österreich der erste Zigeuner-Transport: 440 Frauen samt Kindern, eine Ankunft mit Kolbenstossen, Tritten, Hundegebell.

Im Juli ist Ravensbrück in den Lager-Akkord eingetaktet: Wecken durch Sirenengeheul, Waschen und exakter Bettenbau, ein jämmerliches Frühstück, noch einmal Sirenengeheul und Zählappell in Reih und Glied – schnell geht das früh, und schneller noch mit Peitsche und Gebrüll, denn Zeit ist Geld für die SS-Betriebe. Doch noch steht Umerziehung auf dem SS-Programm, schimmert das Himmlersche Ideal durch die KZ-Brutalität: Es gibt Schlaf- und Tagesräume in den Blöcken, und zwischen dem Todeszaun werden Bäume gepflanzt, Blumenrabatten angelegt, wird der Appellplatz umsäumt von Rasenstreifen.

Ganze 12 Kilometer weiter erstattet Karl Gebhardt im Juli 1939 dem Reichsführer SS Meldung über seine neuerliche Belgien-Reise. Die Lage ist heikler geworden, die Stimmung gegenüber Deutschland hat sich empfindlich verschlechtert, und der deutsche Botschafter in Brüssel mahnte, vor allem den Amerikanern gegenüber zurückhaltend zu bleiben. Doch Gebhardt ist längst ein Fuchs auf internationalem Parkett:

«Am letzten Tag war ich Gast bei Minister Camu, dessen Frau z. Zt. hier in Hohenlychen in Behandlung steht. Er hat sich bei mir ausdrücklich bedankt für die hervorragende Aufnahme, die er und seine Frau in Deutschland hatten und war von den deutschen Verhältnissen tief beeindruckt. Zum Abendessen waren noch geladen: 2 Rexistenführer; Minister Richard, der frühere Wirtschaftsminister von Belgien; Minister de Man, Vorsitzender der internationalen Sozialdemokratie und die arische Frau irgendeines Rothschilds. Ich war in Begleitung von Baron von Neurath. Der Botschafter hat ausdrücklich gewünscht, dass wir diese Einladung annehmen. Die Zusammenkunft war sehr freundlich und herzlich. Alle politischen Gespräche wurden von mir aus vermieden.»⁷

Drei junge Frauen im Widerstand

Der Vernichtungsfeldzug gegen die polnische Intelligenz

Am 1. September 1939 marschieren die Truppen der Deutschen Wehrmacht in Polen ein. Hitlers Vorgaben für diesen Überfall: Härte und Rücksichtslosigkeit, Härte «gegen alle Erwägungen des Mitleids» ... Das Nachbarland hat es sich beim Führer verscherzt, nun muss es bluten! Die wilde Entschlossenheit zur «Zerschlagung Polens» und «Beseitigung seiner lebendigen Kraft» ist noch relativ jung. Nach einem taktischen Zweckbündnis im Jahre 1934 und einer gewissen deutsch-polnischen Komplizenschaft in der Tschechenkrise hatte Warschau gute Chancen, sich am Katzentisch einer weithin nach Osten aufzuklappenden germanischen Tafel wiederzufinden. Doch dann weigerte es sich plötzlich, dem Führer die Gefälligkeit einer kleinen Grenzrevision zu erweisen, warf sich schliesslich auch noch an die britisch-französische Brust. Polens Schicksal ist damit besiegelt, der Pakt wird aufgekündigt. Die engstirnige Politik der Warschauer Regierung, die im Frühjahr 1939 eine Fluchtwelle Deutscher nach sich zieht, entfesselt eine Propagandaschlacht Goebbels' – willkommene Begleitmusik für Strategie und Taktik in Hitlers Geheimkonferenzen. Geteilt werden soll Polen zunächst mit dem bolschewistischen Erzfeind (doch nur so lange, bis man auch den niederzwingt).

Der Vormarsch des deutschen Heeres, später als «Feldzug der 18 Tage» glorifiziert, ist alles andere als ein Ruhmesblatt, ist von Härte und Rücksichtslosigkeit auch gegen die Zivilbevölkerung geprägt. Doch sein Auftrag ist der Sieg über die polnische Armee, das Glattbügeln des Ostraumes für weitere Massnahmen.

Die sind, neben dem Aufbau von Zivilverwaltungen, vor allem Sache Himmlers und seiner Apparate – Sicherheitspolizei, Ordnungspolizei, SS. Denn was mit «Beseitigung der lebendigen Kraft» Polens gemeint ist, darüber herrscht zwischen Führer und Reichsführer SS weitgehend Einigkeit: Beseitigung der Führungsschicht aus Politik und Kirche, Beseitigung der geistigen Elite Polens! Ist das Haupt erst mal abgeschlagen, muckt auch der slawische Rumpf nicht mehr auf, kommt dem Hauptziel nichts in die Quere, der «Festigung des deutschen Lebensraumes im Osten» – wie immer der im Einzelnen aussehen wird. Fest geplant war zunächst nur die Rückeroberung verlorener Gebiete sowie der Rausschmiss sämtlicher Polen, die nach der deutschen Niederlage von 1918 Grundbesitz in ebenjenem Gelände erworben haben, das der Verlierer damals abtreten musste. Kurzfristig – da die Westmächte Deutschland zwar nun den Krieg erklären, Polen jedoch nicht zu Hilfe eilen – wird dieser Plan ausgeweitet auf die völlige «Entpolonisierung», damit «rassisch fremde Elemente» nicht länger das «Blut des eigenen Volkes zersetzen» können. Aus den okkupierten, nun Gaue genannten Regionen werden Polen und Juden in wilden Aktionen verjagt und in jenen «Restraum» getrieben, der von Warschau über Krakau

bis Lublin reicht und vorwiegend von Polen bewohnt wird. Auch dieses Gebiet fällt unter deutsche Besatzung, man stülpt ihm den juristisch geschickten Begriff «Generalgouvernement» über und hält es sich zur weiteren Verfügung.

Ursprünglich hatte der Reichsführer SS an einen Ostwall gedacht, der die einzuverleibenden deutschsprachigen Gaue von einem Fremdsprachengau abgrenzen sollte, von einer Pufferzone zu Stalins Reich und einer Halde für «Untermenschen», das heisst Polen, Juden, Zigeuner. Mit den Juden hat Himmler noch anderes vor: Zusammenfassen und weit wegschaffen, nach einer Idee Adolf Eichmanns, seiner rechten Hand in Österreich, zu dieser Zeit noch nach Madagaskar, wo die SS sie dann gehörig ausbeuten will. Der «primitive Pole» aber soll vor Ort nutzbar gemacht werden, soll Verfügungsmasse sein, «ewiger Saison- und Wanderarbeiter» mit Hauptwohnsitz hinter dem Ostwall, im Fremdsprachengau. Aus dem Wall wird nie etwas, nur der geplante Terror funktioniert und treibt Polen, Juden und Zigeuner in Richtung Osten.

Im Zuge dieser «völkischen Sanierungsarbeit», wie Hitler die Massenvertreibung in seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 noch auslandsfreundlich verpackt, liquidiert man ganz nebenbei die politische Führung der Polen. Hier ist die SS samt Sicherheitspolizei gefragt. Bereits Ende September '39 bilanziert Reinhard Heydrich:

«Von dem politischen Führertum sind in den okkupierten Gebieten höchstens noch 3% vorhanden. Auch diese 3% müssen unschädlich gemacht werden und

kommen in KZs. Die Einsatzgruppen haben Listen aufzustellen, in welchen die markanten Führer erfasst werden, daneben Listen der Mittelschicht: Lehrer, Geistlichkeit, Adel, Legionäre, zurückkehrende Offiziere usw. Auch diese sind zu verhaften und in den Restraum abzuschieben.»⁸

Eine feine Trennlinie wird hier gezogen zwischen den markanten Führern, die zu liquidieren sind beziehungsweise ins KZ kommen, und der sogenannten Mittelschicht, die man nach der Verhaftung ins Generalgouvernement abschiebt. Noch versucht die SS, einigermaßen gedeckt zu Werke zu gehen. Der Terror gegen die Zivilbevölkerung hat internationale Proteste ausgelöst, selbst aus der Wehrmacht nehmen die Beschwerden zu – Interessengruppen sind auszubalancieren. So wird zwar weiter durchgegriffen (wobei man die Zahlen für die Öffentlichkeit ein wenig herunterspielt), doch verläuft die Hatz auf polnische Geistesschaffende nun in regional unterschiedlichen Schärfegraden: Im Musterland Warthegau, das in einen Hort deutscher Ordnung verwandelt wird, überlebt die Intelligenz weitgehend dadurch, dass man hier das Prinzip des Abschiebens bevorzugt. In anderen Gebieten, vor allem Danzig-Westpreussen, wird radikaler aufgeräumt, macht man weniger Unterschiede zwischen Führern und Mittelschicht. In einem Wochenlagebericht der Stadt Bromberg meldet SS-Sturmbannführer Lölgen am 4.11.39 seinem Vorgesetzten:

«Die gegen die polnische Intelligenz eingeleitete Aktion ist so gut wie abgeschlossen. Durch entsprechend eingeleitete Fahndungsmassnahmen ist gewährleistet, dass zum Kreise der polnischen Intelligenz zählende Flüchtlinge bei ihrer Rückkehr festgenommen werden können. Von der polnischen Intelligenz (Lehrern, Angehörigen des Westverbandes) und als Deutschenhasser und Hetzer gegen das Deutschtum hervorgetretenen Personen sind 250 im Laufe der letzten Wochen liquidiert worden.»⁹

Offenbar war das Einsatzkommando 16 der Sicherheitspolizei noch nicht gründlich genug. Nach einer Grossaktion, die sich nun vor allem auf das Innere der Stadt Bromberg erstreckt und an der sich neben Polizei, SS und 150 Männern des NS-Kraftfahrerkorps auch 370 Wehrmachtsangehörige beteiligen, kann Sturmbannführer Lölgen schon vierzehn Tage später, am 17.11.39, den Totalvollzug vermelden:

«Polnische Intelligenz, von der anzunehmen ist, dass sie sich im besonderen Masse aktiv betätigen könnte, ist in Bromberg nicht mehr vorhanden. Auch in Nakel und Fordon ist die Überprüfung und Liquidierung der polnischen Intelligenz und der Angehörigen des Westmarken-Verbandes restlos durchgeführt.»¹⁰

Erschossen werden neben Rechtsanwälten, Apothekern und Finanzbeamten in Bromberg vor allem Lehrer, Frauen und Männer gleichermassen. Insgesamt geht die

Zahl der Opfer von Exekutionen und Lager-Verschleppungen in den «einzuverleibenden» Gebieten in die Zehntausende.

Während polnische Kultur, polnisches Geistesleben in den überwiegend deutsch besiedelten Gauen regelrecht getilgt wird, gehen die Nationalsozialisten im Generalgouvernement zunächst zögerlicher vor. Nicht in jeder Hinsicht: So kommt es schon nach dem ersten Durchzug der Wehrmacht zu wahren Plünderungsfeldzügen, wird das polnische «Restland» zum Selbstbedienungsladen. Die deutsche Wirtschaft macht sich nach einer ersten, ordentlichen Bestandsaufnahme über den industriellen Teil der Beute her, die SS-Stiftung «Ahnenerbe» bedient sich in Kirchen, Museen und Bibliotheken, ein anderer Zweig der SS stellt polnische Kunstschatze im Auftrag Hermann Görings sicher. In Sachen Plünderung herrscht im Gouvernement eine Zügellosigkeit, die lediglich vom Gezerre einzelner Gruppierungen um die Verteilung beeinträchtigt wird.

Nein, das Zögern entspringt einer Ratlosigkeit der deutschen Führung im Umgang mit dem polnischen Reststaat. War er während des militärischen Vormarsches von Hitler noch als Verhandlungsmasse mit den Westmächten gedacht (selbstverständlich erst nach Abschneiden einer grossen Portion Lebensraum), so beginnt man, nachdem hier jeder Handel mit Deutschland abgelehnt wird, neben den militärischen auch Zivilverwaltungen zu installieren. Doch die Unsicherheit bleibt, die Dispositionen wechseln, Konzeptionen prallen aufeinander. Denn die Vorstellungen Hitlers und der SS stim-

men in dieser ersten Phase der Besetzung keineswegs mit denen von Wirtschaft und Wehrmacht überein:

Der Reichsführer SS favorisiert von vornherein einen radikalen Vernichtungskurs im Generalgouvernement, der sich des Wohlwollens Hitlers erfreut. Multifunktions-Himmler, ein ausgemachter Slawenhasser mit grossen Plänen zur «völkischen Umschichtung und rassischen Siebung», wird nun noch zusätzlich «Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums» im Osten. Polens Vernichtung, die «Beseitigung seiner lebendigen Kraft», bildet für ihn die Voraussetzung seiner Pläne von «Rückdeutschung» und «Umvolkung». Für ihn muss die Intelligenz strikt liquidiert, der Lebensstandard der restlichen Bevölkerung auf Sklaven-Niveau gedrückt werden!

Wehrmacht und Wirtschaft dagegen bevorzugen einen gemässigten Kurs. Ihnen ist vor allem an Reibungslosigkeit und wirtschaftlicher Effizienz gelegen, denn nach dem Kahlschlag der ersten Phase wird an den Aufbau einer Rüstungsindustrie gedacht. Die Exzesse der SS aber gegen katholische Kirche, gegen Kulturschaffende, Lehrer, Wissenschaftler – diese Terrorakte und Exekutionen verhindern Reibungslosigkeit, fordern zum Widerstand geradezu heraus, zur Verweigerung, Sabotage. So kommt es in den ersten Monaten zu einer «Anarchie der Vollmachten», wie der vom Führer eingesetzte Generalgouverneur Hans Frank stöhnt – und es ist genau diese Gemengelage divergierender Ambitionen, die die Jagd auf Intellektuelle im Gouvernement zunächst einschränkt.

Welche Rivalitäten zwischen Wehrmacht und SS schwe-

len, zeigt der Vorgang um die Verhaftung der Krakauer Hochschullehrer: Nachdem der Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch am 11. September 1939 in Krakau einen Aufruf erliess, die Bevölkerung solle in allen Bereichen des öffentlichen Lebens wieder wie gewohnt ihrer Arbeit nachgehen, setzt der Rektor der Jagiellonen-Universität den offiziellen Semesterbeginn auf den 6. November fest – nicht ohne sich zuvor auch bei anderen Stellen der Wehrmacht rückversichert zu haben. Kurz vor Semesterbeginn meldet die SS in Gestalt von Obersturmbannführer Müller für den Eröffnungstag einen Vortrag an, dem der gesamte Lehrkörper der Universität beizuwohnen habe. Schon auf dem Universitätsgelände fällt den Dozenten die hohe Präsenz deutscher Polizeiuniformen auf.

Als der Hörsaal gefüllt ist, ziehen sich die Truppen der Sicherheits- und Ordnungspolizei in den Fluren, im Treppenhaus des Gebäudes zusammen. Der Vortrag von SS-Müller dauert denn auch keine fünf Minuten: Mit Ausnahme der drei Frauen wird der gesamte Lehrkörper der Universität – 183 Professoren, Dozenten, Assistenten – verhaftet und in eine besetzte Krakauer Kaserne abtransportiert. Dort und auf der nächsten Zwischenstation Breslau entlässt man noch einige wenige (Ukrainer, den Mann einer Ungarin, ein paar polnische Ärzte), die anderen werden ins Reich deportiert... ins KZ Sachsenhausen.

Das weitere Schicksal dieser Krakauer Hochschullehrer zeigt, dass die deutsche Führung so unmittelbar nach dem Überfall auf Polen grössere internationale Skandale noch zu vermeiden sucht: Die Intervention selbst Hitler wohlgesonnener Diplomaten führt im Februar 1940 zur

Freilassung des Krakauer Lehrkörpers – bis auf einige jüngere Mitglieder, die bereits nach Dachau umgeleitet wurden und erst Monate später dem KZ entrinnen. Für manche Dozenten kommt das diplomatische Engagement jedoch zu spät: Dreizehn sind bereits im Lager angekommen, vier weitere sterben kurz darauf an den Folgen des Lageraufenthaltes.

Der Krakauer Lehrkörper hatte das Glück, dass sein Schicksal überhaupt bekannt wurde. Von anderen Verhaftungen und Morden sickert kaum etwas durch die Grenze, nichts beispielsweise von Himmlers Anordnung nach dem Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller am 8. 11. 39, in Radom «einen grösseren Teil der Intelligenz» zu erschiessen. Lediglich die Exekution von zehn Juristen, Professoren und Schuldirektoren – durchgeführt im Dezember in Lublin – ruft noch einmal ein internationales Echo hervor, da es sich hier um die erste öffentliche Mordaktion ohne Gerichtsurteil handelt. Inzwischen sind schon der Bischof von Lublin und weitere Geistliche verhaftet, in Radom sitzt ein Grossteil der Intelligenz in Haft.

In Warschau gelingt es den scharfen, von Himmlers Machtzentrale befehligten Sicherheitstruppen anfänglich nicht, in den lokalen Instanzen Fuss zu fassen. So werden zwar auch in der polnischen Hauptstadt zahlreiche Angehörige der Intelligenz verhaftet – so am 8. Oktober '39 zum Beispiel 354 Priester und Lehrer wegen «chauvinistischer Haltung» –, doch fehlt noch die Rigorosität, eine gezielte Jagd auf Geistesschaffende unterbleibt. Warschau ist von schweren Kriegszerstörungen betroffen, dazu von einem wachsenden Flüchtlingsstrom

aus den Westgebieten, der die chaotischen Zustände in der Stadt noch verstärkt. An die Aufnahme eines normalen Lehrbetriebes ist – trotz Aufforderung der deutschen Militärverwaltung – ohnehin anfangs nicht zu denken.

Nicht nur aus dem Westen, auch aus dem Osten fliehen Polen ins Generalgouvernement. Helena Hegier landet in den Kellern der Gestapo, weil sie ihrer Verschleppung nach Sibirien durch die Russen zu entkommen sucht – ein paradoxes Schicksal, das sie mit anderen Ostpolen teilt.

In einem bessarabischen Dorf geboren, wechselte die Familie nach der Befreiung Ostpolens von der Roten Armee im Jahre 1920 in eine Kleinstadt nahe Lublin über. Helena wuchs dort heran und legte das Abitur in einem auf Ökonomie spezialisierten Berufsgymnasium ab – es war die Zeit, da in Polen gemischte Klassen eingeführt wurden und für Mädchen die Berufschancen stiegen. Und Helena nutzte ihre Chance: Als die Familie nach Brest umsiedelte, bekam das Mädchen eine Stelle im Finanzamt, wurde von Brest aus nach Kaminkoschelki in Ostpolen abkommandiert, wo sie neben der Arbeit im Finanzamt ein Zusatzstudium absolvierte und ihre Prüfung als Diplomökonom bestand.

Als die Deutschen am 1. September 1939 ihr Heimatland besetzen, macht die inzwischen Zweiundzwanzigjährige noch keine Bekanntschaft mit ihnen – Kaminkoschelki liegt sehr weit östlich, gehört zu jenem Teil Polens, der nun, am 16. September 1939, auf Grundlage des Geheimabkommens zwischen Hitler und Stalin in sowjetische

Hand fällt. In der Stadt setzt eine Verhaftungswelle ein, deren erster Zugriff der Beamtenschaft gilt.

Helena: «Es kursierten da Listen mit Namen von Personen, die nach Sibirien verschleppt werden sollten. Das sprach sich schnell herum, und ich habe Angst bekommen. Dementsprechend suchte ich die nächstbeste Gelegenheit, um nach Brest zurückzukommen. In Brest aber war es genau das gleiche, nur fühlte ich mich dort besser, weil ich bei meiner Familie war.

Dann lief da ein Referendum – alle sollten sich zu Russland bekennen –, und es gab etwas Privates: Meine Familie wohnte zur Miete bei Ukrainern, und als sich die Konflikte zuspitzten, hat die ukrainische Familie uns das Mietverhältnis aufgekündigt. Wir saßen plötzlich auf der Strasse – meine Mutter, mein Bruder und ich. Wir wohnten dann bei irgendwelchen Nachbarn, es gab eigentlich keine richtige Unterkunft mehr ...

In dieser Zeit hörte ich, es existiere so etwas wie ein Generalgouvernement, das hatte ich so verstanden, als wenn da noch ein Stückchen Polen wäre. Ich hatte mir vorgestellt, dass es da sogar unter deutscher Verwaltung ein wenig mehr Freiheit gäbe, dass man dort leben könne ... Ich hatte eigentlich immer eine sehr gute Vorstellung von den Deutschen, sie galten bei uns in Polen als ein sehr kultiviertes Volk. Dazu kam, dass meine Lehrer immer sagten, wenn man mit dem Nachbarn gut zusammenleben will, muss man seine Sprache kennen – und so hatte ich im Gymnasium Deutsch gelernt.»¹¹

Nicht das Deutschland der Goethe und Schiller, der Herder und Humboldt wird Helena kennenlernen. Als sie ihre paar Habseligkeiten verscherbelt, den von der Mutter genähten Rucksack über die Schulter wirft und mit einer Freundin über die grüne Grenze ins Generalgouvernement schleicht, ahnt sie nicht, dass eine Fratze ihr entgegensetzen wird, die sie im kultivierten Nachbarvolk nie für möglich gehalten hätte.

Voller Hoffnung schlägt sich die junge Polin nach Warschau durch. Furchtbar zerstört ist die Stadt, doch die Schwester hatte Glück – das Haus der Schwiegereltern, bei denen sie wohnt, ist unzerstört geblieben. Nur herrscht dort inzwischen qualvolle Enge, ist für den Neankömmling aus Brest kaum noch Platz. Die Ernährungs- und Wohnungssituation Warschaus ist katastrophal in diesem Winter, verschlechtert sich mit jedem Transport, der neue Vertriebene aus Danzig-Westpreussen und dem Wartheland in die Notunterkünfte und Sammellager spült. Nach Monaten in Warschau geht Helena das Geld aus, die Razzien nehmen zu, und erstmals empfindet sie eine deutliche Bedrohung.

Der Zufall lässt sie auf dem Schwarzmarkt die Freundin wiedertreffen, mit der sie von Brest aus aufgebrochen war. Der anderen geht es gut, sie wohnt jetzt in einem Dorf, mit Kuh und Pferd, in der Nähe jener Kleinstadt im Raum Lublin, in der Helena aufgewachsen ist. Nein, Schlechtes gibt es von dort nicht zu berichten, die ländlichen Gegenden erleben sogar einen Aufschwung, weil deutsche Behörden dort Saatgut verteilen.

Aufatmend folgt Helena Hegier nach einem halben Jahr

Warschau im Juli 1940 der Freundin in den Lubliner Distrikt. Und stellt fest: Die Freundin hat nicht übertrieben – zwar ist der Bürgermeister der Kleinstadt jetzt ein Reichsdeutscher, doch alle Angestellten unter ihm sind Polen, darunter auch ein paar alte Bekannte von Helena. Mit ihrer Qualifikation findet sie Arbeit im Landrat. Helena durchschaut nicht, dass der vorübergehende Aufschwung nur die Kehrseite einer Entwicklung ist, die auf eine Katastrophe für die polnische Bevölkerung hinausläuft.

Das Schicksal des Generalgouvernements wendet sich mit dem Umschaukeln der Deutschen Wehrmacht an die Westfront, ist mit dem Sieg des deutschen Heeres über Frankreich im Juni 1940 endgültig besiegelt. Denn nun avanciert Restpolen zum «Nebenland des Deutschen Reiches», mit allen Konsequenzen für die Bevölkerung. Zunächst sieht das nicht so schlecht aus: Das Gouvernement ist zum Aufmarschgebiet für einen nun von der NS-Führung konkret ins Auge gefassten Angriff auf den grossen bolschewistischen Erzfeind auserkoren, so dass der nackten Plünderungswelle zunächst ein «Aufbau Ost»-Programm folgt, mit dem Truppenübungsplätze und die dazugehörige Infrastruktur geschaffen, Strassen- und Schienennetze ausgebaut werden. Die Industrie, soweit nicht beim ersten Durchmarsch zerstört, wird plötzlich zum Nutzbereich der deutschen Kriegswirtschaft – es gibt wieder Arbeitsplätze für Polen, wenn auch bei künstlich niedriggehaltener Entlohnung. Selbst in die Landwirtschaft wird investiert, der deutsche Soldat soll schliesslich vor Ort versorgt werden.

Doch der Aufwärtstrend täuscht. Denn während die Wehrmacht ihr unrühmliches Kriegsentree mit einem triumphalen Feldzug durch Belgien und Frankreich wettmachen darf, breiten sich die SS und ihre Organe endgültig im «Abladeplatz für Untermenschen» aus.

Mit verheerenden Folgen für jene zehn Prozent jüdischer Bevölkerung, die als «Ostjuden» und damit «besonders unwertes Leben» bereits vom ersten Tag der deutschen Besatzung an unter Massakern, Plünderungen, Deportation und Mord am schwersten zu leiden hatte. In Grossstädten wie Warschau, Krakau oder Lodz sind Juden längst lückenlos erfasst – nach der Niederlage Frankreichs läuft ihre Ghettoisierung im gesamten Generalgouvernement an. Waren sie hier schon zum Tragen der weissen Armbinde mit blauem Davidstern verpflichtet, so wird die Stigmatisierung mit dem gelben Stern auf Brust und Rücken nun den Gauen angeglichen. Schon bald dürfen Juden keine Eisenbahn mehr benutzen, sehen sich mit nächtlicher Ausgangssperre belegt, haben ihr persönliches Eigentum unter deutsches Verfügungsrecht zu stellen. Ende 1941 wird die jüdische Bevölkerung des Generalgouvernements in Ghettos verschwunden sein, in KZs oder Sonderlagern für jüdische Arbeitssklaven.

Doch auch die «Polenfrage» wird nun von der SS radikalisiert. Welche Behandlung dem Reichsführer SS und Reichskommissar für die «Festigung des deutschen Volkstums» Heinrich Himmler für die «Fremdvölkischen» im Osten vorschwebt, hat er bereits im Mai 1940 im kleinen Kreis von Spitzenfunktionären kundgetan: Aufspaltung der polnischen Bevölkerung in viele kleine

Volkssplitter, um eine «rassische Siebung dieses ganzen Völkerbreis» zu erreichen. «Rassisch Wertvolle» sollen ausgemendelt und ins Reich gebracht, dort assimiliert werden. Die restliche Bevölkerung im Generalgouvernement aber ist durch den völligen Abbau von Bildung auf ein niederes Arbeitsvolk zurechtzustutzen. Vorgesehen für den slawischen Sklaven sind nur noch einfaches Rechnen bis 500, Schreiben des Namens und die Lehre, dass es göttliches Gebot sei, den Deutschen gehorsam, ehrlich, fleissig und brav zu sein. Lesen hält Himmler nicht mehr für erforderlich. Eingebettet in dieses Programm ist die Deportation polnischer Arbeitssklaven ins Reich – sie greift in der Masse, in der sich der Blick der Weltöffentlichkeit auf den Kriegsschauplatz an der deutschen Westflanke verlagert. Und wurden anfangs noch Polen mit Arbeitsplätzen gelockt, so sehen sie sich nun mit Hilfe von Arbeitsämtern und Polizeiterror zwangs- und distriktweise ins Reich «vermittelt».

Eingebettet in Himmlers Programm ist auch die «Entpolonisierung» ganzer Gebiete: Im «Kampf um den Lebensraum» und im Zuge der «Germanisierung des Bodens» werden nun auch im Generalgouvernement Zehntausende von Polen aus ihren Häusern, von ihren Höfen vertrieben, um den aus Ost- und Südosteuropa «heim ins Reich» gelockten beziehungsweise gezwungenen Deutschen Platz zu machen. Ganz in seinem Element ist hier der deutsche SS-Mann, der nach Himmler «ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich gegenüber Angehörigen des eigenen Blutes» sein soll, aber «voller Härte gegenüber den Fremden».

Forciert wird im Frühjahr 1940, nachdem Westpreussen und Wartheland weitgehend «flurbereinigt» und nun ins Reich einzugliedern sind, auch die Ausschaltung der Intelligenz im Generalgouvernement. Seit dem 10. Mai, seitdem die Wehrmachtsoffensive an der Westfront eröffnet und damit das Weltinteresse an der polnischen Situation weitgehend erloschen ist, sind Polizei und SS mit einer «Ausserordentlichen Befriedungsaktion» befasst, die keinerlei Zögerlichkeit oder Rücksichtnahme mehr kennt. Auf einer Polizeisitzung Ende des Monats ermahnt Generalgouverneur Frank, der sich von der SS nicht ernst genommen fühlt, die Truppen zu härtestem Vorgehen:

«SS-Obergruppenführer Krüger und ich haben beschlossen, dass die Befriedungsaktion in beschleunigter Form durchgeführt wird ... Wir werden diese Massnahme durchführen, und zwar, wie ich Ihnen vertraulich sagen kann, in Ausführung eines Befehls, den mir der Führer erteilt hat. Der Führer hat mir gesagt: Die Frage der Behandlung und der Sicherstellung der deutschen Politik im Generalgouvernement ist eine ureigene Sache der verantwortlichen Männer des Generalgouvernements. Er drückte sich so aus: Was wir jetzt an Führerschicht in Polen festgestellt haben, das ist zu liquidieren, was wieder nachwächst, ist von uns sicherzustellen und wieder wegzuschaffen ... Wir brauchen diese Elemente nicht erst in die Konzentrationslager des Reiches abzuschleppen, denn dann hätten wir nur Scherereien und einen unnötigen Brief-

wechsel mit den Familienangehörigen, sondern wir liquidieren die Dinge im Lande.»¹²

Grünes Licht also für die restlose Liquidierung der polnischen Politiker, der polnischen Intelligenz. Allein in der Zeit, in der die ahnungslose Helena Regier in den Lubliner Distrikt überwechselt, werden im Generalgouvernement 3500 Funktionäre und Intellektuelle ermordet. Für die Todesurteile gilt gleich das summarische Standgerichtsverfahren, um schneller voranzukommen, die Urteile aber sind «Richtspruch der deutschen Nation». Polizisten und SS-Männern, also «anständigen deutschen Soldaten und Kameraden», wie Frank betont, obliegt der Vollzug der Exekutionen – wobei jene strafrei ausgehen, die sich weigern, mitzumachen. Viele sind es nicht, die sich weigern ...

Für Polinnen wie Wladislawa Karolewska wird es eng, denn im Sommer 1940 gehört die junge Kindergärtnerin längst dem Lubliner Widerstand an. Die Verhör- und Folterkeller der Gestapo aber dehnen sich nun zügig vom Reich über die Gaue ins Generalgouvernement aus. Mit Hilfe erbeuteter Unterlagen erstellt Himmlers Sicherheitsdienst Namenslisten, die sich problemlos in ein bewährtes, ausgeklügeltes System von Akten und Karteien einspeisen lassen, ein durch Spitzel und Kollaborateure ergänztes System, das effizient auch Querverbindungen aufzuspüren vermag: Ein Grossteil jener 3500 in diesem Sommer Liquidierten konnte bereits damit dingfest gemacht werden.

Wladislawa Karolewska gehört dem «Verein des bewaff-

neten Widerstandes» an, einer Untergrundorganisation, deren Netz bereits den gesamten Lubliner Distrikt durchzieht, und sie ist als Kurier eingesetzt, ein besonders gefährdeter Posten.

Die junge Frau entstammt einer Familie, die auf Himmellers Abschussliste ganz oben rangiert: Polnisch nationalbewusst, fast alle sind Lehrer. Der Bruder widmet seine Existenz behinderten Kindern; nach dem Studium in Warschau und einer zweijährigen Spezialausbildung wird er Anfang der dreissiger Jahre Direktor einer Behindertenschule in Graudenz. Doch Graudenz ist deutsch, ist eine jener deutschen Städte, die 1918 an Polen fielen, und die polnische Minderheit wird nun umso argwöhnischer belauert, je mehr mit Hitlers Machtantritt das völkische Klima greift:

Wladislawa: «Schon vor dem Krieg war unsere Familie von den Deutschen dort nicht gern gesehen, weil wir sehr polnisch waren und unsere Kultur bewusst pflegten. Wir hatten eine Menge unternommen, getanzt, gesungen ... viele Menschen kamen zu uns, weil wir ein offenes Haus hatten. In Graudenz gab es so viele Deutsche vor dem Krieg, und die wenigen polnischen Familien fühlten sich verpflichtet, ihre polnische Kultur am Leben zu erhalten ... Mein Bruder ging dann schon 1937 mit Frau und Kindern nach Warschau zurück, die Mutter mit ihm. Ich war in Graudenz geblieben, weil ich ja meine Arbeit dort hatte, die ganze Familie war also 1939 schon weg, ausser mir.»¹³

Doch Wladislawka hat Glück. Als die Wehrmacht Anfang September in Graudenz einmarschiert, ist sie nicht da, verlebt sie gerade ihre Sommerferien in Lublin, wo die Schwestern wohnen, beide Lehrerinnen. Nach Graudenz gibt es nun kein Zurück, der Kontakt zu Mutter und Bruder in Warschau ist nach den Luftangriffen unterbrochen. Die junge Kindergärtnerin sitzt in Lublin bei ihren Schwestern fest. Doch damit entrinnt sie nicht, schon bald gerät auch dieser Distrikt in den Würgegriff der Nationalsozialisten.

Unmittelbar nach der Besetzung entscheidet sich der Lubliner Teil der Familie für den Widerstand: die drei Schwestern Karolewska, dazu ein Schwager – Professor für Orgel an der Musikhochschule und Organist der Kathedrale zu Lublin – sowie der zweite Schwager, ein Offizier der polnischen Armee. Er ist es, der die erste Zelle des bewaffneten Widerstandes in Lublin gründet, und während fieberhaft am Ausbau eines Untergrundnetzes gearbeitet wird, spitzt sich die Lage in der Stadt zu. Auch hier durfte die katholische Universität zunächst den Lehrbetrieb wieder aufnehmen. Nachdem jedoch die deutsche Militärverwaltung von Kräften der Sicherheitspolizei und SS abgelöst wurde, bricht über die Lubliner Intelligenz ein ähnliches Schicksal herein wie das des Jagiellonen-Lehrkörpers in Krakau: Am 9. November 1939 werden sämtliche Professoren verhaftet, dazu etliche Studenten; Universität und Kunsthochschulen gelten von diesem Tag an als geschlossen. Die meisten der Professoren werden Wochen später wieder freigelassen, einige in deutsche Konzentrationslager überstellt, zwei gehören zu jenen zehn Polen, die man am Tage vor Weihnachten öffentlich hinrichtet.

Verzweifelt betritt Wladislawa, die Kindergärtnerin, den schmalen Pfad zwischen Leben und Tod:

«Meine konspirative Arbeit entsprach der anderer Kuriere, ich musste die verschiedensten Nachrichten und Informationen an die verschiedensten Orte bringen, es war die gefährlichste Arbeit.

Mir war absolut klar, dass es sehr gefährlich ist, aber ich konnte gar nicht anders – ich bin eine Polin, und es war offensichtlich, dass die einzige Rettung für uns in der Untergrundarbeit bestand, im konspirativen Widerstand ... das musste einfach gemacht werden.»

In den Folterkellern der Gestapo

Die SS ist dabei, eine akademische Tabula rasa im governierten Restpolen zu schaffen; die deutschen Zivilverwaltungen, von Ausnahmen abgesehen, leisten Handlangerarbeit.

Kurz nach dem Jahreswechsel 1940/41 kommt jene Kleinstadt an die Reihe, in die Helena Hegier vor einem halben Jahr noch so hoffnungsvoll aufgebrochen war. Alle möglichen Menschen werden hier verhaftet – Gutsbesitzer, ehemalige Militärs, vor allem aber junge, gut ausgebildete Leute. Die erste und zweite Phase der «grossen Befriedungsaktion» zahnern gewissermassen ineinander: Da die Ausschaltung der geistigen Führungsschicht sich ihrem Ende nähert, kommt schon die nachfolgende Generation an die Reihe – das, «was wieder

nachwächst» und laut Generalgouverneur Hans Frank «sicherzustellen und wieder wegzuschaffen ist». Darunter sind vor allem jene zu verstehen, die zwar noch nicht aktiv im Widerstand sind, es aber jederzeit sein könnten, weil sie vor dem Krieg zum Beispiel eine Jugendfunktion innehatten.

Vor dem Krieg, noch im Gymnasium, war Helena bei den Pfadfindern aktiv, leitete dort eine Gruppe. Und später, in Brest, gehörte sie mit grossem sozialen Engagement einem Amateurtheater an – immer, so meint sie, war es ihr wichtig, etwas mit Menschen zu tun zu haben. Nun bekommt sie es mit der Gestapo zu tun:

Helena: «Eines Tages, im Januar '41, kamen sie in das Büro, in dem ich arbeitete. Zuerst nahmen sie fünf Männer mit, dann wollten sie meinen Namen wissen, verglichen ihn mit einer Liste und sagten, ich solle mich auch anziehen. Ich wurde von der Gestapo verhört, mir wurde vorgehalten, einer Untergrundorganisation anzugehören, angeblich sollte einer der fünf verhafteten Männer angegeben haben, ich gehörte einer Zelle des Widerstandes an. Ich verneinte dies, sagte, dass ich keiner dieser Organisationen angehöre, es gab auch keinerlei Beweise – trotzdem wurde ich ins Gestapo-Gefängnis nach Lublin gebracht. Dort schlugen sie mich mit einer Peitsche, und immer wieder brüllten sie dazu: ‚Sag die Wahrheit, wir wissen doch alles.‘«

Die «restlose Liquidation» der polnischen Intelligenz wird am Ende nicht einmal dort gelingen, wo der Sicher-

heitsdienst am schärfsten, die Gestapo am brutalsten durchgreift. Zum einen weil dieser rigide Kurs für die Besetzer selbst allmählich zum Bumerang wird, zum anderen weil er ein zweites, konspiratives Bildungsnetz erzeugt, das in Ausmass und Widerstandsfähigkeit wohl einmalig in der Okkupationsgeschichte ist.

Himmlers den «Untermenschen» zugedachtes Radikalprogramm wird in der Praxis auf einen Grundschulpegel von sieben Jahren abgeschwächt, wobei Fächer, die Kenntnisse über Polen vermitteln – Geschichte, Geographie, Literatur –, selbstverständlich verboten sind. Seit Winter 1939 sind sämtliche Gymnasien des Generalgouvernements geschlossen.

Trotz des pragmatischeren Kurses kommt es im Schulbereich zu den heftigsten Rivalitäten zwischen Reichsführer SS und den deutschen Verwaltungen. Zum einen der Anarchie wegen, die in allen Ecken waltet: Den deutschen Besatzern geht allmählich das Personal aus, um alles unter Kontrolle zu halten, Schulklassen sind völlig überbelegt; zeitweise aber findet gar kein Unterricht statt, weil Gebäude zerstört oder – dies zunehmend ab 1941 – mit deutschen Soldaten belegt sind. Der Tag des Überfalls auf den bolschewistischen Erzfeind rückt näher.

An Anarchie aber ist keiner deutschen Behörde gelegen. Und an einem derartigen Bildungsabfall am wenigsten der Wirtschaft, die sich immer heftiger beklagt: Bald sind nicht einmal mehr einfachste Industrie- und Verwaltungsabläufe aufrechtzuerhalten, und als das Generalgouvernement auch noch zum Truppenaufmarschgebiet wird, brechen ganze Bereiche zusammen. Es gibt nicht genügend «deutsche Intelligenz», es fehlt an Ukrai-

nern, einer Volksgruppe, die als «förderungswürdig» gilt und damit in Positionen «gleich unter dem Deutschen» gehievt wird.

So sehen sich allmählich Berufsschulen wiedereröffnet, dürfen ab 1942 Teile der mittleren Intelligenz in ihren Beruf zurückkehren – Techniker für Land- und Forstwirtschaft, «zuverlässige fremdvölkische Ingenieure». 1943 wird es in Lemberg schon zur Einrichtung von Hochschulkursen kommen, um den Mangel an Tierärzten und fähigen Forst- und Landwirten auszugleichen; wird der SS-Gouverneur des besetzten Galizien die volle wissenschaftliche Ausbildung polnischer Mediziner fordern, weil die Deportation sämtlicher jüdischer Ärzte sich katastrophal auf die polnische Arbeitskraft auswirkt.

Von diesem zynischen Pragmatismus ist der Beginn des Jahres 1941 weit entfernt. Noch dominieren die ideologischen Scharfmacher, steht das Signal auf Liquidation der polnischen Intelligenz.

Künstler und Wissenschaftler retten sich, sofern das noch möglich ist, in den Untergrund, kanalisieren all ihre Begabung, ihre Kraft in die Illegalität. Pädagogen verlagern ihr Wissen in ein sich rasch verzweigendes, konspiratives Bildungswerk – den Geheimunterricht. Mit patriotischer Leidenschaft und unter ständiger Drohung einer Deportation ins KZ führen sie Polens Kindern jenes Wissen zu, das ihnen die deutschen Okkupanten so scharf versagen.

Winzige Gymnasialklassen versammeln sich in Privatwohnungen, Klöstern, Schuppen, saugen nun gierig auf, was sie in Friedenszeiten mitunter gelangweilt über sich ergehen liessen. Unterrichtet werden sie von entlassenen Gymnasiallehrern, von Priestern und Studenten,

und auf dem Programm stehen vorrangig jene Fächer, die auch in Grundschulen verboten sind – Geschichte, Geographie, Literatur.

Für Stanisława Czajkowska, eine Gymnasiastin aus Zamosc, wird der Geheimunterricht zum Mittelpunkt ihres Lebens:

Stanisława: «Am Anfang, als ich in der Schule war, nahm ich das Lernen gar nicht so ernst, sah es als nicht so wichtig an, ich hatte verschiedene Interessen als junges Mädchen. Doch als Bildung für uns plötzlich verboten wurde, empfand ich eine furchtbare Leere, erkannte ich den Sinn, die Notwendigkeit, sich Wissen und Kenntnisse anzueignen ...

Wir fanden uns in Wohnungen zusammen, jeden Tag in einer anderen und in jeweils nur ganz kleinen Gruppen – wir mussten ja sehr aufpassen, dass die Deutschen nicht aufmerksam werden. Dazu kam, dass auch sämtliche polnischen Zeitungen verboten waren, es gab überhaupt keine Nachrichten mehr auf polnisch, dementsprechend war klar, dass wir auf die polnische Untergrundpresse zurückgriffen... Es gab einen Zwang, alle Hörfunkgeräte abzuliefern – diejenigen, die ein Gerät versteckt hatten, hörten heimlich den Londoner Rundfunk, schrieben die Nachrichten ab und verbreiteten sie über die Untergrundpresse.»¹⁴

Der Übergang vom konspirativen Unterricht zum Widerstand, auf den die Todesstrafe steht, ist fließend. Stanisława empfindet das Gefährliche nicht, für sie ist

es Schule, irgendwie etwas Normales. Erst sechzehn Jahr alt, wird sie im Januar 1941 verhaftet – im Haus ihres Onkels, eines Pfarrers, der selbst im illegalen Widerstand aktiv ist:

Stanislawa: «Auf einmal wurden alle, die an einem solchen Geheimunterricht beteiligt waren, verhaftet, das waren so etwa achtzig Personen, es passierte kurz hintereinander – ich gehörte zu den letzten, die abgeholt wurden, ich sah also das Furchtbare auf mich zukommen ... Die Gestapo hatte einen der Jungen, der nach dem Unterricht mit Büchern aus einer der privaten Wohnungen kam, beobachtet, sie folgten ihm nach Hause. Er wurde verhaftet und so stark geprügelt, dass er es einfach nicht ausgehalten und auch die anderen verraten hat...

Mir wurde vorgeworfen, ich gehörte einer geheimen Widerstandsorganisation an, läse heimlich Untergrundzeitungen. Ein anderer Schüler hatte angegeben, von mir illegale Zeitungen erhalten zu haben ...

Es war schrecklich, weil die Gestapo mit allen Mitteln versuchte, Informationen aus einem herauszupressen, selbst kleinste Informationsfetzen. Sie hatten zum Beispiel die Namen von Mitschülern, von Lehrern und Professoren, von denen, die uns die Wohnungen zur Verfügung gestellt haben ... Es ging nicht nur um die Schule, sondern auch um illegale Zeitschriften – wer was geschrieben, wer sie redigiert habe, von wem man sie erhalte ...

Ich wurde ja in der Wohnung meines Onkels verhaf-

tet, und dementsprechend – er selbst war glücklicherweise nicht zu Hause – drehten sich viele Fragen auch um ihn: wer er ist, wohin er verschwunden sei...»

Immer wieder fliegen im Generalgouvernement solche Geheimschulen auf – das verzweigte Netz aufzuspüren wird dem deutschen Sicherheitsdienst jedoch nie gelingen, am wenigsten ab 1943, da er auch bei den deutschen Zivilinstanzen kaum noch Unterstützung findet. Die konspirativen Schulen weiten sich aus bis in die Dörfer: Bücher werden im Untergrund gedruckt, Papier und anderes Büromaterial abgezweigt, und bald ziehen auch geheime Prüfungskommissionen durchs Land, um das Abitur abzunehmen. Nach den hohen Verlusten unter Lehrern wird 1943 mit der illegalen Ausbildung von Pädagogen begonnen – Aufbruch in eine Zukunft, in der polnische Kinder wieder Mensch sein dürfen, eine Zukunft, von der niemand weiss, wann sie anbricht.

Stanislawa Czajkowska wird dieses Anwachsen der zweiten konspirativen Schule nicht mehr miterleben. Von Zamosc aus überstellt man die Sechzehnjährige ins Schloss Lublin – den Gefängnistrakt einer besonders berüchtigten Gestapo-Zentrale:

«Als ich in die Zelle kam, hörte ich sofort von den anderen Frauen, dass die Verhöre schrecklich wären, dass die Gestapo prügeln und foltern würde. Es wurde mir geraten, ein Handtuch unter meine Klamotten zu nähen, damit die Schmerzen geringer ausfielen. Das habe ich auch getan, aber so ungeschickt, dass es ent-

deckt wurde. Die Gestapo-Leute haben meine Kleidung total zerrissen und weggenommen, ich musste nackt vor ihnen stehen. Dann haben sie mich mit Knüppeln durch den Raum gejagt, ich versuchte, ihnen zu entkommen, das waren solche Metallknüppel, Holzstöcke mit Metallkugeln am Ende. Danach banden sie mich auf einem schmalen Tisch fest, in gebeugter Haltung – ich wurde so schrecklich geprügelt, dass mein ganzer Brustkorb blau war. Als ich in die Zelle zurückkam, haben mir die Mithäftlinge versucht zu helfen, mit Kompressen.

Das Ganze wiederholte sich noch einige Male. Es waren junge, sehr gut aussehende Männer. Es muss noch gesagt werden, ich wurde sehr katholisch erzogen, ich würde sagen, sogar puritanisch, und plötzlich nackt zu sein ... Ich versuchte mich vor den drei Männern zu verstecken, aber das ging ja nicht; ich fühlte eine brennende Scham. Man sagte mir später, dass ich die erste Frau war, die nackt verhört wurde, aber danach wurden dann alle jungen Frauen nackt verhört. Ich sehe die Gesichter vor mir ...»

Am 13. Februar 1941 fliegt in Lublin der «Verein des bewaffneten Widerstandes» auf, jene konspirative Gruppe, in der die Kindergärtnerin Wladislawa Karolewska als Kurier eingesetzt ist. Mit ihr verhaftet werden beide Schwäger und eine weitere der drei Schwestern.

Die zahlreichen Verästelungen dieser bewaffneten Untergrundbewegung legt die Gestapo durch Foltergeständnisse nach und nach frei. Für Wladislawa brechen

Wochen an, die so furchtbar sind, dass sie noch heute darüber nicht sprechen kann, nicht einmal im Kreis der eigenen Familie.

Wladislawa: «Ich wurde ins Gefängnis gebracht, es befand sich im Lubliner Schloss. Zum Verhör kam man in die Gestapo-Zentrale, einem Haus in der Universitätsstrasse, das heute Museum für die Verfolgten des Krieges ist. Ein sehr grosses Gebäude – unten befanden sich verschiedene Keller, dort wurden die Zellen für die Verhöre eingerichtet.

Das ging dann da unten über Wochen, ich wurde furchtbar zugerichtet, geschlagen, getreten, gefoltert. Ich habe das durchgehalten, ohne etwas zu verraten, nur hat es uns nichts genützt – meine Untergrundarbeit wurde von einem Gestapo-Mann bezeugt, der mir mehrmals gefolgt war.»

Am meisten beunruhigt sie das Schicksal jener Schwester, die mit ihr verhaftet wurde und von der sie weiss, dass sie im fünften Monat schwanger ist. Was ihren beiden Schwägern passiert, erfährt sie viel später – in Ravensbrück ... durch neu ankommende Häftlingstransporte, durch Berichte aus einer noch immer in Lublin kursierenden Untergrundzeitung:

«Mein Schwager, der Offizier war und Leiter unserer konspirativen Organisation, wollte überhaupt nicht sprechen. Er wurde so furchtbar geschlagen, dass sich das Fleisch von den Knochen löste. Sie haben ihn der-

art malträtiert, dass er zunächst in ein Krankenhaus kam. Von dort aus wurde er dann mit einer Trage auf Transport geschickt, sein Körper war bereits völlig zerstört. Er ist nach Auschwitz gekommen. 1943 wurde die gesamte Gruppe, die man damals nach Auschwitz verschleppt hatte, hingerichtet – der ganze Transport aus Lubliner Widerstandskämpfern. Mein anderer Schwager, der Organist unserer Kathedrale, wurde im April 1943 erst nach Auschwitz deportiert – schon einen Monat nach seiner Ankunft war er tot.»

Im Generalgouvernement häufen sich die Alleen, aus denen Galgen spriessen, die plakatierten Anschläge mit der Bekanntgabe öffentlicher Exekutionen, die Vergeltungsmassnahmen, denen ganze Dörfer zum Opfer fallen. Die Hinrichtungen nehmen zu, auch in Lublin. 1941 läuft die Verhaftungswelle auf Hochtouren. Schon bald platzt das Lubliner Schloss aus den Nähten, werden die Sechs-Personen-Zellen mit achtzehn Gefangenen vollgepfropft. Ein Gedränge, in dem Helena Hegier neun Monate verbringt:

«In Lublin herrschten schreckliche Bedingungen, das Gefängnis war völlig überfüllt, Alte und Kranke, alles starrte vor Dreck. Vor allem waren unter den Inhaftierten so viele junge Frauen – Schülerinnen, Studentinnen, Lehrerinnen, Angestellte. Eigentlich habe ich dort, in Lublin, während der neun Monate schon einen grossen Teil der späteren ‚Versuchskaninchen‘ kennengelernt.»

Die meisten sind zur Liquidation vorgesehen, so wie Helena, Wladislawa und die Schülerin Stanislawka. Doch längst nicht alle werden hingerichtet, an Ort und Stelle aus dem Weg geschafft: Die Greifbarkeit anderer Völker hat den Konzentrationslagern der SS den richtigen Aufschwung gebracht – also ist den polnischen Widerständlerinnen zunächst die Arbeitskraft auszusaugen, bevor man sie vernichtet, Himmler erzielt damit den doppelten Effekt...

Mehrmals nun werden in Lublin grosse Gruppen auf Transport geschickt, sie schaffen Platz für neue Häftlinge. Im September 1941 kommen auch die drei jungen Frauen an die Reihe. Nach Ravensbrück soll es gehen, einem Ort, von dem sie noch nie etwas gehört haben.

Helena: «Irgendwann wurde dort eine Liste zusammengestellt, die wurde uns vorgelesen vom Gefängnisdirektor, einem Volksdeutschen aus der Ukraine. Der also sagte beim Appell: ‚Ihr könnt euch freuen, Mädels, dass ihr nach Deutschland fahrt...‘ Irgendwie wollte er andeuten, dass es uns dort besserginge. Und wir glaubten daran, wir waren ja froh, wegzukommen, weil in Lublin so schrecklich gefoltert und hingerichtet wurde. Wir dachten uns, dass wir nun einfach zur Zwangsarbeit nach Deutschland sollten, wir hatten ja keine Urteile bekommen.»

Auf dem Transport trifft Wladislawa Karolewska endlich mit ihrer Schwester zusammen, sieht sie das erste

Mal nach Monaten quälender Ungewissheit. Auch die Schwester wurde während der Verhöre rücksichtslos gefoltert; die Zwillinge, die sie im Gefängnis zur Welt brachte, starben schon nach drei Wochen.

Das KZ Ravensbrück. Ein deutsches Musterlager

Ankunft im Alltag der Blockordnung

Am 23. September 1941 trifft im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück ein «Sondertransport» aus Lublin und Warschau ein: Vierhundert Polinnen aus dem Widerstand, von der Gestapo schwer gefoltert, zum Tode verurteilt, doch ohne Todesurteil... Unter Hundegebell, Tritten und dem kreischenden Gebrüll pelerinenbehangener Aufseherinnen werden sie entladen, vorwärts- und einem sandigen Gelände zugetrieben, das «verbrecherische Elemente» von der deutschen Volksgemeinschaft isoliert, das die Aussenwelt vor ihnen schützt durch eine unüberwindbar hohe Mauer, einen elektrisch geladenen Stacheldrahtaufsatz, durch Todeszaun, wohin man schaut. Unter den Frauen aus dem Generalgouvernement, die an diesem Herbsttag das Lagertor passieren, befinden sich Stanislawka Czajkowska, Wladislawa Karolewska und Helena Hegier ...

«Ihr könnt euch freuen, Mädels, dass ihr nach Deutschland fahrt», hatte der Lubliner Gefängnisdirektor gesagt. Doch die Demütigungen durch die SS-Frauen, der Hass, der ihnen vom ersten Moment an entgegenschlägt, lassen Freude nicht aufkommen. Peitschen, Hunde, gewienerte Stiefel, die zutreten – wer hier ankommt, soll sofort spüren, wo er gelandet ist.

Das erste, was sie lernen, nachdem man sie registriert hat, ist Stehen – eine der häufigsten Übungen in Himm-
lers Musterlager: Stehen in Fünferreihen, Stehen über
lange, endlose Stunden ...

Während sie strammstehen vor dem Dusch- und Entlau-
ungsgebäude, machen sie hinter der Mauer und den
Wachtürmen die Spitze eines Kiefernwaldes aus, hören
sie irgendwo draussen Züge vorbeierollen, schauen be-
fremdet auf die knochigen Gestalten mit Kopftüchern
und blaugrauem Drillich, die als bewachte Kolonnen
über die Lagerstrasse ziehen, das Sklavenheer der SS, in
das nun auch sie eingeordnet werden.

Der Auftakt bleibt Wladislawa Karolewska in lebenslan-
ger Erinnerung:

«Wir mussten uns hinter den Baracken aufstellen,
wurden dann in einen Waschraum geführt, dort nahm
man uns sämtliche Privatkleider weg. Ich trug einen
Rosenkranz am Hals, und plötzlich trat eine SS-Frau
auf mich zu, riss mir den Rosenkranz vom Hals und
schleuderte ihn weg. Es war entsetzlich. Bis heute
kann ich keinen Rosenkranz sehen, ohne an diesen
schrecklichen Moment denken zu müssen.

Wir wurden entlaust, bekamen dann Holzpantinen,
die gestreifte Lagerkleidung und Nummern, die man
sich vorn und hinten auf die Häftlingskleidung nähen
musste.»

Von nun an werden sie nur noch Nummern sein, todsi-
cher verwahrte Nummern: 7928 ... 6784 ... 7898 ... nicht
sprechen dürfende Arbeitssklaven, die man beliebig

schikanieren und misshandeln darf, für die nur Befehls-empfang und strikte Ausführung gilt, Gehorsam, Fleiss, Disziplin und Prügel. Lachen und Weinen sind von nun an verboten, Lächeln auch.

Dem Akt der Entindividualisierung und der Suche nach Kopf- und Filzläusen, die etliche der Neuankömmlinge kahlgeschoren entlässt, folgt die dritte, entwürdigendste Phase der Aufnahme-prozedur – als eine Endlosreihe nackter Frauen müssen sie am SS-Lagerarzt vorbeidefilieren. Einem Mann, der provokant auf einer Tischkante fläzt, nach Krätze und anstreckenden Krankheiten Ausschau haltend, der abfällige Bemerkungen macht, mitunter nach einer von ihnen tritt. Eine Fleischbeschau, die das Schamgefühl der gläubigen Katholikinnen verletzt, die Erinnerungen wachruft an die Verhöre im Lubliner Gestapo-Keller.

Eine sechswöchige Quarantäne liegt vor den polnischen Frauen, eine Zeit, die sie dann fast als Entlastung empfinden. Durch die Barackenfenster betrachten sie das zebra gestreifte Gewimmel, aus dem Blickwinkel von Menschen, die der Hinrichtung entronnen sind. Sie lernen die preussische Ordnung kennen, mit ihren Soldatenspinden, dem militärisch exakten Bettenbau. Doch wo sie herkommen, war es schlimmer – das Lager hier starrt nicht vor Dreck wie der überfüllte Lubliner Schlossbau, die Baracken links und rechts der Lagerstrasse wirken weniger bedrohlich als die Gestapo-Zellen, selbst Bäume und Blumenrabatten sieht man aus den Fenstern. Sie werden schikaniert von ihrer Blockältesten, einer aufgeschwemmten Deutschen – und die wird keineswegs die einzige Mitgefangene bleiben, die

sie das Fürchten lehrt. Doch sie sind zusammen untergebracht, umgeben von Frauen, mit denen sie die Sprache teilen, ein sehr ähnliches Schicksal, die Nationalität. Noch spüren sie nicht den mörderischen Rhythmus, der das Lager beherrscht. Zahlreich sind die Lehrerinnen unter den polnischen Verschleppten, zahlreich die Schülerinnen, die Studentinnen. So nutzt Baracke 15 die Quarantänezeit – die schon Sirene, Appell und Strammstehen heisst, doch auch noch endloses Warten – zum Gedichteiernen, zum Singen; das muss so heimlich geschehen wie ihr Beten, das selbstverständlich auch verboten ist.

Vor ihnen sind viele andere Polinnen schon in Ravensbrück eingetroffen – durch sie erfährt man, was das rote Stoffdreieck zu bedeuten hat, das etliche Häftlinge tragen und das auch ihr gesamter Lubliner Transport deutlich sichtbar zur Nummer auf den Drillich nähen musste: Rot sind die politischen Gefangenen; das macht sie stolz. Sie werden aufgeklärt, dass Schwarz asozial heisst und Grün kriminell und dass man die Zeugen Jehovas an ihren violetten Winkeln erkennt. Bei Jüdinnen hat die SS noch exakter sortiert: Das Rot auf dem gelben Judenstern zeigt die politische Jüdin an, Schwarz-Gelb steht für «jüdische Rassenschande» ... Sie sehen die Jüdinnen in Block 11 verschwinden, die Formation der Bibelforscherinnen in Baracke 3, beobachten Kolonnen von Zigeunerfrauen, Marschblöcke mit grünen Winkeln und dumpfen Gesichtern, die «Deutschsein» abstrahlen und Hass gegenüber den «Polacken» – so wie ihre Blockälteste Hermine. Und sie ahnen, dass das Ende der Qua-

rantänezeit den Sturz in eine Knochenmühle bringen wird, der all ihre Wärme aufbraucht, ihre Kraft.

Dann ist es soweit: Sie werden eingetaktet in jenen mörderischen Drill, den der Reichsführer SS «Vernichtung durch Arbeit» nennt. Ein System aus Schuften bis zum Umfallen, Strammstehen, Zählen, Melden, Kolonnen-gleichschritt... Von nun an springen sie um vier Uhr früh, wenn die Sirene sich in ihren unruhigen Schlaf heult, von den Pritschen in ein chaotisches Durcheinander von hundertfünfzig Frauen, die zum Waschen hasten oder ihr klumpiges Bettzeug auf die befohlene Exaktheit zu glätten suchen. Nur dreissig Minuten, dann heult es erneut – alles raus zum Appell, Antreten, Fünferreihe – , die Blockälteste treibt sie aus der Baracke, mit der Faust, mit dem Knüppel. Und dann der Appell. Wie lange er dauert, weiss man nie; zwei Stunden können es werden, drei oder auch vier. Denn der Sklavenbestand wird gezählt, der Appell ist mit den Schichten verzahnt, so dass auch die erschöpfte Nachtschicht noch zum stundenlangen Stehen kommt. Schreien, Fluchen, Hundegebell, Ohrfeigen ... und nicht enden wollendes Zählen: Erst zählt die Stubenälteste, dann die Blockälteste, danach die Aufseherin, Listenvergleich, die Oberaufseherin geht zum Rapport in die Kommandantur. Stehen und warten ...

Stimmt die Zahl nicht exakt, so beginnt das Zählen von vorn. Die Jahreszeiten nimmt man im Lager anders wahr als draussen – sie werden hier im wahrsten Sinn des Wortes durchgestanden – starr vor Kälte, zugeschnitten, vor Regennässe frierend, mit schmerzenden Blasen vom Sonnenbrand. Stehen, reglos und schweigend, Häftlingsnummern, die nicht umfallen dürfen vor Er-

schöpfung; unauffällig muss man einander senkrecht halten, denn man muss sichtbar bleiben, damit man gezählt werden kann; und keine darf der anderen aufhelfen, wenn sie auf dem Schotter zusammensackt.

Und wieder heult die Sirene, die starren Zehnerreihen lösen sich auf, verwandeln sich in Marschkommandos, Kolonnen. Wer zum Aussendienst eingeteilt ist, meist schweren Waldarbeiten, marschiert zwischen doppelter Aufseherinneneskorte und scharfen Hunden zum Lager tor hinaus. Die Häftlinge vom Innendienst steuern Schusterei, Schneiderei, Wäscherei oder Küche an.

Die Polinnen aber werden weder zum Innen- noch zum Aussendienst eingeteilt. Ihr «Sondertransport» aus dem Generalgouvernement steht von Anfang an unter verschärfter Aufsicht. Von leichter Arbeit ist Baracke 15 ebenso ausgeschlossen wie von jeder Lagerfunktion, selbst die Aussenarbeit bleibt ihr verwehrt. Die Widerständlerinnen sind Verfügungshäftlinge auf dem SS-Sklavenmarkt, und das bedeutet Schwerstarbeit im engeren Lagerbereich: Stanislawka und Helena schufteten zunächst beim Strassenbau, Wladislawka schaufelt Sand, bis sie die Arme nicht mehr spürt... und der Arbeitstag hat zwölf Stunden.

Mit Sandschaufeln werden jene Verfügungshäftlinge abgedeckt, die gerade keiner braucht. Und Leerlauf gibt es nicht in Himmlers Musterlager, ganz gleich, ob der Arbeitsschwerpunkt bei der Umerziehung oder beim Plan der Vernichtung liegt (was in Ravensbrück neben den Polinnen vor allem für die Jüdinnen gilt). In den Schneide-

reien beispielsweise herrscht ein mörderisches Arbeitstempo, doch es geht letztlich, wie in den anderen SS-Betrieben, um Produktivität. Wofür das Sandschaufeln steht, hält die Polin Wanda Poltawska aus dem Lubliner Transport nach Kriegsende in ihrem Tagebuch fest:

«Das Schreckgespenst dieser Tage war das Wort Sand. Als wir es zum ersten Mal hörten, dachten wir an Strand und Flussufer, an Sonne und Sommer. Dieser Sand aber wurde zur Tortur... Wenn es zu wenig Arbeit gab, bekamen Hunderte von Frauen Schaufeln in die Hand, mit denen sie den ganzen Tag Sandberge umschaufelten. Jede hatte ihren eigenen Berg zum Umschaufeln. Eine ganze Kette dieser Berge hatte man geschaffen, und es fehlte nie an Sand, weil immer die eine den Sand zur anderen schaufelte ... Morgens war der Sand schwer und nass, doch im Laufe des Tages durch den Wind getrocknet, wurde er locker und leicht, stäubte hoch, stäubte in die Augen, in den Mund, in die Ohren, kroch unter die Kleidung ... Es war eine unfehlbare Methode, erprobt an vielen Hunderten von Frauen. Vom Sand wurden viele von uns hingestreckt, fertiggemacht, aller Initiative entledigt.»¹⁵

Sie haben einen starken moralisch-religiösen Hintergrund, die Polinnen, doch es dauert nicht lange, da schleppen auch sie sich gegen die tödliche Erschöpfung, kämpfen sie gegen den eigenen hungrigen Körper, spüren sie sich grauer und schwächer werden, bestimmt zum Untergang. Ein Ringen beginnt ums nackte Dasein,

und kaum lässt sich der Zerstörungsspirale entkommen: Sie schlafen ein mit der Sirene im Kopf, träumen von Sandbergen und SS-Aufseherinnen, werden von Sirenen-geheul aus dem Schlaf gerissen ...

Die Sprache des deutschen Kulturvolkes stanzte sich in ihren Kopf – als ein Lagerdeutsch, das Helena Regier in ihrem Schulunterricht nicht lernte und das jene hehren Liedtexte, die am Sonntag neben Militärmärschen zu Schubert und Mozart aus dem Lagerlautsprecher schallen, zynisch bricht: Raustreten! Antreten! Abtreten! Steh gerade, du Schwein! Achtung – Zählappell! Stillgestanden! Fünferreihe! Zehnerreihe! Weiter, du faule Sau! Schneller, los, los! ...

Die Aufseherinnen, eine Meute unentwegt kreischender, prügelnder SS-Frauen, stellen sie auf die härteste Probe. Die Demütigungen, die sie den Polinnen zufügen, sind nur mit äusserster Beherrschung zu ertragen. Für die sind sie Freiwild, sind ihnen ausgeliefert, und geschlagen wird schon für eine krumme Haltung, eine verspätete Antwort, die falsche Mimik. Ja, oft nur aus einer Laune heraus: So erhält Wladislawa Karolewska während eines Appells, in dem Ohrfeigen verteilt werden, einen Schlag von solcher Wucht, dass sie auf diesem Ohr für immer das Gehör verliert. Sie dürfen sich nicht wehren – zurückschlagen bedeutete den sicheren Tod. Wenn man überleben, nach Hause zurückkehren will, braucht man sehr, sehr viel Selbstbeherrschung.

So schärfen sie ihre Sinne, ihre Selbstdisziplin, um nicht aufzufallen, nicht «gemeldet» zu werden: «Meldung» bedeutet Strafestehen bei Kostentzug, bedeutet Strafblock,

Dunkelarrest im Bunker oder – was am demütigendsten ist – fünfundzwanzig Stockhiebe auf dem Prügelbock. Das Strafestehen kann einzelne treffen, doch die SS straft mit Vorliebe kollektiv – dann muss der ganze Block stehen, was sich über Stunden erstrecken kann oder mehrere Abende. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft, im tiefsten Dezember 1941, musste zum Beispiel der gesamte Block 11 – etwa dreihundert Gefangene – vom Mittag bis zum Abend im dichten Schneegestöber stehen, weil zwei Jüdinnen in der Wäschekammer, in der Sprechen verboten ist, miteinander geflüstert hatten. Viele der Stehenden wurden ohnmächtig, und erst nach Stunden, nachdem die bewusstlosen Frauen am Boden schon völlig zugeschnitten waren, erlaubte der Lagerarzt den Revierhäftlingen, sie wegzutragen ...

Auch in den Strafblock kommt man schon für ein Lächeln, ein heimlich gesungenes Lied, für jede Kleinigkeit. Der Strafblock ist im stacheldrahtumzäunten Lager eine nochmals stacheldrahtumzäunte Baracke – hier ist die Schwerstarbeit noch schwerer, die Essensration noch minimaler, verstärken sich die Eskorten der Aufseherinnen auf das Dreifache. Wer in den Strafblock kommt, landet in einer Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod. Nicht nur dass die SS-Frauen hier am brutalsten sind, man befindet sich plötzlich inmitten grüner und schwarzer Winkel, in einem Raubtierkäfig. Hier lernt man Deutschland von ganz unten kennen, wird man auch von Häftlingen gehetzt, gequält und befumelt. Wer aber in den Bunker kommt, läuft nicht nur Gefahr, ihn nicht mehr lebend zu verlassen, er trägt in jedem Fall schwere gesundheitliche Schäden davon –

über etliche Tage währt der Essensentzug: die Dunkelzellen, in denen man zum Hocken in Unterwäsche verdammt ist, sind eisig kalt im Winter, im Sommer aber lässt die Oberaufseherin mit Vorliebe heissen Dampf herein ...

Wie viele Mitgefangene stürzen die Frauen von Block 15 in den ersten Monaten ihres Lagerdaseins in tiefste Gefühlsgründe: Lähmende Mutlosigkeit wechselt mit einem sich aufbäumenden Gerechtigkeitssinn. Verzweiflung schiebt sich auf jeden Hoffnungskeim. Manchmal, wenn sie unter sich sind, malen sie sich miteinander den grossen Aufstand aus. Dann weiss jede von ihnen, dass allein der Gedanke ein irrealer ist – doch die Vorstellung, jedes Detail, pumpt ihnen neue Kraft zu, zaubert ein Lächeln auf Gesichter, die zu erstarren, zu vertrocknen drohen ... Das Recht, ein Mensch zu sein, haben ihnen die Deutschen bereits in Polen genommen. Im Lager, schon mit der Wegnahme der Kleider, setzt das systematische Zerschneiden ihrer Würde ein. Und das wird den SS-Herrschern nicht gelingen: Physisch kann man sie vernichten, und wie leicht ist das möglich. Ihre Menschenwürde aber werden sie sich bewahren bis in den Tod!

Die Abrichtung zur SS-Frau

Wer sind die Aufseherinnen? Die ihnen ausgeliefert sind, erleben sie als eine Meute ständig keifender, dreschender, tretender Weiber, die ihrer Intelligenz nach vermutlich am Bodensatz der grossen Volksgemeinschaft siedelten, die nun aber – ausgerüstet mit Uniform, trittfesten

Stiefeln und Hundepeitsche – über eine nie erträumte Macht verfügen, eine Macht, die sich noch steigern lässt durch einen scharfen, auf Häftlingskleider gedrillten Hund. Unbarmherzig prügeln sie auf die Gefangenen ein: Wer vor Erschöpfung seine Arbeitsnorm nicht schafft, wird zu Boden geschlagen. Wer auf dem Rückweg vom Bäume-Roden zusammenbricht, wird so lange traktiert, bis er wieder auf den Füßen steht. Auf schlechten Bettenbau folgt der achttägige Entzug einer Mahlzeit pro Tag, und Häftlinge, die bei stundenlangem Stehen auf scharfem Kies versuchen, Papier unter die blanken Fusssohlen zu schieben, wandern in den Strafblock. Bibelforscherinnen, die sich weigern, zum Appell herauszutreten, werden an den Haaren aus der Baracke geschleift...

Der Terror ist Programm: Die «verbrecherischen Elemente» und «ostvölkischen Untermenschen» sollen schliesslich nicht nur isoliert, sondern auch zerbrochen, zum Sklavengehorsam abgerichtet werden; die Aufseherin ist dabei das Werkzeug. Bei jedem noch so geringen Verstoss gegen die Lagerordnung hat sie «durchzugreifen» – das Brüllen und Prügeln als Grundstimmung ist ihr Befehl, dafür wird sie gelobt und bezahlt.

Nicht, dass sich die SS-Frau in einem rechtsfreien Raum befände. Die KZ-Häftlinge sind es, die über keinerlei Rechte verfügen, da sie nicht als Menschen angesehen werden: Prügelt die Aufseherin eine Häftlingsfrau zu Tode, so hat das keinerlei Folgen. Die Gesetze gelten nur innerhalb der Herrscherkaste selbst, und da wiederum kann die SS – die sich in puncto «Sauberkeit, Disziplin,

Treue und Ehrlichkeit» als Vorbild für die ganze Volksgemeinschaft sieht – sehr penibel sein. Wer gegen die Rechtsnormen des schwarzen «Elite-Ordens» verstösst, muss mit Entlassung rechnen, juristischer Ahndung, unter Umständen mit Einlieferung ins KZ als Häftling (wie ein späteres Beispiel zeigen wird).

Welche Auswirkungen diese makabre Rechtsverzerrung hat, macht ein Prozess nachvollziehbar, der im Mai 1943 im SS- und Polizeifeldgericht III in Berlin anhängig ist: Angeklagt ist Walburga Kraus, seit 1940 Aufseherin im KZ Ravensbrück. Das Delikt, das ihr zur Last gelegt wird, ist Kameradendiebstahl: Frau Kraus hat der Lager Stenotypistin ein Paar Handschuhe entwendet, dazu einer Aufseher-Kollegin dreimal je zwanzig Reichsmark – ein Bagatell-Delikt. Nicht aber im Herrenmenschen-Denken – hier hat die Aufseherin, die ansonsten ordnungsgemäss Häftlinge malträtiert, das Ansehen der SS geschädigt (und die SS belogen, denn in ihrem Fragebogen hatte sie verschwiegen, dass sie 1938 schon wegen Diebstahls zur Zahlung von vierzig Reichsmark verurteilt worden war). In einem ordentlichen Gerichtsverfahren, zu dem extra der stellvertretende Leiter des KZs Ravensbrück und die Oberaufseherin Binz (die fast täglich eigenhändig Menschen zu Tode quält) in Berlin anreisen, wird die Aufseherin zu zehn Monaten Haft ohne Bewährung verurteilt.

Welche Frauen wählt die SS für ihre Zwingburgen aus? Ein weitverbreiteter Irrtum besteht darin, zu glauben, es handele sich hierbei um besonders bestialische Charaktere, die nur darauf warteten, Menschen zu quälen.

Die gibt es selbstverständlich auch darunter, doch stellen sie unter den zirka 3'500 Frauen, die während der sechsjährigen Ravensbrücker Lagergeschichte dort die Ausbildung einer KZ-Aufseherin durchlaufen, eher eine verschwindende Minderheit dar. Die meisten müssen erst auf Greuel trainiert werden, fallen vor ihrem Eintritt in den «neuen Beruf» durch keinen Sadismus oder Hang zur Gewalt auf und werden nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes (so man sie nicht aufspürt und zur Verantwortung zieht) als unbescholtene Bürgerinnen unter uns weiterleben.

Es sind in erster Linie die winkenden Vergünstigungen, die sie nach Ravensbrück ziehen. Von dem, was sich hinter den Lagermauern abspielt und was ihre Rolle dabei ist, haben sie vorher meist eine ebensowenig konkrete Vorstellung wie ihre zukünftigen Opfer, wie Wladislawa, Helena und Stanislawa, als sie in Lublin aufatmend den Viehwaggon «Richtung Ravensbrück» besteigen. Es melden sich Freiwillige – Frauen zumeist aus der unmittelbaren Umgebung, für die der KZ-Dienst (von dem sich nicht einmal die unmittelbar an Ravensbrück angrenzende Bevölkerung eine Vorstellung macht) ein Arbeitsangebot darstellt wie jedes andere. Zuwenig Freiwillige, um den Bedarf zu decken; viel Personal wird gebraucht, um den Lagerbetrieb aufrechtzuerhalten, der sich durch die wachsenden Beutezüge Deutschlands ständig erweitert und nach und nach zur Einrichtung etlicher Nebenlager führt. Auf der Suche nach Zucht-Frauen wendet sich die Lagerführung daher zunehmend an Betriebe, bevorzugt solche, die mit der SS ohnehin schon zusam-

menarbeiten. Sie lässt Werbeschreiben austeilten, mitunter rückt sogar eine Delegation der Lagerleitung selbst im Betrieb an.

Der Ton des Werbeblattes unterscheidet sich kaum von dem anderer Einrichtungen – es soll schliesslich anlocken und nicht abschrecken:

«Im Konzentrationslager Ravensbrück sitzen Frauen ein, die irgendwelche Verstösse gegen die Volksgemeinschaft begangen haben und nun, um weiteren Schaden zu verhindern, isoliert werden müssen. Diese Frauen sind bei ihrem Arbeitseinsatz innerhalb und ausserhalb des Lagers zu beaufsichtigen. Sie brauchen für diese Arbeit also keine beruflichen Kenntnisse zu besitzen, da es sich ja lediglich um die Bewachung der Häftlinge handelt.

Die Aufseherinnen sind Reichsangestellte und werden nach der TO.A. (Tarifordnung für Angestellte) besoldet... Bei entsprechender Eignung und Tätigkeit besteht die Möglichkeit, als Lagerführerin in einem der Aussenlager des KL Ravensbrück eingesetzt zu werden und Aufrückungsmöglichkeit bis Gehaltsgruppe VI.

Ihre Tätigkeit wird als Kriegseinsatz anerkannt. Sie gehören auch zum Gefolge der Waffen-SS. Voraussetzung für die Einstellung ist daher, dass Sie unbestraft und körperlich gesund sind.»¹⁶

Gesundheit und Ehrlichkeit haben Priorität, eine vorherige Zugehörigkeit zu NS-Organisationen dagegen wird ebensowenig erwartet wie Intelligenz. Äusserst bescheiden sind die Vorausbedingungen für den neuen Beruf,

dazu winken ein Sold von brutto 185,68 Reichsmark (das Dreifache einer Bandarbeiterin) und kostenlose Arbeitskleidung sowie eine bescheidene, komplett eingerichtete Dienstwohnung und, falls benötigt, ein Kindergartenplatz.

Viele Frauen dürften das Werbeblatt in den Händen gehalten, die Anzeigen im Fürstenberger Lokalblatt gelesen haben. Dass es trotz der für die Kriegsjahre sehr hohen Vergünstigungen nicht zu einem Massenansturm in der Kommandantur kommt, zeigt, dass sich hier in gewisser Weise die Spreu vom Weizen trennt: Auch ohne Einblick in die tatsächliche Arbeitsaufgabe zu haben, werden viele Frauen allein bei der Vorstellung, Gefangene zu beaufsichtigen, von einem offensichtlichen Unbehagen beschlichen, das die Vorteile nicht aufzuwiegen vermögen. Insofern dürfte die Prädestination jener, die sich melden, in einer geringeren Sensibilität liegen, die bis zur Dumpfheit des Empfindens gehen kann. Doch reicht das noch nicht zum Freisetzen der brutalsten dem Menschen innewohnenden Winkel – dazu ist ein «Lehrgang» erforderlich, eine Ausbildung am Zuchtobjekt. Sie beträgt anfangs sechs Wochen, wird aber im Laufe des wachsenden Chaos im Lager auf drei Wochen verkürzt. Bei ihrer Auswahl bevorzugt die SS Frauen, die «sauber, gesund und ehrlich» sind, sich bildungsmässig aber eher auf den unteren Sprossen der germanischen Leiter befinden. Die beliebteste Kategorie sind Bandarbeiterinnen, doch reicht das Spektrum in der Praxis dann von der Reinigungskraft mit Sechs-Klassen-Abschluss bis zur Büroangestellten.

Sobald je fünfzehn Anwärterinnen zusammen sind, be-

ginnt der «Lehrgang» – über eine ausgeklügelte Stufung, ein Hineinwachsen, das Hemmschwelle um Hemmschwelle abbaut, bis die Jungaufseherin reibungslos im SS-System funktioniert: Am Tag der Anreise wird erstmal eine adrette Uniform ausgeteilt – die blaugraue aus dünnem Tuch für den Sommer, die steingraue aus Wolle für den Winter und für die Gruselwettertage eine machtvoll wirkende schwarze Kapuzen-Pelerine; Schaftstiefel und Baumwollstrümpfe gibt es für die Arbeit, Halbschuhe und Seidenstrümpfe für den Ausgang, dazu ein Koppel und ein feschcs Käppi – das kommt schon bei der ersten Anprobe an. Ebenso wie das Quartier, das anschliessend gefasst wird, in netten (mit Häftlingsschweiss erbauten) Häuschen, nicht weit vom Arbeitsort entfernt, mit Blick auf den malerischen Schwedtsee. Am Abend des ersten Tages steigt der offizielle Empfang – der Kommandant persönlich hält eine Begrüssungsrede, die Oberaufseherin eine zweite. Den Neuen wird mitgeteilt, dass sie für eine besonders ehrenvolle Aufgabe vorgesehen sind im Dienst für Führer, Volk und Vaterland – die Lagerinsassen werden bei dieser Gelegenheit zwar bereits in nachhaltiges Schwarz getaucht, doch der Schwerpunkt liegt auf dem neuen Arbeitgeber: Da sie von nun an der SS unterstehen, haben sie ausschliesslich deren Anweisungen Folge zu leisten, in «treuem Pflichteifer und unbedingtem Gehorsam». Das reicht für den ersten Tag – die Neuen dürfen sich ein wenig akklimatisieren, einander beschnuppern. Am zweiten Tag stehen Gänge in Verwaltung und Lohnbüro an sowie erneut eine Versammlung in der Kommandan-

tur, zunächst mit Kurzansprachen. Danach wird die Aufgabenstellung konkretisiert, theoretisch noch, wird an einen prinzipiell mitleidlosen Umgang mit den «Verbrechern» appelliert, den Kandidatinnen aber zugleich der Unterschied zwischen «arischen» Gefangenen und dem «Rest» aufgezeigt – das Ganze wiederum gekoppelt an die gewissenhafte und treue Pflichterfüllung gegenüber der SS. Und die nimmt sie auch sofort in die Pflicht: Sie erfahren, dass sie von nun an Geheimnisträger sind, dass über alles, was sie in der Praxis sehen, erleben und selbst tun werden, strengstes Stillschweigen zu wahren ist – besonders gegenüber den eigenen Angehörigen! Besiegelt wird diese Komplizenschaft mit einer doppelten Unterschrift – eine unter die offizielle Verpflichtungserklärung, die zweite unter die mit der Schweigepflicht, auf der für den Fall eines Schweigebruchs bereits deutlich mit der Straffuchtel gedroht wird.

Erst jetzt sind sie präpariert für den Rundgang durch die Praxis: Die Paradeblocks werden ihnen vorgeführt, jene, in denen es besonders blitzt, der Bettenbau besonders exakt ausfällt; hier haben sich vor allem die Bibelforscherinnen bewährt, von denen viele schon seit dem Gründungsjahr im Lager sind. Es folgen das Krankenrevier, hier wird (in den ersten Jahren zumindest) die Genesung betont, dann Effektenkammer und Küche. Der Strafblock und der Bunker mit ausgewählten Zellen bilden den ersten Belastungsgrad in Richtung Realität, denn was da im Bunker liegt, bietet keinen sehr erhebenden Anblick – das war's dann auch, der zweite Tag will überschlafen sein.

Erst der dritte Teil der Ausbildung führt in die Praxis ein: Eine «versierte», das heisst besonders brutale Blockführerin übernimmt nun jeweils zwei bis drei Neulinge. Sie ist während der kommenden Wochen für den Drill auf Härte und Erbarmungslosigkeit zuständig – sei es auf dem Appellplatz, am Arbeitsplatz, in der Baracke. Die Blockführerin selbst geht beim Schlagen und Treten als Vorbild voran, und bald schon wissen die Jungaufseherinnen, wie man Häftlinge bei der Arbeit scharf beobachtet, um die «Faulen und Aufsässigen» aufzuspüren, wen man gleich selbst zusammenschlägt beziehungsweise wessen Häftlingsnummer man notiert für den Strafblock, den Prügelbock, den Bunker ...

Sie werden gelobt, wenn sie hart und unbarmherzig sind, und getadelt, wenn sie Zimperlichkeit zeigen, gar Mitleid sich einschleicht. Und sie bekommen ihre Werkzeuge: eine Hundepeitsche, einen Knüppel (ein lederbezogenes Kabelende von exakt fünfzig mal drei Zentimeter mit Kugelspitze) und eine Trillerpfeife um den Hals für den Fall, dass das Raubtier Häftling sie anfällt...

In jedem «Lehrgang» gibt es Frauen, die sich von der ersten Stunde an durch besonderes Hartgesottensein hervortun. Ebenso wie in den Männerlagern sind sie bei der KZ-Leitung besonders beliebt. Aus dieser Horrorgilde rekrutieren sich später Kommandoführerin und Hundeführerin sowie das Zwingpersonal für Strafblock und Bunker. Sie übernehmen das Prügeln der zu Bestrafenden auf dem Bock, bewachen die Aussenkommandos und begleiten Transporte, die in ein anderes KZ überstellt werden beziehungsweise zur Vernichtung bestimmt

sind. Skrupellos werden sie Häftlingsfrauen zu Tode treten, durch ihre Hunde zerfleischen lassen.

Die meisten aber wachsen zögernd und stufenweise in die eigene Zügellosigkeit hinein. Sind vielleicht zunächst erschrocken, wollen nicht weichlich wirken neben anderen, probieren und kosten irgendwann hemmungslos ihre Macht aus. Wo nicht, wird der Wille dazu nachgeschliffen. Die KZ-Aufseherin Bergmann, eine der gefürchtetsten und 1955 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, beschreibt in einer Vernehmung, wie man mit denen umging, die keine Freude am Schikanieren von Häftlingen entwickelten:

«Mir ist während meiner Tätigkeit im KZ Ravensbrück und im Aussenlager Genthin kein Fall bekannt geworden, dass sich eine SS-Aufseherin geweigert hätte, die Häftlinge zu misshandeln. Mir ist keine Aufseherin bekanntgeworden, die den Mut gehabt hätte, ihre Mitwirkung im KZ zu versagen.

Aufseherinnen, die die Häftlinge nicht so brutal misshandelten oder zu erkennen gaben, dass sie diese Tätigkeit mit Unlust und Widerwillen durchführen, wurden zur Lagerführung bestellt und dort zurechtgewiesen. Es wurde immer wieder auf die eingegangene Verpflichtung hingewiesen und mit Bestrafung gedroht. In besonders krassen Fällen erhielten die Aufseherinnen Bunkerstrafen bis zu 14 Tagen.»¹⁷

Das geschieht sehr selten, und jene Aufseherin, die sich Anfang 1945 in den Todeszaun stürzt, ist die absolute

Ausnahme. An die eigene Brutalität kann man sich gewöhnen ...

Gilt die Ausbildung als beendet, so erhält die Jungaufseherin ein Zeugnis mit richtiger Zensur, näht sich den Kreis mit den silbernen SS-Runen auf die Uniform und gehört von nun an, für alle sichtbar, zum Stammpersonal. Aus der Arbeiterin, Reinemachefrau, Angestellten ist die SS-Frau geworden, die eine besonders ehrenvolle Aufgabe im Dienst an Führer, Volk und Vaterland erfüllt.

Mit dem Verlagern des Schwerpunktes von «Umerziehung» auf «Vernichtung aller Arbeitsunfähigen» – ein Prozess, der 1942 noch heimlich einsetzt und sich bis zur Massentötung im Jahre 1945 steigert – verkürzen sich die SS-»Lehrgänge» rapide, bleibt zwar noch Zeit für die Kommandantenweihe, für «Ehre und Pflicht» samt festgenagelter Unterschrift, doch keine mehr für die stufenweise Steigerung des Schocks. Denn in den letzten Ravensbrück-Jahren wird es bereits einen Isolierbau geben (versteckt hinter der Lagermauer und nur mit Spezialschlüssel durch eine dort eingebaute Tür zu erreichen) – ein Krematorium und eine Vergasungsanlage. Später erfahren die Neuen bereits am zweiten Tag nach ihrer Ankunft, dass hier «Verbrecher vernichtet und ausgerottet» werden sollen. Dann gehört der Isolationstrakt zum ersten Rundgang und die technische Demonstration der Gaskammer – in der allerdings nicht Menschen vernichtet werden, sondern «Verbrecher».

Dann lernen sie nicht mehr nur das Brüllen, Hund-auf-den-Häftling-Hetzen, Schlagen und Treten, sondern mit Praxisbeginn auch das Sortieren von Kranken in Ar-

beitskräfte, die wiederherstellbar, und solche, die nur Platz und Essen wegnehmen und daher unverzüglich der Gaskammer anheimzugeben sind. Und sobald sie «ausgelernt» haben, werden sie selbst Gruppen zur Vernichtung zusammenstellen, sie nicht nur mit dem Knüppel, sondern auch schon mit der Schusswaffe zur Tür in der Mauer treiben ...

Der grosse Härte-test steigt dann schon in der ersten Woche, in der aber nun die mitgebrachte «Zimmerlichkeit» noch nicht genügend abgebaut ist. Lassen wir noch einmal KZ-Aufseherin Bergmann zu Wort kommen, die selbst problemlos Menschen zu töten vermochte und zahlreiche «Lehrgänge» in der Gaskammer betreut hat:

«Die meisten waren erschrocken, als sie davon hörten, dass Menschen vernichtet werden und sie dabei tätig werden sollten. Da es sich im Wesentlichen um jüngere Frauen und Mädchen handelte, hinterliessen der Lagerrundgang, speziell die Besichtigung des Isolierbaus, einen tiefen Eindruck bei den Beteiligten.

Aus den Gesprächen mit vielen SS-Aufseherinnen weiss ich, dass sie entsetzt waren und nicht damit gerechnet haben, womit sie nunmehr bekanntgemacht wurden ... Später wurde der Isolierbau gezeigt und die SS-Aufseherinnen wurden konkret mit dem System der Vernichtung vertraut gemacht. Unmittelbar darauf wurden die einzelnen Lehrgänge zur Gaskammer beordert und mussten während der Vergasung durch ein spezielles Fenster hineinsehen. Dabei beobachteten sie, wie die Häftlinge sich in ihren Todesqualen

wanden, brüllten usw. Dieser Anblick war schaurig, schrecklich und wurde gegenüber den SS-Aufseherinnen als Druckmittel benutzt. Denjenigen, denen bei diesem Anblick übel wurde oder die zusammenbrechen, wurde erklärt, dass sie unfähig wären und aus diesem Grunde so lange zusehen müssten, wenn die Häftlinge vergast werden, bis sie sich daran gewöhnt haben.»¹⁸

Frau Bergmann selbst war es, die zum Zusehen zwang.

Im Krankenrevier. Dr. Schiedlausky, Dr. Rosenthal, Dr. Oberheuser ... eine Mords-Troika

Im Wesentlichen besteht die Aufgabe des KZ-Krankenreviers darin, die Arbeitskraft der – wodurch auch immer – lädierten Gefangenen so rasch wie möglich wiederherzustellen. Waren die ersten «durch Arbeit zu erziehenden» Häftlinge neben reinem Strafoxerzieren vor allem noch mit Lager- beziehungsweise persönlichem Bedarf des Wachpersonals befasst, so fordert die Reichsführung SS ab 1940, da mit dem Ausbau gewaltiger Textil- und Lederwerkstätten im Lagergelände ein SS-eigenes Unternehmen in Gang kommt, die drastische Senkung der Arbeitsausfälle.

Gesenkt wird nun einerseits, indem auch schwer Erkrankte einfach zur Weiterarbeit gezwungen statt ins Revier entlassen werden, die Revierkräfte andererseits mit allen Mitteln (die aus den SS-Apotheken anfangs

reichlich fließen) die Genesung malader Sklaven zu beschleunigen haben.

Die Erfüllung des Auftrags gestaltet sich je nach Herkunft, sowohl im ärztlichen als auch im Schwestern- und Pflegebereich:

Die sogenannten (und auch so aussehenden) «Braunen Schwestern» – vom Reichsbund Nationalsozialistischer Schwestern extra fürs KZ abgestellt und ideologisch stramm auf Linie – haben Himmlers Hauptauftrag längst ebenso verinnerlicht wie das Prinzip der unterschiedlichen Behandlung von «arischen» und solchen Patienten «niederer Rasse». Sie lassen drückebergerische Schwächlichkeit gar nicht erst zu, sie machen Dampf und Beine. Als rechte Hand der SS-Ärzte sind sie deren Vertraute und eingeweiht in die bald schon startenden Tötungen und Menschenversuche. Sie wachen darüber, dass keine Epidemie sich einschleicht, und erst recht keine Jüdin, um sich eine Bettkarte zu ergaunern (die einzige Möglichkeit für Schwerkranke, den Knochenmühlen-Arbeitsplätzen für wenigstens kurze Zeit zu entkommen). Die «Braunen Schwestern» hassen, statt zu heilen. Als sie im Auftrag von Dr. Oberheuser die Lues-Behandlung bei geschlechtskranken Asozialen übernehmen – hochdosierte Rosskuren –, darf jede sich im wilden Spritzen ausprobieren, und da sich die «Rassenschande» auf dem Abtreibungsgestell zu häufen beginnt, gehen sie den Ärzten unbarmherzig helfend zur Hand.

Neben den Braunen gibt es noch die «Blauen Schwestern» – die kommen aus dem zivilen Krankenbereich, meist der Umgebung, und kehren nach getaner Schicht in ihren Wohnort zurück. Mit ihnen machen die Häftlin-

ge schon unterschiedliche Erfahrungen: Da gibt es zwischen schroff abweisend und gutmütig alle Nuancen, je nach Charakter und Mentalität. Da gibt es solche, die mit ihrer KZ-Tätigkeit verhärtet, und andere, die Feindbilder abbauen und den doppelt Gestraften bald hilfreich zur Seite stehen.

Die «Blauen Schwestern» werden mit Ausweitung der deutschen «Feldzüge» mehr und mehr zum Lazarettendienst abgezogen und durch Häftlingspersonal ersetzt – Polinnen vor allem, die ab 1940 als Massenbeute antransportiert werden und während des gesamten Lagerbestehens die stets grösste Gruppe fremder Nationalitäten unter den Häftlingen bilden. Das war ursprünglich so nicht geplant. Doch erzwingt der schnelle Zuwachs verschleppter Arbeitskräfte selbst im ärztlichen Bereich schon bald ein Überbordwerfen fundamentalistischer Himmlerscher Prinzipien: Waren zur Ravensbrücker Gründerzeit lediglich SS-Ärzte im Lager zugelassen, so erkundigt sich der 1. Standortarzt Dr. Sonntag nur Monate später beim Vorbeidefilieren nackter Neuankömmlinge nach Ärztinnen, um wenigstens die niederen Revierposten mit Fachkräften aus dem Gefangenenbestand abdecken zu können.

Für unzählige weibliche Häftlinge bedeutet dieser pragmatische Gesinnungswandel die Chance auf ein Überleben, und wie viele hätten wohl am Ende noch das Lagerstor in die Freiheit passiert, wären nicht polnische, russische, tschechische, norwegische, deutsche oder französische Ärztinnen und Schwestern unter den «Verbrechern und minderwertigen Rassen» gewesen ... Das Häftlings-

personal im Revier – von Ausnahmen abgesehen – hält jenes ärztliche Ethos aufrecht, das die SS-Kollegen zwar gegenüber Häftlingen rundum vermissen lassen, nicht aber gegenüber den SS-Angehörigen des Lagers, bei denen sie all ihr Können und Wissen zur Anwendung bringen.

Für das Häftlingspersonal steht der Mensch im Vordergrund, der kräftezehrende Kampf gegen seine Vernichtung – und verzweifelt werden die Schwestern und Ärztinnen im Laufe der Jahre konstatieren müssen, dass das Überleben immer weniger von ihnen abhängt...

Von Beginn an ist das Revier überlastet: Wunden von Arbeitsunfällen müssen behandelt werden und solche, die von den SS-Chargen zugefügt wurden – Striemen in allen Farben und jeglichem Ausmass, Platzwunden, Bisswunden, die aufgerissenen Rücken und Gesässe derer, die auf dem Prügelbock lagen. Erfrierungen im Winter und Brandblasen im Sommer, wenn die Gefangenen ohne jeden Schutz zwölf Arbeitsstunden hintereinander der gleissenden Sonne ausgesetzt sind. Und täglich kommen Frauen mit aufgerissenen Händen vom «Ziegel-Schmeissen» – einer der gefürchtetsten Arbeiten, bei der einander in langer Reihe und mit blossen Händen Ziegel zugeworfen werden müssen und zu der vor allem Jüdinnen herangezogen werden; ein Vernichtungskommando wie das Sandschippen.

Es sind die Häftlingsschwestern, die sich ihrer annehmen, die Salbe auftragen, trösten, verbinden, in Mangelzeiten nur noch mit Papier. Es sind die Häftlingsärztinnen, die oft noch die Aufgaben der SS-Ärzte mit übernehmen, die sich um Magen-Darm-Erkrankungen, Phlegmonen, Hautausschläge, Nierenbecken- und Unterleibs-

entzündungen kümmern – vor allem bei jenen Häftlingsgruppen, die den Nationalsozialisten kaum unter die Augen treten dürfen.

Dr. Sonntag zum Beispiel, der uneingeschränkte Herrscher über den Krankenbereich, SS-Hauptsturmführer und 1. Standortarzt im KZ Ravensbrück, hasst die Jüdinnen vom Block 11. Da sie die schwersten Aussenarbeiten verrichten und wegen jeder Kleinigkeit strafestehen müssen, fallen sie häufiger um vor Entkräftung – während des Stehens, während des Laufens, während der Arbeit; doch nur wenige wagen sich ins Revier, da sich sonntags Behandlung in ihrem Fall oft auf ein knappes «Raus, du Judenschwein!» beschränkt.

So wird der Einsatz des Häftlingspersonals im Revier zu einer selbstverständlichen Kombination von Hilfe-Rettung-Widerstand: Sie warnen Mitgefangene, geben Signale, wenn «die Luft rein» ist, zweigen Medikamente ab, behandeln hinter dem Rücken der SS, der «Braunen Schwestern».

Ein nicht ungefährliches Unterfangen, denn die Jüdinnen sind keineswegs die einzigen Hassobjekte, auch die «roten Winkel» – die politischen Gefangenen – fliegen fast immer ohne Behandlung aus Sonntags «Sprechstunde». So ziemlich alle fürchten den Mann, seine Unberechenbarkeit, die zunimmt, sobald er betrunken ist, ein Zustand, der ihm mehr und mehr zur Gewohnheit wird. Im Suff lässt Sonntag die Bibelforscherinnen tagelang in den verschärften Arrest sperren, weil sie sich weigern, Blutwurst zu essen. Im Suff tritt er die Kranken des Strafblocks, die einen Nachmittag pro Woche bei

ihm vorstellig werden dürfen, oft gleich wieder zur Tür hinaus. Der oberste Lagerarzt, von dem behauptet wird, er sei am Anfang ganz erträglich gewesen, ist vor allem wegen seiner brutalen Tritte berüchtigt, die er Häftlingen nach Belieben versetzt. Manchmal, wenn er auf seiner Tischkante sitzt, um die Nackt-Parade der Neuankömmlinge abzunehmen, schlägt er auch mit dem Stöckchen zu, doch seine Spezialität bleiben Stiefeltritte – mit dieser «Kur», wie er es nennt, befördert er Missliebige massenhaft aus seinem Dunstkreis.

Am liebsten noch wohnt er der Prügelstrafe im Bunker bei – gemeinsam mit Lagerkommandant Kögel, einem dickwanstigen Brutalo, mit dem er gern trinkt und der meist mit der Stoppuhr neben dem Prügelbock steht. Sonntag überwacht die Prozedur medizinisch, fühlt den Puls der laut mitzählenden Delinquentinnen, würzt die Demütigung mit zynischen Bemerkungen. Und zu prügeln gibt es viel, besonders seit auf Anweisung des Reichsführers SS für deutsche Frauen, die sich mit Juden und Ausländern eingelassen, also «Rassenschande» betrieben haben, der Bock obligatorisch ist. Besonders reizvoll ist die Höchststrafe, denn da weiss Sonntag nie, ob er noch lange den Puls fühlen wird. Die Höchststrafe gibt es für solche, die «Rassenschande» betreiben, obwohl ihre Männer für Deutschland an der Front stehen beziehungsweise dort schon liegen: dreimal fünfundzwanzig Stockhiebe unter verschärften Bedingungen, das heisst mit entblösstem Gesäss. Ausgeführt wird die Zeremonie derzeit noch von den SS-Mädels – später, wenn denen die Lust abhandengekommen ist, werden Häftlinge sie übernehmen, aus dem Kriminellenmilieu der «grünen

Winkel» zumeist, für eine doppelte Essensration. Doch dann ist Dr. Sonntag schon nicht mehr da ...

Der oberste Lagerarzt zieht den Zorn des Reichsführers SS auf sich – nicht wegen seines Umgangs mit den Arbeitssklaven, sondern wegen seiner Laxheit in bezug auf ein Mittel gegen den Tripper, das Heinrich Himmler gern an den Ravensbrücker Geschlechtskranken ausprobiert hätte. (Himmler – neben seinem Rassenwahn und dem Hang zum Massenmord ein Naturheilkundler und Biodynamiker von der Engstirnigkeit jener Bibelforscher, die er in seinen Lagern schmoren lässt – hat etliche Giftpfeile in seinem Naturheilköcher beziehungsweise denen seiner ihn diesbezüglich beratenden Laienbrüder ... und unzählige Häftlinge werden daran elendig verrecken.) Als der Reichsführer SS im Januar 1941 sein Musterlager inspiziert, blitzt und flutscht zwar alles, doch nicht beim obersten Lagerarzt. Der Reichsarzt SS Grawitz, Sonntags Vorgesetzter, bekommt von Himmler dessen Schlamperei unter die Nase gerieben:

«Ich habe Ihnen vor Wochen den Auftrag erteilt, das Mittel für Go. in einem Massenversuch zu erproben. Vor 3 Wochen war ich im Frauen-KL. Ravensbrück. Der Lagerarzt hatte noch keinen Schimmer und keine Ahnung von diesem Mittel. Der Versuch war noch nicht durchgeführt worden. Die Entschuldigung, das Mittel wäre noch nicht dagewesen, lasse ich nicht gelten, da Sie mit Ihrem Namen und in Ihrer Dienststellung als Reichsarzt SS sicher den notwendigen Druck hätten ausüben können. Mindestens hätte aber dieser

Arzt, anstatt, wie es in den Lagern üblich ist, Tag für Tag sich einen schönen Abend zu machen, sich hinsetzen und die ihm vom Reichsarzt SS persönlich zugeschnittene Literatur studieren können.»¹⁹

Dr. Sonntag nimmt sich schliesslich der Tripper-Geschichte an. Darüber hinaus noch eines artverwandten Themas, das dem Reichsführer SS ebenfalls am Herzen liegt – der Suche nach Prostituierten für die Männer-KZs. Gemeinsam mit seinem Freund Kögel lässt er die Häftlingsschar mit dem schwarzen Dreieck antanzen, worunter viele Berufserfahrene sind – nackt müssen sie den beiden Herren ihre Fähigkeiten vortragen, bis ins Detail demonstrieren, was sie auf der Palette haben. Die Passabelsten (selbstverständlich tripperfrei) sind für die SS-Wachmannschaften bestimmt – sie werden besonders aufgepäppelt und kommen unter die Höhensonne vor ihrem Arbeitseinsatz. Die zweite Wahl ist für die Häftlinge, von denen macht man nicht soviel Aufhebungs. Für die SS stellt der Prostituierten-Verleih eine gute Einnahmequelle dar – für die Frauen bietet er die Hoffnung auf Entlassung, die ihnen nach einem halben Jahr Matten-Einsatz zugesagt wird. Die meisten kehren schon vorher zurück nach Ravensbrück – geschlechtskrank geraten sie unter die Spritzen der «Braunen Schwestern».

Dr. Sonntag aber wird Ende des Jahres abgelöst – sein Lebenswandel ist nicht vorbildlich genug. Er hat eine aussereheliche Beziehung mit einer ihm unterstellten SS-Ärztin.

Ende 1941 rückt ein neuer Standortarzt an. Sehr rasch



1 Helena Hegier-Rafalska (Nachkriegsportrait)



2 Stanisława Czajkowska-Bafia (Nachkriegsportrait)



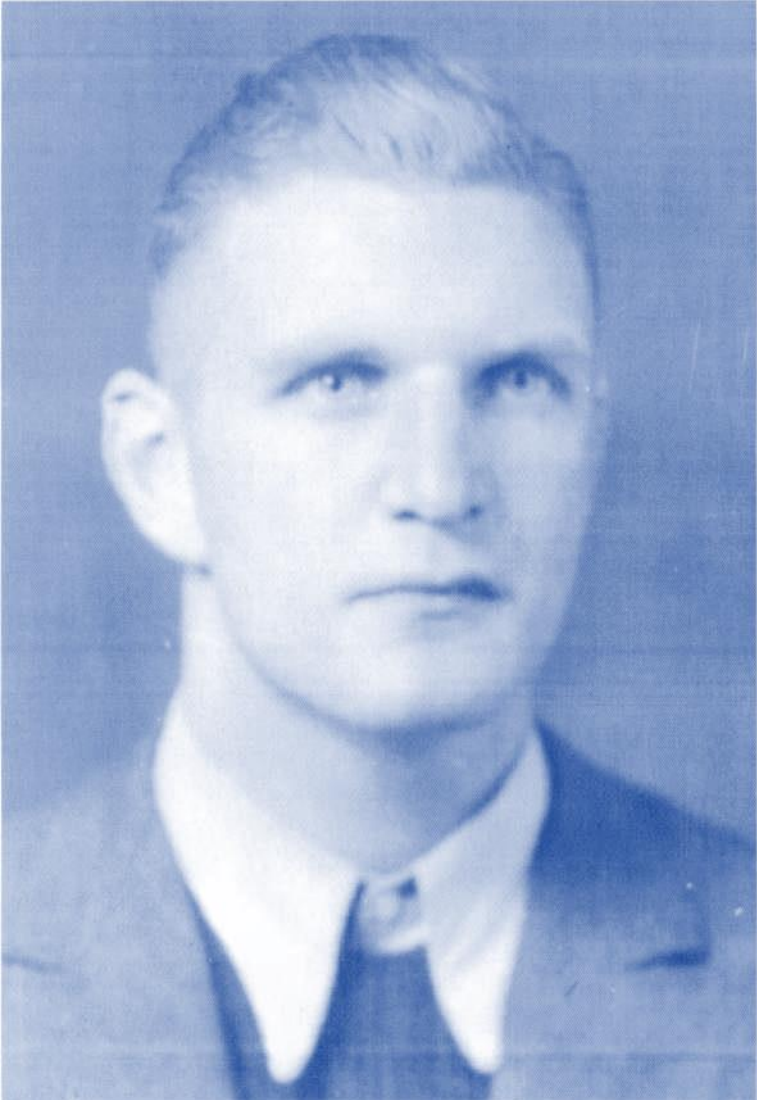
3 Wladislawa Karolewska-Lapinska (Nachkriegsportrait)



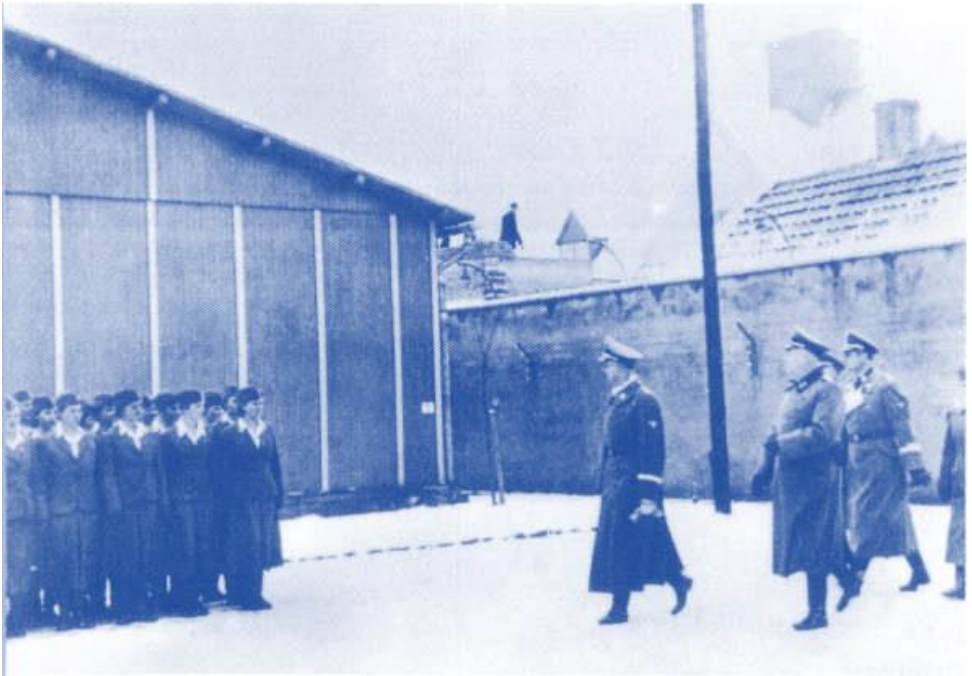
4 Herta Oberheuser



5 Karl Gebhardt



6 Fritz Fischer



7 Der Reichsführer SS Himmler inspiziert das
Frauenkonzentrationslager Ravensbrück (Januar 1940)



8 Beine polnischer Frauen – vier Jahre nach den Sulfonamid- und Knochenexperimenten (siehe auch folgende Seiten)

beendet er das Aufatmen, welches mit dem Abgang Sonntags durchs Lager zog: Dr. Schiedlausky bringt bereits KZ-Erfahrung mit, und er ist noch einen Zahn schärfer als sein Vorgänger. Zusammen mit den Lagerärzten Dr. Rosenthal und Dr. Oberheuser bildet er bald schon eine Mords-Troika, die Sonntags Stiefeltritte im Nachhinein in einem milderem Licht erscheinen lassen.

Dr. Gerhard Schiedlausky

Nicht sein Umgang mit Häftlingen ist es, der diese sich bald nach vergangenen Zeiten zurücksehnen lässt – in der Hinsicht ist sein Vorgänger Sonntag kaum zu überbieten, und SS-Sturmbannführer Schiedlausky ist da ebenfalls nicht zimperlich: Auch er prügelt, tritt zu, wirft raus und setzt sein eigenes Markenzeichen hinzu – er fährt, wenn er angeradelt kommt, mit Vorliebe in Häftlingsgruppen. Was die Ara Schiedlausky zur Schreckenperiode werden lässt: Mit seinem Antritt als 1. Standortarzt bricht das Massentöten an, die Zeit bedenkenloser Menschenversuche. Himmlers Geheimbefehl «14f13» macht sich der neue Chef des Reviers zur Herzenssache. Bereits 1933 der Landsberger SS beigetreten, wechselt Schiedlausky ein Jahr später als Medizinalassessor an die Höhere Polizeischule Eiche bei Potsdam, was mit einem Wechsel von der SS zur Polizei einhergeht. Doch missbehagt ihm dort das Klima, die Uniform – 1936 steigt er bei der Polizei wieder aus und wendet sich erneut dem schwarzen Orden zu. Folgen hat sein Polizei-Abstecher insofern, als Schiedlausky einen Potsdamer

Regierungsrat zur Besichtigung des KZs Oranienburg begleitet – an einen Ort, der ihn Mitte der dreissiger Jahre nicht allzusehr anzieht. Noch hat die SS angenehmere Einsatzorte zu vergeben: In der Deutschen Einwanderungszentrale in Posen müssen die umgesiedelten Baltendeutschen untersucht werden, ein gemütlicher Posten, auf dem sich der Arzt einrichten und eine ganze Weile halten kann. Doch bald nach Kriegsbeginn ruft auch die Waffen-SS ihre Elite an die Front: Schiedlausky zieht sich nach Hamburg zurück, um bei der SS-Standarte Germania die unabwendbare militärische Grundausbildung zu absolvieren und nach einem Platz Ausschau zu halten, an dem man sich risikoloser für die germanische Rasse in den Kampf stürzen kann. An seine Erinnerung anknüpfend, die richtigen Fäden ziehend, findet er schliesslich seinen Kampfplatz an der inneren Front, dem Konzentrationslager.

Seine KZ-Karriere startet er mit einem halben Jahr Mauthausen, dann folgt Flossenbürg, wo Schiedlausky so gut funktioniert, dass der Reichsführer SS ihm sein Musterlager Ravensbrück anvertraut.

Schiedlausky ist belastbarer als sein Vorgänger, nicht so abgewirtschaftet und alkoholisiert. Bevor er sein Ravensbrücker Amt antritt, wird er vom Inspekteur der Konzentrationslager beim Reichsführer SS auf seine Zuverlässigkeit geprüft und – wie sämtliche leitenden KZ-Ärzte – mit einem delikatsten Auftrag versehen: dem möglichst unauffälligen Aussortieren arbeitsunfähiger Häftlinge zwecks «Verschickung ins Unbekannte» ... Himmels Beitrag zum Euthanasieprogramm.

Das «Unbekannte» sind die Heil- und Pflgeanstalten

der sachsen-anhaltischen Kleinstadt Bernburg, wo unter Chefarzt Dr. Eberl seit 1940 «unheilbar Kranken der Gnadentod gewährt» wird, wie Adolf Hitler sein primäres Euthanasieprogramm «T 4» umschrieb – ein Gnadentod durch Vergasen. Er betraf zunächst die Heil- und Pflegeanstalten, in denen «unwertes Leben» durch eine Spezialtruppe von NS-Gutachtern karteimässig erfasst und schliesslich «ausgelöscht» wurde. Seit Sommer 1941, und während «T 4» noch stillschweigend weiterläuft, fügt der Reichsführer SS seine Variante hinzu: Mit «Aktion 14 f 13» sind die KZ-Häftlinge nachzuschieben! Die Chiffre steht schon für ein erweitertes Auswahlverfahren im Töten – nicht nur «Krüppel und Schwachsinnige» sind ins «Unbekannte» zu verschicken, sondern auch Tbc-Kranke, Jüdinnen und alle auf längere Sicht Arbeitsunfähigen. Mit einem öffentlichen Protest, wie er zunächst bei «T 4» bis in die eigenen Reihen hinein auftrat, ist im Fall der KZ-Häftlinge, die ohnehin bereits ausserhalb der Gesellschaft stehen, nicht zu rechnen. Die Heimlichkeit in Vorphase und Durchführung soll Lager-Hysterie verhindern, ein Absinken der Produktivität noch einsetzbarer Arbeitssklaven ...

Schon zu Zeiten von Dr. Sonntag geht die Aktion in die Vorphase, doch Sonntag steht auf der Abschussliste, und seine Unzuverlässigkeit dürfte den Abgang gerade im Hinblick auf die Geheimaktion beschleunigt haben. Häftlingsschwestern wundern sich nur, dass gegen Ende 1941 plötzlich fremde Männer im Revier auftauchen und sich mit den Krankenkarteien in die Kommandantur zurückziehen. Sie hinterlassen einen eher freundlichen

Eindruck – wofür die Karteien durchforstet werden sollen, weiss niemand ... Dass man Menschen planmässig auswählen könnte, um sie zu vergasen, geht zu dieser Zeit über jegliche Vorstellungskraft eines Revierhäftlings.

Als Dr. Schiedlausky in Ravensbrück sein Amt antritt, hat er Befehl und Zeitraum, in dem die Aktion starten soll, schon in der Tasche – Frühjahr 1942, also bald. Offiziell übernimmt der SS-Sturmbannführer lediglich das umfangreiche Aufgabenpensum seines Vorgängers Sonntag: Er ist für die Gesundheit des SS-Personals, einschliesslich des Kindergartens zuständig, betreut die Angehörigen der umliegenden SS-Güter, trifft die Bordell-Auswahl und untersucht die neuen Aufseherinnen. Schiedlausky waltet über die Ärzte des Frauen- und auch des angrenzenden Männerlagers, des Jugendlagers Uckermark und sämtlicher Aussenstationen des Frauen-KZs Ravensbrück, einschliesslich der medizinischen Versorgung. Den Häftlingsbetrieb empfindet er, wie schon sein Vorgänger und die SS-Kollegen, als rundherum störend. Vor allem, weil Schiedlausky sich, als Anfang 1942 mit Transporten aus Böhmen, der Ukraine und Weissrussland die Zahl der Gefangenen enorm zunimmt, um einen Ausbau des Krankenreviers kümmern muss. Überpünktlich, im Februar 1942, läuft die «Aktion 14 f 13» an. Als erstes werden hundertfünfzig Tbc-Kranke selektiert. Den Ahnungslosen wird mitgeteilt, sie kämen jetzt in eine Heilstätte, was ihrer Gesundheit förderlich sei, einigen verspricht man sogar, es ginge nach Hause. Der Argwohn unter den Häftlingen, die bis zu diesem Moment den Tod vor allem als nachvollziehbare Folge von Schwerstarbeit erlebt haben, ist derart gering, dass man-

che sogar ihr schriftliches Einverständnis zur Verlegung geben, das Verladen auf Lastwagen in einer erschütternden Reibungslosigkeit verläuft.

In Block 15, in dem auch der Lubliner Transport untergebracht ist, werden in einer frostigen Februarnacht dreizehn Frauen leise geweckt. Zwei von ihnen in Stube B, wo ein Transport aus Krakau untergebracht ist. In dem Stockbett über einer älteren Krakauerin, die zusammen mit ihren drei Töchtern nach Ravensbrück verschleppt wurde, schläft die Polin Urszula Winska:

«Sie folgten, aus dem tiefsten Schlaf herausgerissen, der Aufforderung der Blockältesten. Frau Dereniowa schief auf dem Parterrebett unter mir. Sie stieg zu mir herauf und flüsterte mir ins Ohr ‚Ich gehe in die Freiheit, nach Hause.‘ Ich dachte, dass die Arme verückt geworden war ... Aber ich vernahm gleichzeitig leise Stimmen ‚Mama! Knöpf dich richtig zu. Pass auf, dass du dich nicht erkältest. Schreibe, wie du angekommen bist!‘ Das waren die drei Schwestern, die ihre Mutter verabschiedeten ...

Aber warum führen sie in der Nacht? Warum können die Töchter ihre Mutter nicht einmal hinter die Blockschwelle begleiten? Diese Zweifel verwirrten meine Gedanken.»²⁰

Über Berlin-Buch geht der Transport nach Bernburg, tatsächlich rollen die Lastwagen durch das Tor einer Heil- und Pflegeanstalt. Bevor die ahnungslosen Frauen

die «Duschanlage» betreten, wird ihnen die Häftlingsnummer auf den nackten Körper geschrieben; das wundert sie ...

Kleider, Brillen, Prothesen kehren nach Ravensbrück zurück, werden ordentlich registriert und wiederverwendet. Die Häftlinge aber sind alarmiert – sie wissen nicht, auf welche Art, doch sie wissen nun, dass es Fahrten in den Tod sind. Nach den Tbc-Kranken kommt ein Transport Jüdinnen dran, danach arbeiten Dr. Schiedlausky und Lagerkommandant Kögel die roten Karten des Patientenregisters ab. Rote Karten stecken in den Krankenblättern der kaum noch Arbeitsfähigen, sie waren bisher äusserst begehrt – die rote Karte rettete vor der vernichtenden Schwerstarbeit. Was eben noch «Überleben» hiess, verkehrt sich nun plötzlich ins Todesurteil – wer Rot hat, gehört zu den ersten, die auf Transport ins «Unbekannte» gehen.

Panik bricht aus im Lager. Die geballte Brutalität der SS-Aufseherinnen kommt zum Einsatz – nur noch gewaltsam lassen sich Häftlinge verladen, und etliche der Kleider, die aus «Unbekannt» zurückkehren, weisen nun Blutspuren, sogar Einschüsse im Rücken auf.

Während Schiedlausky die roten Karten «abarbeitet», kämpft das Häftlingspersonal im Revier um das Leben sicherer Todeskandidaten – vorsichtig werden Krankenkarten umgeschrieben, rote Karten in grüne verwandelt, die Farbe der Leistungsstarken. Einigen gelingt die Rettung ...

«14 f 13» wird nicht die einzige Mordaktion in der Ära Schiedlausky bleiben.

Dr. Rudolf Rosenthal

Gemordet wird von allen drei SS-Ärzten, die 1942 im Lager sind. In diesem Jahr brechen die Dämme zum kalkulierten Mord, wird die letzte Hemmschwelle hinweggespült – Deutschland ist auf dem absoluten Höhepunkt seiner Macht! Doch während Sturmbannführer Schiedlauský am grossen Euthanasie-Rad dreht, betreibt Unter Sturmbannführer Rosenthal es gewissermassen im Handbetrieb.

Ihn fürchten die Häftlinge am meisten, da er derjenige ist, den sie selbst in seinen mörderischen Aktionen erleben. Nicht, wenn Rosenthal eine «normale» Revierstunde abhält, dann entspricht er in etwa dem Brutalitätslevel seiner Kollegen – er tritt nicht so oft zu wie Sonntag und fährt nicht mit dem Rad in Häftlingsgruppen. Der Untersturmbannführer (dessen Physiognomie der eines Affen nicht unähnlich ist) hat seine eigene Nuance der Demütigung: Seine «normalen» Revierstunden würzt er mit kleinen Rassevorträgen, wobei es ihm besonders die Russinnen angetan haben, meist hochintelligente Frauen, deren «Schädel und blödes Gesicht» ihm die «Vertiertheit von Stalins Kindern» demonstrieren.

An die Stelle «normaler» Revierstunden tritt mehr und mehr das «Abspritzen», eine Spezialität Rosenthals, die er mit dem allseits gefürchteten «Fluraufnahme!» einleitet. «Fluraufnahme» bedeutet nichts anderes als das unverzügliche Befördern unbequemer Patienten in den Tod – mittels einer Petrolinjektion. Im Revier I gibt es einen Seitenflur, der für Häftlinge nicht zugänglich ist und in dem drei Doppelstockbetten zur «Fluraufnahme» bereitstehen.

Dorthin werden jene Kranken, Gebrechlichen oder anderweitig Missliebigen verwiesen, auf welche die «Flurbereinigung» wartet, eine Euthanasie im kleinen.

Besonders gefährdet sind, sobald es den Untersturmbannführer zum «Abspritzen» drängt – und sein Drang nimmt zu, je mehr Beutemassen in Ravensbrück eintreffen und damit das Krankenrevier füllen-, russische, polnische und jüdische Frauen. Wenn Neue kommen und Dr. Rosenthal Dienst hat, versucht das Häftlingspersonal mit Händen und Füßen, gefährdete Frauen, die kein Deutsch verstehen, von der Reviertreppe zurückzudrängen – oft kämpfen sich die Ahnungslosen dann den Weg frei, in der Annahme, ihnen solle die Behandlung verweigert werden – ein Behauptungswille, der zum Verhängnis werden kann.

Manchmal lässt Rosenthal das Töten durch die «Braunen Schwestern» erledigen, meist aber nimmt er die Sache selbst in die Hand: Während einer Ruhrepidemie schafft er im überfüllten Revier neuen Platz, indem er mit einer Spritze im Seitenflur verschwindet, wo manchmal einige, manchmal alle Betten belegt sind und in denen die nächsten Schwestern dann entweder schon Verreckte oder aber qualvoll im Sterben Liegende vorfinden. Ein grosser Teil der Reviertoten in den Jahren 1942/43 geht auf Rudolf Rosenthals Mordkonto.

Neben dem «Abspritzen» hat der perfide Arzt noch eine zweite Spezialität – die Abtreibung. Nach einer geheimen Anordnung des obersten Rassehygienikers Himmeler wird ab Mitte 1942 im KZ Ravensbrück prinzipiell jede Leibesfrucht abgetrieben, die ein Ausländer oder

Jude gezeugt hat, und sei es der Ehemann der schwangeren Häftlingsfrau. Meist werden wegen «Rassenschande» ins KZ Eingelieferte gleich vom Bad aus ins Revier geleitet, wo Dr. Rosenthal sie erwartet. Eine gynäkologische Ausbildung hat er ebensowenig wie sein Vorgesetzter Schiedlausky oder die Ärztin Herta Oberheuser – doch was macht das schon bei Häftlingen? Die Himmlersche Weisung verschafft allen dreien ein Feld zum Ausprobieren.

Zunächst wurden die gewaltsamen Eingriffe vom 1. Standortarzt Schiedlausky selbst vorgenommen, unter grösster Verschwiegenheit, mit Rosenthal und Oberheuser als Assistenten. Im Zuge seiner Überbeschäftigung jedoch gibt er das miese Handwerk an seine Assistenten ab, die sich nun selbst am Unterleib der Schwangeren versuchen dürfen. Zunächst im Wechsel, dann wird es Rosenthals Spezialität.

Der sucht sich seine eigene Assistentin, eine Revierschwester aus dem Häftlingspersonal, mit der er ein Verhältnis hat und die rasch eine ähnlich perverse Neigung entfaltet wie ihr Untersturmbannführer. Bald wird gemeinsam «abgespritzt», gemeinsam abgetrieben. Unter strikter Wahrung der Himmlerschen Auflage, die «Ausmerzungen des Niederrassigen und Fremdvölkischen» in aller Lagerstille vorzunehmen, arbeitet das Abtreibungspaar hinter verschlossener Tür. Ist die Arbeit beendet, trägt es mit geheimnisvoller Miene kleine Pappkartons in die Heizung, wo es so lange verweilt, bis Pappkarton und Inhalt verbrannt sind. Die Häftlingsschwestern finden dann Embryonalreste am OP-Werkzeug, im Spüleimer.

Mitunter stirbt die Mutter. Mitunter werden Mütter

zwangsbunden, die kurz vor der Geburt stehen – dann hören die Revierarbeiterinnen noch das Schreien eines Säuglings, bevor wieder ein Pappkarton in die Heizung getragen wird. Nicht wenige der Opfer dieser morbiden SS-Kamarilla verlieren nicht nur ihr Kind, sondern auch den Verstand.

Dr. Herta Oberheuser

Auch die Dermatologin Oberheuser – seit Dezember 1940 Lagerärztin im KZ Ravensbrück – hat ihren Anteil an der wachsenden Mordrate, an Zwangsaborten und Häftlingsexperimenten. Sie arbeitet Schiedlausky beim Zusammenstellen der Listen fürs Bernburger Gas zu, schikaniert Patienten und «spritzt ab», als ihr die Arbeit über den Kopf wächst. Unter den Häftlingen genießt sie den Ruf, schön und kalt zu sein, ein «Teufel mit Engels- gesicht».

Bei Herta Oberheuser drängt sich die Frage auf, was eine Ärztin überhaupt dazu bewegt, sich freiwillig zum Dienst im KZ zu melden.

Ein Blick auf ihre Biographie dürfte die Motivation offenlegen:

1933, als die NSDAP an die Macht kommt, hat die zwei- undzwanzigjährige Düsseldorferin gerade ihr Medizin- studium aufgenommen. Oberheuser, politisch eher des- interessiert, begrüsst die Nazis als «klare rechte Ant- wort» auf die Weimarer Zeit, den «jüdisch-bolschewisti- schen Vormarsch», die Inflation, die ihre Familie an den Rand der Existenz gedrückt hat.

Schon 1932 haben Oberheusers die NSDAP gewählt, sie

sind verbittert. Der Vater, ein Militär, der es nie über den Hauptmann hinausgebracht hat, gehört zu den grossen Verlierern des Weltkrieges, seine eingefleischten Tugenden – Gehorsam, Vaterlandstreue, Disziplin – zählen plötzlich nichts mehr im Weimarer Chaos. Die Familie verliert ihre Ersparnisse und schlittert über Jahre am Ruin entlang, dem sie schliesslich nur mit harter Selbstdisziplin und eiserner Sparsamkeit entkommt. Für den Hauptmann, der deutschnational und antisemitisch gestimmt ist wie fast alle Militärs, sind die Schuldigen längst ausgemacht.

Hart ist auch der Durchgriff der Mutter bei der Erziehung. Doch nicht politische (erst recht nicht ethische) Erwägungen sind es, die Herta Oberheusers Entscheidung für ein Medizinstudium prägen, sondern materielle: Die Entbehrungen in Kindheit und Jugend, die mangelnde Anerkennung ihrer Familie entfalten ihren Ehrgeiz, einen Beruf zu ergreifen, der hohe gesellschaftliche Achtung verspricht und jenen Wohlstand, der ihrer Familie trotz Pflichteifers und Dienstgehorsams des Vaters versagt blieb. Aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Begabung und durch Zuspruch ihrer Lehrerinnen im Gymnasium entscheidet sie sich für Medizin; die Richtung ist noch nicht klar, doch irgendetwas mit Gymnastik soll es werden oder mit Kosmetik, Dinge, die sie weit mehr interessieren als Politik.

Nun ist es ausgerechnet jene Partei, die sie gewählt hat und die nun an die Macht kommt, in deren Programm selbständige Frauen nicht mehr vorkommen und zielbewusste nur noch im Hinblick auf den Ehemann, den Führer. Bereits 1932 konzipiert Hitler die Frau kramp-

fig zur «Geschlechts- und Arbeitsgenossin des Mannes» um, «... ehemals auf dem Felde, heute im Büro». Und lässt keinerlei Zweifel daran, dass ausschliesslich der Mann «Organisator des Lebens» sein wird, die «Geschlechtsgenossin» aber lediglich «Hilfe und Ausführungsorgan». Frauen, die auf eigenen Füßen stehen, gibt es im dürftigen Frauenbild der NS-Genossen nicht, denn «... in der Hand und in der Art der Frau liegt die Erhaltung unserer Rasse», wie der Ideologe Rosenberg zwar ebenso verkrampft, doch etwas deutlicher nachsetzt. Die Zielstellung ist klar, und schwarze Zeiten brechen 1933 an, auch für braune Frauen.

Im Bereich Medizin schlägt Reichsärztesführer Wagner schon im Frühjahr '33 mit einer Kampagne zu, nach der Frauen keine bezahlten Assistentinnenstellen in Kliniken mehr erhalten sollen, darüber hinaus weder eine Zulassung als Kassen- noch als Privatkassenärztinnen – den Damen wird die Ehe empfohlen. Rapide zu drosseln ist auch der Frauenanteil am Medizinstudium, auf lediglich ein Prozent; die noch im Beruf Stehenden aber sollen nicht mehr als Ärztinnen geführt werden, sondern als Angestellte.

In der Praxis kommt es dann nicht ganz so dick, doch auch nicht viel besser. Der Grund: Diese scharf frauenfeindliche Linie entspringt nur in der obersten Schicht dem Krampf in Hirn und Geschlecht von NS-Führern – das Herunterfahren der Frau auf «Kameradin des Mannes und Mutter» hat, wie immer, auch einen ganz pragmatischen Hintergrund. In diesem Fall steht – über den Rausschmiss «jüdischer und bolschewistischer» Ärzte hinaus – der rigorose Abbau von Medizinerinnen an, um die «Flut der kommenden Jungärzte» (der nationalsozialisti-

schen selbstverständlich) zu bewältigen. Die Frauen stehen quasi auch als Arbeitskonkurrenz im Weg, und das schafft Bündnisse weit über die NSDAP hinaus: Wagners eiserner Besen erfreut sich der Zustimmung sämtlicher Medizinerverbände – vom Ärzteverband SA bis zum Hartmannbund.

Einige Jahre später, im Laufe der deutschen Feldzüge, wird die eherne Rollenverteilung genauso pragmatisch wieder aufgesprengt wie ursprünglich gegossen: Der Ärztenotstand, vor allem der rapide Ärzteschwund durch Tod im Frontlazarett und Kriegsgefangenschaft nötigt (mehr übel als wohl) dazu, auch die abgedrängten Frauen wieder aus der Versenkung zu holen. Doch während der Zeit ihrer Kaderschmiede geht es für Medizinerinnen um berufliches Sein oder Nichtsein.

Wenn Oberheuser 1946 in den Nürnberger Vernehmungen zu ihrer Entlastung mehrfach auf die schwierige Situation der Frau im Nationalsozialismus pocht, so entschuldigt das nicht ihr Verhalten im Konzentrationslager, entspricht jedoch der Gesamtsituation von Ärztinnen in dieser Zeit, und zwar ungeachtet ihrer politischen Position, wie die Düsseldorfer Hauptmannstochter bald feststellen muss. Interessant ist, wie die junge Studentin auf diese düsteren Zukunftsaussichten reagiert: Der Gedanke, die Nationalsozialisten in Frage zu stellen, kommt ihr ebensowenig wie der, gegen die Linie zu opponieren. Sie gibt den Druck geradlinig nach unten weiter, und «unten», das ist in diesem frühen Stadium zunächst einmal sie selbst. Oberheuser verkapselt sich und versucht, einsam durchzustarten. Sie sieht passabel aus.

Doch das eigentliche Rüstzeug, in Kindheitstagen eingebleut und längst verinnerlicht, sind Fleiss und nochmals Fleiss, strikte Anpassung an Vorgesetzte, Disziplin bis zur Härte gegen sich selbst und Kälte gegenüber anderen – eine Kombination, die sich durch ihre gesamte Biographie ziehen wird, so wie die Weitergabe des Drucks nach unten. Sie wird jahrelang zwischen Bonn (wo sie studiert) und Düsseldorf (wo sie ihr Studiengeld verdient) hin- und herhetzen, sie wird – obwohl Organisationen ihr unangenehm sind – keine der wenigen NS-Haltegriffe auslassen, welche die männerbündige Führungsspitze ihren «Geschlechtsgenossinnen» noch bietet und von der Herta Oberheuser sich eine Verbesserung ihrer Berufschancen erhofft.

Das ist in erster (und fast auch schon letzter) Linie der BDM. 1935, in einer Zeit, in der Oberheuser ihre Doktorarbeit beginnt und sich zugleich in einer Hautklinik im Drei-Schicht-System schindet, wird sie zusätzlich Ringärztin des Düsseldorfer BDM, was kein Geld einbringt, sondern eine Menge Mehrarbeit: Sie ist zuständig für die Reihenuntersuchung der BDM-Mitglieder, mit möglichst umfassender Anamnese (um gleich die Gesundheitsdaten der weiblichen Jugend statistisch erfassen zu können), muss «Sauberkeit und Gesundheit der einzelnen Mädels» überwachen. Sie ist Beraterin der «Mädels» in biologischen Fragen und zuständig für deren Erziehung zu erbbiologischem Denken – für Oberheuser inhaltlich kein Problem.

Sie ist nicht die einzige Medizinerin, die sich über die BDM-Schiene einen beruflichen Vorteil verspricht: Während sich ganze 7 Prozent aus der «Flut der kommenden

Jungärzte» der Hitlerjugend zuordnen (ihnen stehen zum Aufstieg noch die reinen Männerorden SA und SS offen), organisieren sich 21,2 Prozent der wenigen geduldeten Jungärztinnen in den BDM hinein. Einen ähnlichen Aufschluss über die Tretmühle der Medizinerinnen gibt ihr hoher Prozentsatz in der NSDAP. Obwohl die deutsche Frauenwelt in einer erschütternd weitgreifenden Form vom Führer verzaubert und verzückt ist, beträgt ihr Anteil in der NSDAP nur 0,5 Prozent. Richtig, mehr sollen da gar nicht rein, die Partei ist Ausdruck des Männerwillens. Doch von diesen 0,5 Prozent bilden Ärztinnen ein Fünftel – eine völlig überrepräsentierte Berufsgruppe – im Bemühen, nicht völlig ausgemustert zu werden.

Zurück zu jener Frau, die schon fünf Jahre später problemlos morden wird. Herta Oberheuser nimmt 1937 die letzte Hürde: In Bonn erwirbt sie ihren Dokortitel mit einer dermatologischen Arbeit. Als eine der ersten Frauen erhält sie eine «Anstellung» in der Düsseldorfer Medizinischen Klinik, wofür sie 1937 noch in die NSDAP und den NS-Ärztebund eintritt. Sie hat es geschafft, mit eiserner Disziplin, und sie ist stolz auf sich.

Der Stolz trägt nur eine gewisse Zeit; allmählich drängt sich die Kehrseite der «Anstellung» nach vorn: Für ihre harte klinische Arbeit, die gleiche Ausbildung und gleiche Leistung wie ihre männlichen Kollegen erhält sie monatlich nun einhundert Reichsmark. Das ist ein Viertel von deren Gehalt (und weniger, als eine SS-Aufseherin mit Sechs-Klassen-Abschluss in Ravensbrück verdient). Die Hauptmannstochter ist an der Endhaltestelle

angelangt, hat jedoch weder die Anerkennung, die sie sich erträumte, noch das Geld für irgendeine Extraausgabe, und schon ein medizinisches Fachbuch kann bis zu siebzig Reichsmark kosten ...

Eine Annonce im NS-Ärzteblatt lässt Oberheuser zwei Jahre später aufmerken: Offeriert wird die Stelle einer Lagerärztin im Frauen-KZ Ravensbrück, die «medizinische Betreuung weiblicher Verbrecher» – bei wesentlich höherer Bezahlung als für Frauen üblich, mit einem eigenen Arbeitsbereich. Eine Besichtigung vor Arbeitsantritt schreckt sie nicht ab, sondern beflügelt sie: Zwar steht hier nicht Kosmetik an, sondern Krätze und Tripper, doch Himmlers Musterlager blitzt 1940 noch bis in die Toiletten, und Sauberkeit ist ein wichtiges Kriterium für Herta Oberheuser. Das Revier gut ausgestattet und blitzblank, die Häftlinge in Reih und Glied, Blumenratten und junge Bäume zwischen den Baracken; sogar einen Minizoo gibt es zu dieser Zeit.

Die Dermatologin tritt nicht in Ravensbrück an, um Menschen zu quälen. Das ergibt sich durch die Umstände so nach und nach: Zunächst ist ein gewisses ärztliches Bemühen sichtbar. Sie führt die Lues-Kuren ein, die Zahl der Kranken – sieht sie von den ihr verhassten Jüdinnen ab, für die sie physische Zerstörung durch Schwerstarbeit begrüsst – hält sich in Grenzen, es gibt zwar Krätze, aber noch keine Epidemien, und Medikamente treffen genügend aus den SS-Apotheken ein.

Doch mit wachsenden Schwierigkeiten und wachsenden Häftlingszahlen verroht die Lagerärztin rapide. Bald schon leistet sie nur noch bei guter Laune ärztliche Hilfe, fertigt ihr missliebige Kranke ohne Behandlung und Me-

dikamente ab, schlägt Frauen, die ihr nicht passen, und schreckt auch vor dem bei ihren Kollegen beliebten Zutreten nicht zurück. Dabei liegt der Grund für ihre zunehmende Gereiztheit keineswegs nur im wachsenden Patientengewimmel, sondern auch im morbiden Klima, das ebendiese Kollegen verbreiten: War Sonntag schon ständig betrunken – was sie hasst –, so widerstrebt ihr Rosenthal geradezu masslos. Er ist schmierig, seine Reden sind so geschmacklos wie sein Gelächter über schwere Hauterkrankungen. Rosenthal ist ihr unheimlich – in seinem Zimmer, im Glasschrank, hat er ein Gehirn stehen, ein sich zersetzendes Gehirn mit einer Geschwulst; in der Glasetage darunter stehen seine Esskartoffeln ... ein Sumpf, in den sie geraten ist.

Wie stets gibt Oberheuser ihren Druck nach unten weiter, doch «unten», das ist nun nicht mehr sie, unten sind die Häftlingsfrauen, die Fussabtreter, die ihr Unbehagen zu spüren kriegen. Vor allem Jüdinnen haben bei ihr bald kaum mehr die Chance einer Behandlung, und auch die «Kriegsbeute aus dem Osten» lernt den «Teufel mit dem Engels Gesicht» kennen. Mitunter, wenn eine Patientin ihr behagt, versucht sie noch zu helfen – Ausnahmen, die immer seltener werden und die ausschliesslich «arische» Patienten betreffen. Allmählich unterläuft ihr nun schon mal, dass sie eine Evipan-Spritze zu hektisch verpasst und der Häftling dann nicht wieder aufwacht. Von dort bis zur «Sterbeerleichterung» – der Petrolinjektion, die nach qualvollen Minuten den Herzstillstand der Patientin auslöst – ist es nur noch ein kleiner Schritt. Übergangslos wächst die Ärztin in das Mördertrio hin-

ein. Zwar ist ihr Rosenthal unheimlich, doch übernimmt sie sein «Abspritzen» lästiger Patienten, wenn ihr die Stationshektik zu gross wird. Sie tötet nicht in dem Ausmass und ohne den sadistischen Eifer Rosenthals, doch die von ihr 1946 unter Anklage vorgebrachten «5-6 Sterbeerleichterungen» liegen um ein Vielfaches unter ihren tatsächlichen Morden. Von einem ursprünglichen ärztlichen Ethos zu sprechen verbietet sich bei Oberheuser; nicht nur, weil sie mit ihrem Dienstantritt im Frauen-KZ lediglich noch einem Teil der Häftlinge das Menschsein und damit Behandlungswürdigkeit zugesteht. Sie probiert sich ebenso skrupellos auf dem gynäkologischen Gebiet der «Rassenschande» aus wie Schiedlauský und Rosenthal. Sie arbeitet dem 1. Lagerarzt bei der Auswahl für Gas-Transporte zu und problemlos dem NS-Gynäkologen Clauberg, der unter strengster Geheimhaltung 1941 im KZ Ravensbrück eine erste Versuchsreihe zur Massensterilisierung «minderwertiger Frauen» durchführt.

Herta Oberheuser aber ist die einzige der Mörder-Troika, die nicht im Lagersumpf steckenbleibt. Schon im Sommer 1943 wird sie eine helle, saubere Kinderstation in einer renommierten Klinik leiten. Und sie wird den gleichen Fleiss, die gleiche Sorgfalt an den Tag legen wie noch 1940 in Düsseldorf. Was dazwischen war, wird sie verdrängen, als sei es nie gewesen.

Doch wer wie ein Phönix aus der Ravensbrücker Lagersache steigen will, muss ein Gespür für die günstige Stunde haben. Und sich den Ausstieg verdienen, durch Beteiligung an einem weiteren Verbrechen.

Die «Kaninchen» von Ravensbrück

Tod eines Monsters

Nachdem der Chirurg Gebhardt 1939 Himmler im Polenfeldzug zur Seite stand, reiht der Freund gewordene Landshuter Kamerad ihn im Mai 1940 als SS-Oberführer in seinen persönlichen Stab ein. Gebhardt wird zum Beratenden Chirurgen der Waffen-SS ernannt – eine Stelle, die er nach einem Blick auf das Wehrmachtsgefüge selbst entwickelt hat; Himmler setzt der Idee die Befehlskrone auf, die Beförderung.

Dem Arzt beschert die Position einen weiteren Machtzuwachs. Von nun an haben alle Militärärzte der Waffen-SS seinen klinischen Anweisungen Folge zu leisten, die jeweiligen Militärbehörden ihm zuzuarbeiten.

Auch dieser Ernennungsvorgang zeigt das innovative Geschick des gebürtigen Bayern: Er verdrängt niemanden, er kreiert eine neue Stelle, und schon sitzt er anderen vor der Nase. Der «Beratende Chirurg» ist ein Platz zum Mitmischen, zum Einflussnehmen, und im Unterschied zu anderen Aufsteigern – dem neuen Reichsarzt SS beispielsweise, Dr. Grawitz, der zwar über grössere Kompetenzen verfügt, aber inkompetent, eine fachliche Null ist – füllt Gebhardt seinen eroberten Platz mit Sachkenntnis aus, praktikablen Vorschlägen.

Die Kenntnis in Sachen Kriegschirurgie muss er sich

erst erwerben, und möglichst rasch – längst nicht alles ist anwendbar, was sich in Friedenszeiten bewährt hat. Warme Bäder finden sich nun mal nicht in Frontnähe, und Orthopädie im Schlachtengetümmel wäre höchstens ein Gag in einem Landser-Film. Allein die OP-Bedingungen im Feldlazarett weichen stark von den gewohnt aseptischen ab. Karl Gebhardt nutzt den Frankreichfeldzug, um sich selbst als Frontchirurg auszubilden. Nähte er bisher Schnittwunden nach gründlicher Säuberung einfach zu, so lernt er jetzt, dass Schusswunden auf jeden Fall offenbleiben müssen, dass sie nur Wundtoilette vertragen und einen Verband, der die Wundsekrete raus-sichern lässt. Er macht die Erfahrung, dass jeder Frontverletzte eine Tetanusspritze braucht, dass die Sanitätskompanie sich lediglich auf Schussbruch- und Fleischwunden stürzen darf, Kopfschüsse und eröffnete Bauchräume aber bis zum Feldlazarett durchhalten müssen. Zum zweiten Mal im Krieg gegen die Franzosen ist Gebhardt nun Lehrling und Vorgesetzter in Personalunion. Und wieder lernt er die Kriegschirurgie von unten kennen: Mit einem Kniesteckschuss landet er in einem Brüsseler Frontlazarett.

Die gemütlichen Zeiten sind längst vorbei, die Jahre freier Selbstbestimmung, auch in Hohenlychen. Auf den Stationen hat der Soldat den Zivilisten verdrängt. Kurz nach Kriegsbeginn verlagerte der Chef die Bettenkapazitäten, reduzierte den zivilen Bereich: Vierhundert stehen nun als Reservelazarett für die Wehrmacht bereit, dreihundert für die SS und nur noch dreihundert für Sport- und Arbeitsverletzungen und spinale Kinderlähmung.

1940 ist Gebhardt voll ausgelastet, mit seinem Lehrgang in Frontchirurgie bei gleichzeitiger Inspektion derselben, als Himmlers gelegentlicher Beistand, als Chefarzt der Klinik Hohenlychen. Bald gerät der Multidoktor in Koordinations- und Zeitnot. Denn auch die internationale Praxis will noch bedient werden. Ganz kann ja wohl Deutschland auf sein Renommee nicht verzichten, auch spannt das chirurgische Aushängeschild gern mal unter den Blaublütigen vom Frontdreck aus.

Die Einladungen schmeicheln ihm: Obwohl Belgien böse überrannt wurde, verlangt das Brüsseler Königshaus noch immer nach ihm, der König selbst, der Kronprinz. Mit der italienischen und der rumänischen Königsfamilie steht er in Verbindung, und die griechische schwört auf ihn, seit er 1938 erfolgreich ein Athener Prinzessinnenknie operiert hat.

Doch die Reisen in besetzte beziehungsweise zur Okkupation avisierte Länder gestalten sich immer schwieriger; zunehmend muss der Chirurg auf politischem Feld lavieren, ein Ausschlagen der Einladungen aber könnte als «Eingeständnis von Schwäche und Unbehagen» gedeutet werden, schreibt er dem Reichsführer SS. So hatte er kürzlich ein sehr offenes Gespräch mit der Königinmutter, die überzeugt ist, dass auch in Griechenland bald deutsche Truppen einmarschieren – was soll er ihr sagen? Bisher konnte die königlich-griechische Familie ja ins Exil nach Florenz ausweichen, doch seit Mussolini ist das schlecht möglich. Wiederkommen soll der Chirurg und, falls das Land in deutsche Hand fällt, den Damen des Hofes zur Seite stehen.

Vom Landshuter SS-Freund bekommt Gebhardt grünes

Licht, und auch die Königinmutter hatte den richtigen Riecher – schon Anfang Mai 1941 ist Griechenland fest in deutscher Hand. Doch der Beistand bleibt zunächst aus – Gebhardt laboriert an seiner eigenen Wunde, dann lässt «Barbarossa» im Juni '41 für die nächsten Jahre Adels-Abstecher kaum noch zu. Denn mit dem als Blitzkrieg gedachten Überfall auf die Sowjetunion steht der massen chirurgische Fronteinsatz an, nicht das blaublütige Einzelknie.

Von nun an fliegt Gebhardt mit einem chirurgischen Einsatzstab die SS-Lazarette der Ostfront ab, um Weisungen zu erteilen, selbst operativ einzugreifen oder das Sanitätswesen zusammenzudonnern, wenn es nicht rechtzeitig liefert. Zwischendurch schwebt er stets ein paar Tage in Hohenlychen ein, meldet sich regelmässig zum Rapport im Hauptquartier des Reichsführers SS.

Der lässt zwar ganze Legionen Missliebiger hinschlachten, doch sorgt er sich zugleich um das Wohl seines verschwiegene Freundes Karl, unter dessen Obhut und in strengster Geheimhaltung Himmlers Nebenliebschaft in Hohenlychen ein Mädchen zur Welt gebracht hat. Der glückliche Vater bedankt sich beim Freund mit aufmunternden Briefen und der Ernennung zum SS-Brigadeführer. Doch Gebhardt, der unter Herzbeschwerden leidet und Folgeschäden aus zwei Kriegen, muss erstmals nicht nur an Machtzuwachs, sondern auch an Abgabe denken, an das Verteilen geschickt errungener Kompetenzen: Ende 1941 zieht er seinen Hohenlychener Assistenten Stumpfegger als Himmlers Begleitarzt heran, als Stellvertreter zunächst, nicht lange darauf gibt er das Begleitsitzen im Salonzug ganz auf. Ludwig Stumpfegger,

seit Kriegsausbruch Frontarzt, hat ein Plus, das ihm sofort das «Sesam Himmler» öffnet – er ist ein SS-Junge aus Landshut.

Gebhardt aber kommt immer seltener weg von der Ostfront: Bei den Russen beißen die deutschen Divisionen plötzlich auf Granit. Noch bevor Moskau gestürmt ist, geht die Rote Armee zu einem brachialen Gegenangriff über, verwandelt den Blitzkrieg in ein Massensterben. Der Kriegswinter 1941/42 bringt den totalen Einbruch. Nun kämpfen die Truppen von Wehrmacht und SS nicht nur mit russischer Zähigkeit, sondern auch mit einer barbarischen Kälte, der Weite des Raumes, dem ausbleibenden Nachschub. Die Zahl der Verwundeten steigt ins Unermessliche, den Lazaretten fehlt es an Personal und medizinischen Wunderwaffen wie beispielsweise einem Stoff, der sich «Penicillin» nennen soll und über den angeblich der Feind verfügt.

Im April 1942 kehrt Gebhardt nach Hohenlychen zurück, völlig ausgepumpt, von Gelbsucht gezeichnet. Der Befehl, den der Reichsführer SS seinem «guten Karl» erteilt: sofortiger Urlaub mit Frau und Kindern am bayrischen Wörthsee!

Doch wie soll das gehen? Der Ärztebestand im SS-Lazarett ist durch Fronteinsätze katastrophal ausgedünnt, der Ortsarzt von Lychen auf Entziehungskur für Morphiumsüchtige, eine Zusatzklinik in Traunstein muss errichtet, Chirurgen-Nachschub für die Front präpariert werden. Einen kleinen Urlaub wird er einlegen, doch erst Ende Mai – und nicht in Bayern, wie befohlen, sondern im Klinikgelände von Hohenlychen. Ach ja, dann war da soeben eine französische Chirurgendelegation auf Visite,

die hat den berühmten Chef zum Vortrag in die Pariser Universität eingeladen, für Anfang Juni...

Aus dem kleinen Urlaub wird ebensowenig etwas wie aus dem Abstecher nach Paris. Denn Ende Mai wird Gebhardt statt nach Paris nach Prag eilen, einem Scharfmacher zu Hilfe, der Himmlers erster Protégé ist und den der auf Mässigung bedachte Chirurg noch nie ausstehen konnte: Reinhard Heydrich.

Am 27. Mai 1942 verüben tschechische Widerstandskämpfer in einer Prager Vorstadt ein Attentat auf Heydrich, den Chef von Sicherheitspolizei und SD, inzwischen auch zum stellvertretenden Reichsprotektor für Böhmen und Mähren avanciert und massgeblich beteiligt an der einsetzenden «Endlösung» für europäische Juden. Im offenen Mercedes wird der brutale Herrscher über die Tschechei von einer Bombe getroffen, die – zunächst unglücklich – am rechten Hinterrad des Wagens explodiert. Heydrich nimmt noch die Verfolgung eines der Attentäter auf, dann bricht er zusammen – Granatsplitter sind ihm in die Milz gedrungen und mit ihnen Teile des Sitzpolsters: Rosshaar und Draht.

Die «Elite» des Herrenreiches steht unter Schock, die plötzliche Erfahrung, nicht unverwundbar zu sein, trifft sie auf dem Gipfel ihrer Macht. Den Führer erfasst eine blutrünstige Stimmung, der Reichsführer SS bricht bei der Nachricht von der Verwundung des «edlen Blutes» in Tränen aus. Rache ist angesagt, Rache und Abschreckung: Noch am Abend schickt Himmler ein Fernschreiben gen Osten – in dieser Nacht sind hundert Geiseln zu erschiessen, ab morgen früh zehntausend Tschechen zu verhaften, vorzüglich die gesamte oppositionelle Intelli-

genz. Schon vorher hat der aufgewühlte Massenmörder seinen Freund Karl in Hohenlychen angerufen – Gebhardt soll sofort nach Prag, um «unserem guten Reinhard» beizustehen und stündlich Bericht über dessen Zustand zu erstatten.

Zwar erweisen sich die zehntausend Verhaftungen bei nüchterner Betrachtung des SD als unrealistisch, doch bricht über Böhmen und Mähren eine Terrorwelle herein, in der Standgerichte wüten und unzählige Wohnungen zerstört werden. Tausende tschechischer Juden deportiert die SS nach Heydrichs Tod in ihre Vernichtungslager, am 9. Juni 1942 macht sie das Dorf Lidice zur Abschreckung dem Erdboden gleich: Sämtliche Männer des Dorfes werden an Ort und Stelle erschossen, die Frauen geschlossen ins KZ Ravensbrück überstellt, die Kinder aber verschwinden spurlos bis auf sechzehn, die nach dem Krieg wieder auftauchen, und zudem acht von «arisiertem» Bild, denen die makabre Gnade einer «Eindeutschung» zuteil wird.

Während der Terror schon wütet und Goebbels eine Propagandaschlacht entfesselt, schwebt Heydrich im streng von der SS bewachten Prager Krankenhaus zwischen Leben und Tod. Schon vor dem Eintreffen des Hohenlychener wurde er operiert – zu Gebhardts Zufriedenheit, wie er dem Reichsführer SS mitteilt, der ständig am Apparat hängt. Himmler rät ihm, Professor Sauerbruch hinzuzuziehen, und auch Hitlers Leibarzt Morell bietet sich zur Unterstützung an. Gebhardt lehnt ab, er allein übernimmt die Weiterbehandlung, und mit Heydrich geht es sichtbar bergauf, bald ist er dank dezenter Sulfonamid-Gaben fieberfrei.

Doch plötzlich verschlechtert sich der Zustand des Verwundeten, eine Bauchfellentzündung mit Sepsis tritt auf, die Temperatur schnell hoch, die Schmerzen lassen sich nur noch mit hohen Morphinumdosens ertragen. Die infizierte Milz zu entfernen, lehnt der Chirurg ab, weil er den Tod Heydrichs nicht auf sich laden will. Am 4. Juni stirbt das SS-Monster. Der Tod des «grossen Märtyrers» aber, des «edlen Ariers und Herrn von Geburt und Haltung», bleibt an Gebhardt kleben – bei der Autopsie wird eine gasbrandähnliche Wundinfektion entdeckt, ausgelöst durch die Fremdkörper der Wagensitzbespannung. Für den ehrgeizigen, erfolgsgewohnten Professor die Niederlage seines Lebens, eine Schlappe mit bösen Folgen ... für andere.

Die ersten Exekutionen

Im Frühjahr 1942 treffen im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück Massen neuer Beutesklaven ein: Ukrainerrinnen und Russinnen, gekascht im grossen Feldzug «Barbarossa», aus Skandinavien werden Norwegerinnen und Finninnen geliefert, an Deutschlands Westflanke ergreift die Gestapo holländische, belgische, französische Frauen.

Mit dem sprunghaften Zuwachs neuer Häftlinge verschlechtern sich die Lebensbedingungen im Lager rapide, beginnt auch der Verfall des Musterlagers deutscher Ordnung: Erste Epidemien brechen aus, Läuse und Wanzen geraten auf die Tagesordnung, und die im Grauen so sorgsam gehegten Grünflächen fallen dem Massengetrampel getriebener Häftlingsfüsse zum Opfer.

Jetzt, inmitten des Krieges, schwindet der letzte Impuls zur «Umerziehung», verwandelt sich Himmlers Lager endgültig in eine profitable Wirtschaftseinheit der SS.

In die Mauer wird ein Tor gebrochen, das Lager vergrößert: Auf der einen Seite weicht der Kiefernwald neuen Baracken, auf der anderen errichtet die Firma Siemens moderne Werkanlagen – ein kurzer Arbeitsweg für die «Volksschädlinge und Untermenschen», denn Zeit ist Geld, auch für die SS.

Im Frühjahr 1942 bricht für Ravensbrück die Hungerzeit an. Während den verwundeten Soldaten im benachbarten Hohenlychen vom Reichsführer SS Sendungen kanderter Früchte spendiert werden, schrumpfen zwölf Kilometer entfernt die Steckrüben-, Kohlsuppen- und Brotrationen auf ein Minimum. Chronische Unterernährung macht sich breit. Wer keine Beziehungen zur Häftlingsküche hat, leidet bald unter einer permanenten Erschöpfung. Überall hält der Mangel Einzug: Noch während der Frostperiode werden Schuhe und Strümpfe abgenommen, müssen Pritschen und Decken geteilt, Spinde gar geviertelt werden.

Und doch – für Wladislawa, Helena und ihre Lubliner Kameradinnen haben die Monate auch eine Verbesserung gebracht: Während nun nachrückende Neuankömmlinge dem brutalsten Härte-test auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt sind, dem Schinden als «Verfügungshäftlinge» – Sandschuppen und Ziegelschmeissen –, ist es den meisten von ihnen inzwischen gelungen, in mildereren Arbeitszonen unterzuschlüpfen: der Werkstatt für Strohschuhe, der Schneiderei. Sie nähen nun Unifor-

men, Pelzanoraks für ihre Feinde, gehören fast schon zu den «Alteingesessenen» im Lager.

Sie leiden ausser an Hunger und Krankheit vor allem an den seelischen Torturen, denen sie ausgesetzt sind. Denn nicht nur die Führung der Nationalsozialisten, auch die SS-Aufseherinnen sonnen sich im Triumph ihrer Macht. Auch sie haben Europa unter sich, verfügen über ein internationales Sklavenheer, das sie für «Führer, Volk und Vaterland» bewachen und schikanieren dürfen. Immer wieder bleuen sie den Häftlingen ein, dass sie nichts als Nummern sind, Sklaven statt Menschen, deren restliches Dasein darin besteht, für Deutsche zu arbeiten. Immer von Neuem lassen sie die Polinnen wissen, dass die ihr Heimatland niemals wiedersehen werden.

Am 18. April 1942 scheint sich die triumphale Prophezeiung der Aufseherinnen zu erfüllen: Ohne irgendein Vorzeichen werden dreizehn Widerstandskämpferinnen aus dem Lubliner «Sondertransport» plötzlich hingerichtet!

Zunächst begreifen die Gefangenen nicht, was passiert. Keine hat mit einer Exekution nach diesem halben Jahr Lagerhaft noch gerechnet, in dem die gestreifte Wirklichkeit sie im Würgegriff hatte. Dass sie nun, nachdem sie der Lubliner Hinrichtungswelle vor Monaten entgangen sind, von einer langsam mahlenden Todesmühle noch eingeholt werden könnten, streifte nicht mal im Entferntesten ihr Vorstellungsvermögen.

Zumeist von ihren Arbeitsplätzen werden die ahnungslosen Todeskandidatinnen weggeholt:

«Ich nähte gerade Knöpfe an Jacken und Hemden an. Neben mir sass Zofia Grabska aus Lublin – sie war vor Kurzem aus dem Revier zurückgekommen, hatte eine akute Gelenkentzündung durchgemacht. Die Fuss- und Handgelenke waren noch stark geschwollen. Sie blickte eben in einen kleinen Spiegel (durch welches Wunder sie den bekommen hatte, weiss ich nicht) und klagte, ihre Familie würde sie wohl nicht mehr erkennen, so sei sie abgemagert. In diesem Augenblick kam die Aufseherin Erich, die immer Häftlinge zur Hinrichtung abholte, in die Werkstatt. Sie hielt eine Liste in der Hand, rief Grabska auf und befahl ihr, hinauszugehen. Zofia stand schwankend auf, blickte mich voller Trauer an, warf das Spieglein auf den Tisch und ging langsam auf die Aufseherin zu. Beim Hinausgehen vergass sie, die ‚Latschen‘ auszuziehen, dafür trat die Aufseherin sie wütend gegen das Schienbein.»²¹

Die dreizehn Frauen mit einem von Generalgouverneur Frank unterzeichneten Todesurteil werden in den Zellenbau gesperrt, dort nimmt man ihnen nach den Schuhen die Kopftücher und die Schürzen ab. Abends, kurz vor dem Zählappell, wird plötzlich die Lagerstrasse geräumt, scheucht man die Häftlinge in die Baracken. Möglichst unauffällig sollen die dreizehn Frauen – in Häftlingskleidern, die sie nun wie Büssergewänder umflattern – die «Minna» besteigen, jenes fensterlose schwarze Auto, das viele noch nach ihnen zur Hinrichtungsstätte transportieren wird, einem schmalen Gang hinter der Lagermauer.

Am 18. April 1942 finden derartige Exekutionen zum ersten Mal in Ravensbrück statt. Das Hinrichtungskommando rückte von ausserhalb an – vor dem Morden wurden die Männer in der SS-Kantine mit erlesenen Speisen und reichlich Alkohol gestärkt.

Während die dreizehn polnischen Frauen den schmalen – eine hohe Treffsicherheit garantierenden – Weg betreten, hat drinnen im Lager der abendliche Zählappell begonnen, an den der Häftling Margarete Buber-Neumann sich scharf erinnert:

«Es war gegen sechs Uhr. Tausende von Frauen standen ausgerichtet und schweigend. Abendliche Stille lag über der Lagerstrasse. Da krachte plötzlich jenseits der Mauer eine Infanteriesalve, und kurz danach hörte man hintereinander zehn Revolverschüsse. Wir alle wussten, was geschehen war, und keiner wagte, sich zu rühren. Uns gegenüber stand ein Polenblock. Ich sah, wie Hunderte von Lippen sich im Gebet bewegten. Und jenseits der Lagermauer ragten die Kiefern wie alle Tage, und auf dem Dachfirst der Kommandantur sassen Scharen von Krähen, so wie alle Tage.

Nach diesem Zählappell hatten viele Frauen ein anderes Gesicht. Das erstmal war der Mord an Mitgefangenen vor aller Ohren geschehen.»²²

Von der Exekution kehren blutnasse Häftlingskleider in die Lagerwäscherei zurück.

Tief gräbt sich der Tag in die Seelen, in die Köpfe der Frauen aus dem polnischen Widerstand. Von nun an rechnet jede von ihnen mit der sich nachträglich vollzie-

henden Hinrichtung, zu jeder Zeit. Diese dreizehn waren die ersten, wann kommt die Reihe an sie, wann an Wladislawa, an Helena, die Schülerin Stanislawka? Wenigstens aufbegehren müssten sie, sich nicht einfach wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen. Erschreckt bemerken sie, wie stark sie sich bereits nach innen gezogen haben, die SS-Maschine sie abgeschliffen, gelähmt hat. Übergangslos stürzt der Gedanke an Flucht – rasch als aussichtslos erkannt – in Angst, resigniertes Verharren: Flucht ist nur möglich in den elektrisch geladenen Zaun, doch da ist noch ein Lebenswille, der sie abhält.

Am 18.4.1942 wird auch die einundzwanzigjährige Grazyna Chrostowska erschossen, gemeinsam mit ihrer Schwester. Ihre Gedichte bleiben, weil sie Monate später in Geheimbriefen das Lagertor passieren:

«... Ein rauhes Bild. Fremd. Zu viel Schweigen / Sehnsucht schleift in toter Leere, wo Stille war / Schleppt sich durch blinde Nachtgassen / Sind wir, lauern wir immer noch wie einst / Mein Dasein, ich sehe, spüre, verfolge es nicht / Auf dem harten, fremden Boden hinterlassen wir Spuren / Seichter als Vergessenheit / Wir waren hier, sonst nichts . . .»²³

Das Experimentierfeld «KZ-Häftling»

Das Kriegsjahr 1942 hält für zahlreiche Insassen der Konzentrationslager ein weiteres, unvorstellbares Martyrium bereit: Sie werden zur militärischen Zweckfor-

schung freigegeben, zum verfügbaren Material diverser medizinischer Experimente, deren Ziel es ist, den deutschen Truppen auf die Beine zu helfen.

Eine neue Stufe der sittlichen Verrohung ist erreicht. Seit 1931 gibt es in Deutschland unmissverständliche ärztliche Vorgaben für Humanversuche, Regeln, die auch von den Nationalsozialisten offiziell nie ausser Kraft gesetzt wurden: Prinzipiell nur als Ergänzung zu Tierversuchen gedacht, ist jedes willkürliche Herumexperimentieren am Menschen untersagt. Das oberste Gebot dieser Vorgaben: absolute Freiwilligkeit der Probanden, der Versuchspersonen!

Längst hat der Sozialdarwinismus in der NS-Medizin mit seinen Extrempolen Heilen – Vernichten die hippokratische Formel ausgelöscht, haben die Euthanasie-Aktionen «T 4» und «14 f 13» die Stufe des blanken Mordes erreicht. Doch hatten sich zahlreiche deutsche Ärzte gegen diese Auswüchse noch verwahrt. Nun, da das Erobern stockt, die militärischen Niederlagen sich häufen und der «Endsieg» in Gefahr gerät, fallen selbst bei seriösen Medizinern letzte Hemmschwellen.

Zunächst sehen weder Führer noch Reichsführer SS ein, dass der «deutsche Soldat das fast Untragbare leisten muss», der KZ-Häftling aber «unberührt vom Krieg» bleiben soll; blutet einem Heinrich Himmler das Herz, wenn wieder «Tausende unserer Prachtjungens» gefallen sind, sich aber der verbrecherische Häftling vor der Front drückt, im KZ ausruht. Von nun an rechtfertigt der «Staatsnotstand» jedwede Greuelthat, wachsen sich die medizinischen Versuche an Gefangenen, bei denen allein

die Lagerhaft jede Freiwilligkeit ausschliesst, zu einem der barbarischsten Kapitel der KZ-Geschichte aus. Denn die kriminellen Grünwinkeligen, samt ihrem mittels Begnadigungsversprechen entlockten Einverständnis, haben Alibifunktion, sind nichts als Himmlers Placebo zum Dämpfen des Gewissens wankelmütiger Ärzte. In der Realität wird der Reichsführer SS selbst das edle Blut des deutschen Schwerverbrechers zu schonen wissen, werden für fast alle gesundheitsschädigenden und lebensgefährlichen Experimente Juden, Polen, Russen und Zigeuner herangezogen, und zwar ohne deren Einverständnis; fast ausschliesslich lassen sie ihr Leben für den «deutschen Endsieg».

Himmler, neben seiner Machtfülle auch noch Präsident der SS-Stiftung «Ahnenerbe», zeichnet für den Grossteil dieser Experimente verantwortlich, für Koordination, «Material»-Lieferung und Ausmass. Im Juni 1942 ordnet er für seine SS-Stiftung die Zusatzgründung eines «Instituts für wehrwissenschaftliche Zweckforschung» an. Bisher war das «Ahnenerbe» vor allem eine Brutstätte zur Erforschung von «Raum, Geist, Tat und Erbe des reinrassigen Indogermanentums» nebst «Sinnbild- und Wappenkunde». Nun gesellt sich die handfestere Wehrwissenschaft zu Blut und Wappen. Mit der neuen Institution zielt der Reichsführer SS auf einen raschen Vorlauf seines schwarzen Ordens gegenüber ähnlichen Institutionen der Wehrmacht beim Erobern neuer Erkenntnisfelder – und nichts Geringeres als eine SS-eigene Wissenschaft schwebt ihm vor. Möglichst nahtlos aber sollen die rettenden Patente dann ins Heer, in die Luftwaffe und Marine einfliessen, und das heisst zügige Umsetzung des neuen Wissens in die Produktion.

Himmler sieht die SS als Retter der deutschen Truppen und zielt zugleich auf den Profit aus der militärischen Misere.

Dafür strafft und bündelt er im Frühjahr 1942 seine sämtlichen ahnenerblichen Beziehungsgeflechte. Seit längerem schon scharft er «Freundeskreise» um sich – ihm interessant erscheinende Einzelpersonen sowie betuchte Industrielle –, mit denen er in verschiedenen Kombinationen mal ins «Antikische» abtaucht, mal über Biodynamik, Heilkräuter oder Schädelformen im Austausch steht. Auch vor 1942 tüftelten Himmlers «Freundeskreise» schon Projekte aus; sie wurden unmittelbar vom Wirtschaftszweig des «Freundeskreises» (Siemens, Dresdner Bank, Braunkohlen- und Benzin AG und andere) gesponsert. War nicht wenig davon blanker Selbstzweck, so wird dem «Ahnenerbe» nun wirtschaftliche Rentabilität eingeblasen.

Finanziell gut gepolstert, laufen selbstverständlich auch die reinen Wahnprojekte weiter. So beispielsweise wünscht ein Professor Hirt von der Reichsuniversität Strassburg, eine Skelett- und Schädelammlung anzulegen: Mit Unterstützung der SS-Stiftung «Ahnenerbe» werden von 1942 an im KZ Auschwitz «jüdisch-bolschewistische Kommissare» ausgesondert, die ein «widerliches, aber charakteristisches Untermenschentum verkörpern». Die Kommissare werden ins KZ Natzweiler überstellt, wo man ihnen den Kopf vom Rumpf trennt – nicht, ohne sie vorher genau gemessen und untersucht zu haben, ein Brot für Medizinstudenten. Die Schädel aber wandern zu Forschungszwecken nach Strassburg, werden von Hirt sichergestellt, das heisst in Formalin eingelegt.

Doch füllt «Ahnenerbe» neben makabren Sonderwünschen nun mit seinem neuen wehrtechnischen Institut vor allem Forschungslücken, die den militärischen «Endsieg» gefährden. Freunde liefern die Apparaturen, Himmler das nötige Menschenmaterial für die «Zweckforschungen» – aus seinem weitläufigen Sklavengehege. Für Wehrmedizin, Kampfstoff- und Seuchenforschung, für nachwuchsfreie Arbeitsmassen, Meerwasser-, Höhen- und Kälteversuche wird von 1942 an in deutschen Konzentrationslagern hemmungslos zu Tode gefroren und Menschen der Lufthahn zugedreht, werden Häftlingseingeweide von Senfgas zerfressen, Frauenbeine zerschnitten, Eileiter verklebt. Der KZ-Proband schrumpft zum seelenlosen Fleisch, an dem «Zweckforscher» sich ungeahndet austoben dürfen.

Ein solcher «Zweckforscher» von Himmlers Gnaden ist der bayrische Arzt Dr. Sigismund Rascher, ein Sadist und kaltblütiger Emporkömmling, der vor nichts zurückschreckt, nicht einmal davor, der Gestapo den eigenen Vater ans Messer zu liefern. Seit 1939 Stabsarzt bei der Luftwaffe, wandte sich SS-Untersturmbannführer Rascher bereits im Mai 1941 an Himmler mit der Bitte um die Genehmigung von Menschenversuchen im KZ Dachau, die vor allem seiner Habilitation zugutekommen sollten.

Zum Auslöser wurde eine Neuentwicklung im Flugzeugbereich: Angespornt von der grösseren Gipfelhöhe englischer Jagdflieger, gelingt es der Deutschen Luftwaffe 1941, Raketenjäger zu entwickeln, die eine Steighöhe von 18000 Metern erreichen. Im Selbstversuch beziehungsweise mit freiwilligen Probanden beginnen Angehörige des Instituts für Luftfahrtmedizin Berlin parallel

dazu, das Verhalten des menschlichen Organismus in der neuen Höhe zu untersuchen, die Folgen eines plötzlichen Drucksturzes. Die Versuche werden bei einer Höhe von 12'000 Metern abgebrochen, da sich bei den Probanden starke physische Beschwerden einstellen.

Dies ist die Stunde von Sigismund Rascher. Noch 1941 wagte selbst Himmler nicht, ohne grundsätzliche Zustimmung Hitlers KZ-Häftlinge zu Versuchen freizugeben. Nun, nach den grossen Einbrüchen im russischen Winterfeldzug, öffnet ihm der Führer zunächst die Tür und später das Tor für jeglichen medizinischen Horror. Doch auch der Reichsführer SS geht zunächst stufenweise voran, da er die ethischen Skrupel einiger Ärzte nur schrittweise abbauen zu können glaubt. Rascher hat keine Skrupel, und von vornherein ergibt sich zwischen beiden eine einander befruchtende Komplizenschaft. Für die erste Versuchsreihe der bislang ausgesparten, weil risikoreichen Höhenexperimente genehmigt der Reichsführer SS Dr. Rascher im Februar 1942 etwa ein Dutzend zum Tode verurteilte deutsche Schwerverbrecher aus dem KZ Dachau. Und er gibt sich grosszügig: Jene, die Raschers Höhen- und Unterdruckversuche überleben, werden von ihm zu lebenslänglichem KZ begnadigt. Die erste Versuchsreihe ist relativ harmlos, und keiner der Kriminellen trägt einen Dauerschaden davon – sie sind die sogenannten Ausstellungspatienten, die man notfalls auch öffentlich vorzeigen kann.

Nun aber stehen die Versuchspartien mit einem hohen Lebensrisiko an – und nun kommen fast ausschliesslich die «niedereren Rassen» an die Reihe. Der Reichsführer SS

zeigt grosses Interesse an Raschers Forschungen, was dessen «Arbeitskraft und Einfallsfreudigkeit» wiederum ausserordentlich hebt. Um die Frage zu klären, was passiert, wenn in einer Höhe von beispielsweise 18'000 Metern die schützende Druckkabine birst, werden nun Dachauer Häftlinge in eine extra aus Berlin angelieferte Unterdruckkammer gesperrt, hängen sie unter extrem niedrigem Druck und weitgehend ohne Sauerstoff in Fallschirmen, bis sie spastische Lähmungserscheinungen zeigen, in Bewusstlosigkeit fallen beziehungsweise sterben ...

Mehr als zweihundert solcher Höhen- und Unterdruckversuche führt Rascher im Frühjahr 1942 in Dachau durch – etliche in Höhenverhältnissen von 21'000 Metern. Die Resultate für die Luftwaffe sind gering, sie bestätigen lediglich, dass Fliegen in Höhen über zwölf Kilometer ohne Druckkabine nicht möglich ist. Die Folgen für die hundertachtzig bis zweihundert zu diesen Experimenten missbrauchten Häftlinge – Juden, Russen und Polen, die willkürlich aus dem KZ herausgegriffen wurden – sind drastisch: Mehr als siebzig von ihnen kommen ums Leben.

Ende Mai 1942 gelten die Versuchsreihen als abgeschlossen. Die realen Ergebnisse (die Todesfälle sauber aufgelistet, das qualvolle Krepieren in allen Details geschildert) werden Himmler, mit dem Rascher in ständigem Kontakt stand, in einem persönlichen Geheimbericht zugesandt. Im offiziellen Bericht über die Versuche dagegen, der im Herbst 1942 zusammen mit einer Filmdokumentation etwa dreissig bis vierzig höheren Luftwaffenoffizieren vorgestellt wird, bleiben die Todesfälle unerwähnt.

Der vom Ehrgeiz zerfressene Rascher weitet seine Luftwaffen-Experimente im Sommer 1942 im KZ Dachau noch aus: Nun sollen medizinische Fragen geklärt werden, die sich aus dem Absturz von Fliegern ins Meer ergeben. Eine Forschungsgruppe «Seenot» wird gegründet, und diesmal werden knapp dreihundert Dachauer Häftlinge zu Versuchstieren, von denen etwa ein Drittel die Unterkühlungsexperimente nicht überlebt. In voller Fliegermontur und Schwimmweste werden sie in Wasserbecken mit Temperaturen von 2,5 bis 12 Grad Celsius geworfen, nach «gebührendem» Aufenthalt im Eiswasser dann «geborgen» und in verschiedenen Geschwindigkeitsstufen wiedererwärmt. Erbarmungslos kühlt die Forschungsgruppe «Seenot» Häftlinge zu Tode, schaut sie den an akutem Herzversagen Sterbenden zu, misst dabei Rektaltemperaturen.

Die Versuchsergebnisse werden im Oktober 1942 auf einer Ärztetagung zu Fragen der «Seenot und Winternot» in Nürnberg vorgestellt. Von den fünfundneunzig Teilnehmern der Tagung – Angehörige der Luftwaffe, neunzehn Universitätsprofessoren und nur vier SS-Vertreter – protestiert nicht ein einziger gegen diese unzulässigen Menschenversuche. Auch auf der Tagung der Beratenden Ärzte der Wehrmacht, die zwei Monate später in Berlin stattfindet und auf der die Ergebnisse ein zweites Mal vorgestellt werden, regt sich keinerlei Einwand. Die Argumentationslinie, dass in Kriegszeiten, in denen «Millionen der Besten ihr Leben opfern müssen, auch der Gemeinschaftsschädling seinen Beitrag zum allgemeinen Wohl leisten» müsse (Reichsärztführer Conti), haben sich nach der NS-Führung längst auch Ärzte und

Wissenschaftler zu eigen gemacht, darunter nicht wenige renommierte, weit ausserhalb der SS stehende. Sie dient als komfortables Ruhekissen für jegliches Gewissen, und genauer fragt niemand nach. Im Jahre 1942 sinkt jede Hemmschwelle.

Nur Himmler ist nicht zufrieden. Sich der glutvollen Triebausschüttung erinnernd, die ihn jedesmal erfasst, wenn er Seit an Seit mit seiner heimlichen Liebe ruht, verspricht er sich mehr noch als von Tee und heissen Wannen von der animalischen Form der Wiedererwärmung Erfolg. Auf seinen persönlichen Wunsch hin hängt Rascher noch eine Serie Unterkühlungsversuche dran: Im Oktober 1942 werden vier weibliche Häftlinge aus dem KZ Ravensbrück zwecks erwärmenden Bordelldienstes Richtung Wiedererwärmungsfront in Marsch gesetzt.

Doch als sie im KZ Dachau eintreffen, wird der erbarungslose Rascher plötzlich von seinem Gewissen heimgesucht und von Gewissensbissen gequält, die ein bezeichnendes Licht auf das geistige Format dieses und ähnlicher Menschenschinder werfen. In einem Zwischenbericht probt er den Aufstand:

«Eine der zugewiesenen Frauen zeigte einwandfrei nordische Rassenmerkmale: blondes Haar, blaue Augen, entsprechende Kopfform und Körperbau, 21 3/4 Jahre. Ich stellte an dieses Mädchen die Frage, wieso es sich ins Bordell gemeldet habe. Ich bekam die Antwort: ‚Um aus dem KL herauszukommen, denn es wurde versprochen, dass alle diejenigen, die sich für ein halbes Jahr Bordell verpflichten, dafür aus dem KL entlassen werden‘.

Auf meine Einwendung, dass es doch eine ungeheure Schmach sei, sich freiwillig als Bordellmädchen zu melden, wurde mir mitgeteilt: ‚Immer noch besser ein halbes Jahr Bordell, als ein halbes Jahr KL.‘ Es folgte dann die Aufzählung einer Reihe seltsamster Zustände aus dem Lager R. Die geschilderten Zustände wurden zum grössten Teil von den 3 anderen Bordellmädchen und der aus Ravensbrück mitgekommenen Aufseherin bestätigt.

Es widerstrebt meinem rassistischen Empfinden, ein Mädchen, das dem Äusseren nach rein nordisch ist, und durch einen entsprechenden Arbeitseinsatz vielleicht auf den rechten Weg geführt werden könnte, als Bordellmädchen rassistisch minderwertigen KL-Elementen zu überlassen.

Aus diesem Grunde lehne ich die Verwendung dieses Mädchens für meine Versuchszwecke ab und mache entsprechende Meldung an den Kommandanten des Lagers und an den Adjutanten Reichsführer SS.

Dr. S. Rascher»²⁴

Ob Rascher seine Gewissensnot schliesslich überwindet oder ein Austausch des blonden Mädchens stattfindet, ist nicht bekannt. Dokumentiert ist lediglich, dass nun acht halb zu Tode gekühlte Häftlinge zwischen jeweils zwei nackte Frauen gelegt werden – die Wiederbelebung durch Koitus ist angestrebt. Später beschränkt Rascher sich auf jeweils eine Prostituierte, da der Proband sich hier sichtbar schneller erwärmt. Doch selbst Himmlers Lieblingsidee bringt am Ende keine neuen Erkenntnisse...

Das KZ Dachau wird sich nach Raschers Abgang noch mit weitreichenden Malaria-Versuchen hervortun, während im KZ Natzweiler äusserst schmerzhafteste Experimente mit Senfgas und Phosgen durchgeführt werden, die zu Brandwunden führen, Erblindungen und zerfressenen Eingeweiden.

Ebenfalls in Natzweiler, vor allem aber im KZ Buchenwald, laufen über Jahre Fleckfieber-Versuche. In Buchenwald errichtet das Hygiene-Institut der Waffen-SS, nachdem sich im Russlandfeldzug Fleckfieber-epidemien als «gefährlicher Schwächungsfaktor der deutschen Kampfkraft» erwiesen haben, eigens eine Abteilung für Fleckfieber- und Virus-Forschung, um so schnell wie möglich einen SS-eigenen Impfstoff zu entwickeln. Bereits im Januar 1942 startet hier die erste Versuchsreihe, werden vor allem die vorhandenen Impfstoffe an Häftlingen ausprobiert. Die Fleckfieber-Versuche in Buchenwald werden sich bis Ende 1944 hinziehen, ohne dass es gelingt, ein neues Präparat zu entwickeln – von den missbrauchten 450 Häftlingen aber werden am Ende 158 gestorben sein.

Bald gibt es kein KZ mehr, das von derartigen Experimenten verschont bleibt. Vor allem Himmlers SS – in ständiger Rivalität mit der Wehrmacht – wird von einem wahren Versuchsfieber erfasst. Und Menschenmaterial ist reichlich vorhanden: Der Reichsführer SS hat die Konzentrationslager unter sich und die Waffen-SS, eine Machtverschmelzung, die ihm Zugriff und Durchführung zugleich ermöglicht. Doch auch dem schwarzen Orden ferne Ärzte und Wissenschaftler werden am Ende

des Dritten Reiches auf einer langen Schuldliste der NS-Medizin stehen – nach den Scharlatanen und Sadisten verlieren auch sie ihre ethischen Bedenken, und die Grenzen verwischen sich. Selten geschieht es in diesen Kriegsjahren, dass ein Mediziner oder Bakteriologe Einwände offen formuliert; dass sich einer gar den Experimenten verweigert, stellt die absolute Ausnahme dar. Später werden sich alle auf den «Staatsnotstand» berufen, die SS-Ärzte auf den Befehl Himmlers. Und gleichzeitig eingestehen, dass die Darstellung des Reichsführers SS vom Frontdesaster und der möglichen Rettung Tausender deutscher Soldaten nicht ohne Wirkung auf sie blieb.

Manche versuchen, eigenständig abzuschwächen, dem Experimentierhorror ein paar ihrer erlernten Regeln beizumengen, wie der Wiener Stabsarzt Dr. Beiglböck, der 1944 Versuche zur Trinkbarmachung von Meerwasser durchführt – wiederum in Dachau, wo das Amt für Wehrwissenschaftliche Zweckforschung, Abteilung Luftwaffe, inzwischen über eine richtige Versuchsstation verfügt.

Geradezu milde nehmen sich die Umstände dieser Versuchsreihe im Vergleich zu anderen aus: Bei den aus Buchenwald antransportierten Zigeunern liegt wenigstens eine partielle Freiwilligkeit vor – die Häftlinge stellen sich den Versuchen zur Verfügung, weil zunächst der zehntägige Verzehr eines üppig ausfallenden Flieger-Menüs winkt. Sie werden von Beiglböck, der es von vornherein ablehnt, die Gesundheit, gar das Leben der Probanden zu gefährden, ausführlich über Zweck, Ablauf und die schmerzhaften Wirkungen von Durst unterrichtet. Denn nach dem üppigen Essen müssen sie eine

Woche lang dursten, bei Flieger-Seenotverpflegung reines Meerwasser trinken beziehungsweise Meerwasser mit Berka-Zusatz. Sie werden anständig behandelt, auch treten weder körperliche Schäden noch Todesfälle auf, und dennoch bleibt ihre Teilnahme am Ende unfreiwillig, da die Entscheidung in einem KZ, unter Bedingungen des Hungers gefällt wurde.

Zu den abscheulichsten medizinischen Verbrechen in den Konzentrationslagern gehören die Massensterilisationen. Sie machen nicht einmal vor Kindern halt und zeigen die Perversion im Denken und Fühlen des grossen Rassehygienikers und seiner Berater wohl am drastischsten: Während Himmler, Bormann und andere NS-Grössen Deutschland selbstlos ihre germanische Potenz zur Verfügung stellen – sie halten sich Nebenfrauen unter dem Vorwand, die «edle Rasse» aufstocken zu müssen –, sinnt der Reichsführer SS parallel dazu, wie «minderwertiges Blut» am effektivsten seines Nachwuchses zu berauben sei. Er sinnt schon seit Jahren. Doch seit Oktober 1941 hält er erstmals ein Ende des Abtreibungsfadens in der Hand: Ein Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten verspürte den Drang, dem Reichsführer SS beziehungsweise «Reichsbeauftragten für die Festigung des deutschen Volkstums» zwei Veröffentlichungen des Biologen und Heilmittelfabrikanten Dr. Madaus aus Dresden-Radebeul zu einer Denkschrift zusammenzufassen. Madaus berichtet über seine Laborversuche mit einer südamerikanischen Pflanze, dem Steigrohr, deren Saft in der Lage sein soll, Säugetieren die Fortpflanzungsfähigkeit zu nehmen.

Himmler ist begeistert – die stets von den verachteten

Schulmedizinern hintangestellten Naturschätze liegen ganz auf seiner Linie. Bisher widmete er sich mit geradezu persönlicher Hingabe der Lösung von Fertilitätsproblemen, der wachsenden Gebärfähigkeit «rassisch wertvoller Frauen» – nun packt ihn ebenso die negative Demographie. Er ahnt die Geheimwaffe, um an kräftigen Jüdinnen und ostvölkischen Arbeitssklaven mittels «homöopathischer Dosen» unbemerkt Massensterilisationen vornehmen zu können. Denn ihre Arbeitskraft wird noch gebraucht, die Rüstungsindustrie lechzt auch 1941 schon nach Sklaven; sind die dann verschlissen, hat sich gleich die ganze Sippe erledigt.

Sofort schreitet er zur Tat und benachrichtigt seinen Vertrauensgynäkologen Carl Clauberg – SS-Freund im «Ahnenerbe» und Professor im ober-schlesischen Königshütte, den er als Experten für die Fruchtbarmachung arischer SS-Bräute ausserordentlich schätzt. In strengster Geheimhaltung wird Clauberg nach Ravensbrück beordert, wo er unter der verschwiegenen Mithilfe der Troika Schiedlausky, Oberheuser, Rosenthal eine Steigrohr-Versuchsreihe durchführt, von der weder die betroffenen Häftlinge noch das Revierpersonal etwas bemerken.

Das Steigrohr erweist sich als Flop. Doch hat Himmler längst schon eine neue Variante in petto, die Röntgenkastration: Ein Oberdienstleiter der Führer-Kanzlei hat ihm einen detaillierten Plan ausgearbeitet, nach dem sich pro Tag zwischen dreitausend und viertausend Menschen durch eine Röntgenanlage schleusen lassen, ohne dass sie es bemerken. Man lässt sie einfach vor einen Schalter treten und dort zwei bis drei Minuten be-

langlose Formulare ausfüllen – in diesen Minuten aber bestrahlt man sie mit einer Dosis von 300 bis 600 Rem... Auch dieser Plan scheitert an der Realität. Doch Himmlers Freund Clauberg hat in Königshütte inzwischen eines seiner ursprünglichen Konzepte weiterentwickelt – im Frühjahr 1942 vermag er dem Reichsführer SS eine Variante zu präsentieren, die von jedem Arzt im Schnellverfahren durchgeführt werden kann und von hoher Wirksamkeit ist: Die Eileiter der Frau sind zu verkleben, indem man eine Reizflüssigkeit in die Gebärmutter injiziert. Und: Ein befreundeter Chemiker des Schering-Konzerns hat ihm bereits ein spezielles Bariumsulfat-Präparat entwickelt, das sich als Kontrastmittel auf dem Röntgenshirm deutlich zeigt – schliesslich braucht man den Nachweis, dass der Eingriff auch tatsächlich gelungen ist.

Heinrich Himmler ist ausser sich vor Begeisterung. Über Wochen bedrängt er den Gynäkologen, seine Versuchsstation samt Röntgenapparatur in seinem Musterlager, dem KZ Ravensbrück, zu installieren! Doch die Ravensbrücker Häftlingsfrauen bleiben von Clauberg und seinem mörderischen Programm zunächst verschont – wenn auch nur für zwei Jahre. Der Grund: Dem Professor liegt das KZ geographisch zu weit entfernt von seinem Chefarztsitz im oberschlesischen Königshütte. So trifft es 1942 die Häftlinge des näher gelegenen KZs Auschwitz, wo Clauberg mit einer Reihe von Helfern bestialische Sterilisierungen an jungen, vor allem jüdischen Frauen aus ganz Europa durchführt.

Doch geht der medizinische Horror am KZ Ravensbrück

nicht vorbei; auch für sein Musterlager hat Himmler noch Experimentier-Reserven.

Die «Versuchskaninchen» von Ravensbrück

Zehn Tage vor dem Attentat auf Heydrich findet in Berlin die erste Ost-Tagung der Beratenden Kliniker von Wehrmacht und SS statt, die sich an einem brisanten Thema reibt – dem Versorgungsnotstand in den Frontlazaretten, dem Massenaufkommen von Verwundeten, das sich seit dem Einbruch im russischen «Winterfeldzug» noch verstärkt hat. Auf der Suche nach einem zuverlässigen Chemotherapeutikum gegen die bakterielle Wundinfektion erhitzen sich die Gemüter am einzig verfügbaren, in Deutschland entwickelten Mittel, dem Sulfonamid. Weit treibt seine Einschätzung die Meinungen an der deutschen Ärzte- und Pharmazeutenfront auseinander: Ein Teil schwört auf Sulfonamide, erklärt sie zum Allheilmittel und lässt entsprechende Präparate bereits löffelweise in Wunden kippen – gleich vorn auf dem Hauptverbandsplatz, um die Infektion zu stoppen und die Verwundeten dann ruhig zum OP hinter die Etappe zu transportieren. Die übergrosse Mehrheit auf der Tagung schliesst sich dieser Auffassung an, deren harter Verfechter Morell ist – jener Leibarzt des Führers, dem Gebhardt einige Tage später die Hilfestellung an Heydrichs Prager Krankenbett verwehren wird.

Die Gegengruppe, bedeutend kleiner, der sowohl Gebhardt als auch sein Lehrer Sauerbruch angehören, favorisiert den chirurgischen Eingriff, möglichst ohne ver-

schleiernde Therapeutika. Gebhardt plädiert gar für ein Verschieben des ganzen chirurgischen Stabes nach vorn an die Front, sieht Sulfonamide allenfalls als Zugabe. Eine dritte Gruppe wiederum hält Aussagen prinzipiell für zu früh und fordert, die Wirkungsweise von Sulfonamiden zunächst genau zu erforschen.

Einigkeit herrscht unter den Anwesenden der Tagung lediglich in der Wahrnehmung, dass die Anzahl der Verwundeten an der Ostfront alles bis dahin Gekannte in den Schatten stellt, dass die Hauptverbandsplätze – ausgerüstet für maximal fünfzig Verwundete – unter der täglichen Last von zwei- bis dreihundert Zugängen zusammenbrechen und dass das Vertrauen der Soldaten draussen in die deutsche Ärztekunst nachhaltig erschüttert ist.

Die Tagung löst eine Forschungslawine aus. Die Pharmakonzerne starten Schwerpunktprogramme, um sich die Schlüsselpatente für das Sulfonamid-Geschäft zu sichern, der Reichsforschungsrat spuckt Geld für Vorstudien aus, das Wehrmachtssanitätswesen stellt die Weichen für grosse Feldversuche.

Auch Himmler beisst an, sieht eine Vorlaufschance für die SS und lässt im KZ Dachau sofort eine Versuchsserie anlaufen, in der er Häftlinge künstlich bis zur Sepsis infizieren und dann vergleichend behandeln lässt – mit Sulfonamiden und einer Auswahl von Naturheilmitteln, seinem Steckenpferd. Versuche, die nicht mehr bringen als etlichen Dachauer Häftlingen den Tod. Auch ein anderer reisst sich um Sulfonamid-Experimente – Grawitz, der ungeliebte Reichsarzt SS, der vom Chef Himmler ständig attackiert, ständig getadelt wird. Grawitz will

sich endlich einen Achtungserfolg verschaffen, von ihm stammt die Idee, Häftlingen originalgetreue Schusswunden zuzufügen, um sie dann unter realen Frontumständen zu behandeln.

Einer aber zeigt kein Interesse an Sulfonamid-Versuchen – Karl Gebhardt. Abgesehen davon, dass Himmler zu dieser Zeit noch geheimniskrämerisch mit seiner Dachauer Horrorstätte umgeht und Gebhardt die KZs seines Landshuter Freundes weitgehend ausblendet, da er sich als Oberster Kliniker der SS und Frontchirurg versteht, hält er nicht viel von solchen Experimenten; seine Meinung in der Sulfonamid-Frage steht fest. Er kehrt von der Tagung nach Hohenlychen zurück, um weitere Ärzte für die Front zu präparieren, vor allem aber seinen neuen Hausanbau einzuweihen, in dem er den kurzen Familienurlaub zu verbringen gedenkt.

Das Attentat auf Heydrich wendet seine Intentionen, verkehrt sie ins Gegenteil. Nichts als diese Prager Schlappe mit Heydrichs Tod ist es, die den Gesinnungswandel auslöst und den renommierten Wiederherstellungschirurgen schliesslich zum Mörder an unschuldigen polnischen Frauen werden lässt. Aus Prag zurückgekehrt, findet er sein Anerkennungsbarometer auf Null gesackt. Der grosse Gebhardt, ärztliches Aushängeschild und keinen Widerspruch duldender Dr. Allwissend, hat versagt, bei einem Patienten, der das Mark im edlen NS-Knochen war, bei dem er niemals hätte scheitern dürfen.

Wie sehr sein Stern gesunken ist, erfährt er, als er zum Rapport zu Hitler befohlen wird: Der Führer befiehlt ihn zwar zu sich, empfängt ihn aber nicht, sondern lässt ihn an Himmler verweisen. Dem Landshuter Freund gefällt

der Dämpfer, den sein Karl, der besserwisserische Schulmediziner, erhalten hat. Er macht ihm klar, dass die «verlorene Schlacht Heydrich» in den Augen des Führers und seines Leibarztes Morell Gebhardts Fehlentscheidung anzulasten ist, auf Sulfonamid fast verzichtet zu haben. Dass er das genauso sieht, spricht er nicht aus – er zeigt es, indem er in Anwesenheit Gebhardts grünes Licht für Grawitz und seine Versuchsreihe gibt; der mittelmässige Reichsarzt SS muss nun die Scharte Gebhardt auswetzen.

Die Entscheidung des Gedemütigten, diese Experimente an sich zu reissen, ist eine Frage von Tagen. Er fühlt sich im Recht und weiss, dass Heydrichs Leben weder durch eine hohe Sulfonamid-Gabe noch durch eine Milzentfernung zu retten gewesen wäre. Zu seiner Rechtfertigung schickt er Sauerbruch die gesamten ärztlichen Unterlagen – und Sauerbruch stellt sich auf seine Seite. Er fühlt sich durch ausländische Ärzte bestätigt, unter denen sich niemand ausschliesslich auf Sulfonamide stützt – doch was nützt das alles? Sein Stern ist gesunken; sein Renommee lässt sich nur wieder aufpolieren, wenn er selbst beweisen kann, dass er recht hatte.

Zahlreiche (und oft ineinander verzahnte) Motive gibt es 1942, den hippokratischen Eid restlos über Bord zu werfen und zum Peiniger wehrloser Häftlinge zu werden: Es gibt den Sadisten und den geistig Beschränkten, dem der Rassenwahn das Gehirn verklebt; es gibt den Mitläufer, der keinen Widerspruch wagt, und den gebeutelten Frontarzt, der Massen von Soldaten sterben sah und den sein Gewissen verlässt aufgrund verzerrter Perspektive

... Auf Gebhardt trifft nichts von alledem zu – weder ist er ein Sadist noch ein Kriecher, zu klug und nüchtern auch für Himmlers Rassenmüll. Am wenigsten entreisst er Grawitz die Sulfonamid-Experimente, um sie «massvoll unter Kontrolle zu halten», wie er später in Nürnberg zu seiner Rechtfertigung vorbringen wird. Und er weiss, dass mit den Versuchen die Front-Misere nicht zu stoppen ist. Stoppen aber lässt sich etwas anderes: Gebhardts Absturz in die zweite Reihe.

Er wird ihn verhindern, um jeden Preis! Wird sich niemals vom Mittelmass auf den Platz verweisen lassen – von diesen Grawitz und Morell oder Himmlers Laienschar, die Sulfonamid nur deshalb überschätzt, weil es eine deutsche Erfindung ist. Der Ehrgeiz ist es, der Gebhardt treibt – das einzige Motiv des Chirurgen. Um sich zu rehabilitieren, sinkt er auf kriminellstes Niveau. Und ging ihm 1935 der Abstieg anderer weit weniger unter die Haut als der eigene Aufstieg, so taucht er sieben Jahre später seine Hände wissentlich in Blut, opfert er in diesem Kriegssommer 1942 kaltblütig Unschuldige auf dem Altar seiner Eitelkeit.

In der zweiten Junihälfte ist Grawitz draussen, hat Gebhardt Himmlers Zuschlag zu den Experimenten. Doch ganz so leicht macht ihm der Landshuter Freund die Rehabilitierung nicht, eine kleine Perfidie muss in die Chance schon hinein: Während einer letzten Vorbesprechung am 7. Juli 1942 schaltet der Reichsführer SS den Reichsarzt SS, Dr. Grawitz, zwischen sich und Gebhardt – ihm ist der Hohenlychener nun rechenschaftspflichtig, und Grawitz wird keine Milde durchgehen lassen ... Gebhardt schluckt und schweigt. Er schluckt und

schweigt auch auf einer Geheimbesprechung am darauffolgenden Tag, einer Geheimbesprechung zwischen Himmler, dem Inspekteur der Konzentrationslager Glücks und dem Gynäkologen Clauberg, in der es um die Massensterilisation von Jüdinnen geht und Clauberg mit seinem Mordsprogramm nach Auschwitz verabschiedet wird. Mag sein, dass Gebhardt die Haarstopeln zu Berge stehen, mag sein, dass er in seinen Hohenlychener Wänden einen Tobsuchtsanfall bekommt – in diesem konspirativen Kreis jedenfalls, in den ihn der Reichsführer SS nun das erste Mal einführt, ist von einem Protest des wortgewaltigen Arztes nichts bekannt. Noch im Juli '42 startet die erste Versuchsreihe im KZ Ravensbrück. Gebhardt bespricht mit Lagerkommandant Kögel die Versuchsbedingungen und weist daraufhin, dass die gesamte klinische Durchführung der Versuche in seinen Händen liegt. Als Mitarbeiter und ausführendes Organ zieht der Hohenlychener Chefarzt einen seiner Mitarbeiter heran, den pathologischen Anatom Dr. Fritz Fischer, der als Spezialist auf diesem Gebiet gilt und über Erfahrung als Frontchirurg verfügt. Die Vorbereitungen laufen fast generalstabsmässig, innerhalb der Waffen-SS sind alle entsprechenden Abteilungen angehalten, SS-Brigadeführer Gebhardt zuzuarbeiten: Das Sanitätswesen wird die chirurgischen Instrumente und Arzneimittel bereitstellen, das Hygieneinstitut Laboratorium und Mitarbeiter, und der Chefarzt über sämtliche Konzentrationslager, SS-Obersturmbannführer Lolling, weist Dr. Schiedlausky und Dr. Oberheuser zur Mitarbeit Gebhardts von Lager Seite an. Und Himmler sorgt für das Menschenmaterial. Das

Muster des Auswahlverfahrens der Häftlinge gleicht dem von Dachau – für die harmlosen Vorversuche werden deutsche Schwerverbrecher aus dem benachbarten KZ Sachsenhausen antransportiert.

Über einen zehn Zentimeter langen Einschnitt am Unterschenkel führen Gebhardt und Fischer den narkotisierten männlichen Patienten eine Bakterienmischkultur ein, um deren Wirkung an einer glattrandigen Schnittwunde zu prüfen. Eine gasbrandähnliche Entzündung tritt in keinem der Fälle auf, die Wirkungsweise von Sulfonamiden lässt sich damit nicht prüfen. Himmlers Vorzeigepatienten kommen mit einer Narbe am Unterschenkel davon – und ihrer Begnadigung zu lebenslangem KZ.

Das, wie gesagt, ist nur das Vorspiel. Eine Konferenz mit dem Hygieneinstitut der Waffen-SS wird anberaumt, auf der man beschliesst, verschiedene Sulfonamide auszuprobieren, dem Gasbrand aber bei der nächsten Versuchsserie dadurch auf die Sprünge zu helfen, dass man dem Bakterienmisch Hobelspäne zusetzt.

Für die nächste, verschärfte Versuchsreihe wird kein deutsches Blut vergossen. Himmler besteht auf polnischen Frauen aus Ravensbrück-Widerstandskämpferinnen, die zum Tode verurteilt sind. Er spricht von anschließender Begnadigung – eine Zusage, die von keinem der beiden Operateure jemals überprüft wird. Sicher, das mit den Frauen ist unangenehm, doch nicht ihr Entscheidungsbereich – für die Auswahl sind Himmler, die KZ-Kommandantur beziehungsweise die Lagerärzte zuständig. Sie selbst führen nur einen militärischen Befehl aus, eine wissenschaftliche Versuchsserie durch.

Und hat der Reichsführer SS nicht von Freiwilligkeit gesprochen, der ergriffenen Chance zur Begnadigung? So wenig gefragt und nachgehakt wie in diesem Juli 1942 hat Gebhardt noch nie. Welche Beine ihm zur Rückeroberung seiner Reputation unterkommen, ist ihm letztlich schnuppe – Fachspezialist Fischer aber ist bereits von einem Forscherdrang erfüllt, der ihn Frauenbeine bald nur noch als losgelöstes Gewebe wahrnehmen lässt.

Die Auswahl der polnischen «Versuchskaninchen» reisst die Lagerärztin Dr. Oberheuser an sich. Sofort hat sie ihre Chance begriffen: Der berühmte Gebhardt auf ihrer Station, und sie darf mitmachen – das könnte der Beginn eines Aufstiegs sein, des Ausbruchs aus diesem morbiden Lagergelände. Dr. Oberheuser wird ihr Bestes geben, ihr Allerbestes – nicht für die malträtierten Patientinnen, sondern die Hohenlychener Kollegen.

Unbemerkt von den Lagerinsassen wurden die Häftlinge aus Sachsenhausen angekarrt. Doch herrscht im Juli '42 eine seltsame, ungewohnte Atmosphäre im KZ Ravensbrück. Im Krankenrevier soll ein OP-Saal eingerichtet werden, heisst es ... Ein Lastwagen voller Holzkrücken fährt ins Lagergelände ein ...

Die wildesten Gerüchte beginnen unter den Häftlingen zu kursieren, wobei sich jene am raschesten verbreiten, die von naiver Hoffnung getragen, von Wunschvorstellungen begleitet sind: Im Lager soll eine Aussenstelle des Hohenlychener Sanatoriums errichtet werden – die Häftlinge aber tausche man vermutlich gegen deutsche Kriegsgefangene aus, in die Schweiz soll es gehen ... Besondere Aufregung herrscht unter den polnischen Frauen. Ihr Lubliner« Sondertransport» und einer aus

Warschau, der erst im Mai '42 hier eintraf, darf schon seit Tagen das Lager nicht verlassen!

Dann plötzlich, am 27. Juli, holt man fünfundsiebzig polnische Frauen von ihren Arbeitsplätzen weg nach vorn in die Kommandantur. In Fünferreihen verharrend, werden sie zu Betrachtungsobjekten einer Gruppe fremder Militärs, des Lagerkommandanten und der ihnen bekannten KZ-Ärzte. Angespannte, lebhaftige Gespräche beobachten sie, ein Vergleichen und Nachprüfen von Listen mit ihren Namen – vor allem, dass man immer wieder ihre Beine anschaut... Nach mehrstündigem Stehen dürfen sie in ihren Block zurückkehren. Nun aber fabuliert keine mehr von Austausch und der Schweiz. Nach diesem Vorgang rechnen sie mit einer Massenhinrichtung.

Am nächsten Tag werden sie wiederum abgeholt, folgen mit weichen Knien, nur geht es nun ins Revier. Wieder das Stehen, wieder das Begutachten, diesmal in Zehnerreihen. Die Lagerärzte Schiedlausky, Oberheuser und Rosenthal prüfen sie, dazu Lagerkommandant Kögel und ein Arzt aus Hohenlychen. Eine Zehnergruppe wird plötzlich abgesondert, die anderen schickt man an ihren Arbeitsplatz zurück. Doch auch die zehn folgen bald nach, wurden nur oberflächlich untersucht. Undurchsichtig ist alles, zutiefst beängstigend. Fragen zu stellen ist ihnen verboten. KZ-Häftlinge haben nur Befehle und Anweisungen zu befolgen, sonst nichts.

Am Tag darauf werden nur noch die zehn ins Revier geholt, und auch unter ihnen findet noch einmal eine Auslese statt – sechs werden dabehalten, die anderen vier weggeschickt.

Abends beim Zählappell stossen die sechs Frauen aus dem Revier zu ihren Kameradinnen – jede von ihnen hat eine Morphiumspritze bekommen, sie schwanken, lallen, können sich kaum auf den Beinen halten; eine sackt, nachdem die Aufseherin ihre Reihe passiert hat, zusammen. Und noch immer weiss niemand im Lager, was abläuft.

Den Beginn der Versuche beobachtet der Revierhäftling Hildegard B.:

«Sechs Polinnen wurden nun ins Revier als Kranke aufgenommen, in einem besonderen Zimmer, aus dem die anderen Kranken herausmussten. Keine der Polinnen war krank, im Gegenteil, sie waren kerngesund! Sie selbst bekamen auf ihre Fragen, was man mit ihnen vorhabe, keine Antwort. Wir Revierarbeiter durften nicht mehr in ihr Zimmer (wir hatten sonst zu allen Kranken Zutritt!), jede Verrichtung wurde von SS-Schwestern bzw. Dr. Oberheuser selbst ausgeführt. Aber durch die Tür, die streng verschlossen gehalten wurde, flatterte doch einmal ein Zettel, so dass wir fürs erste erfuhren, dass man ihnen die Beine rasiert hatte.

Am nächsten Tag, zu einer bestimmten Stunde, wurden plötzlich sämtliche Revierarbeiterinnen aus dem Revier gejagt bzw. in der Revierküche eingeschlossen. Das war uns überhaupt noch nicht passiert. Sie mussten also ganz dunkle Geschäfte vorhaben – das Revier war geschlossen für den ganzen Lagerbetrieb. Ganz egal, ob jemand im Sterben lag oder sonst eine Hilfe brauchte: geschlossen!

Kurz darauf kam ein elegantes Auto mit zwei Ärzten. Nach etwa drei Stunden durften wir dann ins Revier an unsere Arbeitsplätze. Die Tragödie hatte begonnen. Obwohl alles sehr geheimgehalten wurde, hatten wir doch schnell heraus, dass die Mädels durchweg Operationen an den Beinen haben mussten, denn alle lagen mit einem Bein in Gips bis zu den Knien. Zur Pflege dieser ‚Kaninchen‘ (sofort war das Wort ‚Versuchskaninchen‘ in aller Mund) war nur eine SS-Schwester zugelassen. Noch wussten wir nicht, was man mit ihnen angestellt hatte, und die Mädels selbst auch nicht. Sie hatten wahnsinnige Schmerzen, hohe Temperaturen – 40 Grad und mehr – und einen sehr schnellen Puls, konnten die ersten Nächte nur mit Morphium überstehen.»²⁵

Sechs am Tage zuvor noch völlig gesunde Frauen liegen plötzlich schwerkrank in Revierbetten. Streng abgeschirmt, stöhnend im Fieber, die Beine geschwollen, rot und heiss. Wenn sie wach werden, schneidet der Gips ins Fleisch, und jede kleinste Bewegung schon löst einen unerträglichen Schmerz aus. Sie verstehen nicht, was man ihnen angetan hat – seltsame Chiffren sind auf ihren Gips gemalt: II, I TK, III TK. Sie beten zu Gott, er möge sie sterben lassen, und immer wieder flüstern sie «Warum gerade ich?» Ihr Fieber bleibt hoch, sie bekommen Morphium, dessen Wirkung allmählich nachlässt. Auch die Häftlinge draussen erfahren nichts. Es spricht sich bald herum, dass sechs Operierte mit Gipsbeinen in den Betten liegen. Der ganze Block 15 ist von einer diffu-

sen Angst erfasst – was hat man mit ihren Freundinnen gemacht? Tage später gelangt ein Kassiber aus dem verschlossenen Krankenzimmer in die polnische Baracke, ein chaotisches Fiebergekritzel, das lähmt, das die Angst verstärkt – «mit Draht» steht da mehrmals, der Zettel ist nicht zu entschlüsseln.

Zunächst liegen die Frauen der ersten Versuchsreihe zwei Wochen lang so im Revier. Blut und Urin wird ihnen abgenommen, regelmässig das Fieber gemessen, das nicht sinken will, und mehrmals kommt Dr. Fischer aus Hohenlychen herüber, um den Verband zu wechseln. Während des Verbandwechsels beschäftigt er sich irgendwie mit ihrer Wunde, die inzwischen nach Eiter stinkt. Es tut wahnsinnig weh, doch sie sehen nicht, was er macht, weil ihre Gesichter mit Tüchern abgedeckt sind. Und Dr. Oberheuser kommt oft ins Zimmer, beugt sich nieder, beriecht die vergipsten Beine, macht sich sorgfältig Notizen in einem Buch.

Nach vierzehn Tagen – in einigen der Wunden hat die Fäulnis tiefe Gräben gezogen, und der Krankenraum stinkt bereits atemberaubend nach Eiter – werden die Betten im Zimmer aufgestockt, kündigen frische Bezüge die neuen Opfer an. Neun Frauen werden von der Arbeit weg ins Revier geholt, unter ihnen ist diesmal auch Wladislawa Karolewska. Wie schon am 1. August werden auch die neuen «Versuchskaninchen» gebadet, in OP-Hemden gesteckt, an den Beinen rasiert. Als die «Braunen Schwestern» sie abholen, leistet eine der Polinnen heftigen Widerstand: Unter Mithilfe kräftiger Schwesternarme verpasst Dr. Rosenthal dem Mädchen gleich

auf dem Gang die Betäubungsspritze. Sie sieht noch einen fremden, korpulenten Arzt den Gang entlangkommen und Dr. Oberheuser im OP-Saal verschwinden, dann fällt sie in Schlaf...

Wladislawa Karolewska ist zu schwach, um sich zu wehren. Sie wird in den Operationssaal gefahren, wo Schiedlausky und Rosenthal ihr die Narkose verpassen. Das letzte, was sie wahrnimmt, ist Fischer; er verlässt den OP-Saal, hat Operationshandschuhe an:

«Nach einiger Zeit erlangte ich mein Bewusstsein wieder und fühlte ernste Schmerzen in meinem Bein, dann wurde ich wieder bewusstlos. Am Morgen erlangte ich mein Bewusstsein wieder und bemerkte, dass sich mein Bein vom Fussknöchel bis zum Knie in Gips befand. Die Schmerzen im Fuss waren sehr stark und ich hatte hohes Fieber. Ich bemerkte ebenfalls, dass mein Bein von den Zehen bis hinauf zur Hüfte geschwollen war.

Die Schmerzen nahmen immer mehr zu und auch die Temperatur stieg, und am nächsten Tag sah ich, dass von meinem Bein eine Flüssigkeit tropfte.

Am dritten Tag wurde ich auf einen Krankenwagen gelegt und zum Verbandszimmer gebracht. Dort sah ich Dr. Fischer wieder. Er hatte ein Operationsgewand an und Gummihandschuhe an seinen Händen. Eine Decke wurde über meine Augen gestülpt und ich wusste nicht, was mit meinem Bein getan wurde. Aber ich fühlte grosse Schmerzen und hatte den Eindruck, dass aus meinem Bein etwas herausgeschnitten wur-

de. Anwesend waren Schiedlausky, Rosenthal und Oberheuser.»²⁶

Ende August 1942 werden an fünfzehn jungen polnischen Widerstandskämpferinnen Sulfonamid-Versuche vorgenommen. Doch was ihnen so ungeheure Qualen bereitet, ist in den Augen der beiden verantwortlichen Mediziner nur ein «Schongang», der wenig mit Kriegsrealität zu tun hat, wo schon bei kleinen Einschusswunden aufgeschüttetes Sulfonamid die Wunde verklumpt, die Entzündung unter Sauerstoffabschluss in der Fleischtiefe fault.

Gebhardt fertigt für den Reichsarzt SS den geforderten Zwischenbericht an, den Grawitz sofort an Himmler weiterleitet:

«Der Gasbrandkultur (Fraenkel) wurden Colibakterien beigegeben und bei verdoppelter Keimzahl Erde zur Milieuangleichung eingestreut. In der nun folgenden 1. Versuchsreihe wurden 6 ausgesuchte jugendliche Häftlinge zu je zwei mit den oben angegebenen Bakterienmixturen geimpft. Eine blieb als Kontrolle unbehandelt, die andere wurde sofort nach der Impfung mit Catoxyn-Wundpuder bestäubt. 1. Verbandswechsel nach 3 Tagen, die nächsten an jedem 2. Tag. Die Unbehandelten wurden beim Verbandswechsel mit sterilen Lagen abgedeckt, die Catoxynbehandelten (in den Kurven als TK-Fälle bezeichneten) weiterhin mit Catoxyn bestreut. Bei den aeroben Kulturen kam es in beiden Fällen zu einem örtlichen Abszess, der chirurgisch durchaus beherrscht werden konnte.

Bei der Pararanschbrand-Impfung entstand eine örtliche Entzündung mit zentraler Eiterung, geringer Nekrosebildung in der Tiefe und mässigem Hautemphysem. Die regionären Lymphdrüsen waren nicht beteiligt.

Bei den mit Fraenkel-Gasbrand versetzten Häftlingen, die wegen des Erdezusatzes sofort Tetanusantixyn erhalten hatten, bildete sich bei Weitem die stärkste entzündliche Reaktion aus: Im Bereiche der Impfstelle Abszesse mit tiefer Nekrose, Hautemphysem mit Blasenbildung und beginnender Nekrose, kollaterales Ödem, das sich über das Kniegelenk bis über das untere Drittel des Oberschenkels erstreckt und bis auf den Fussrücken reicht.

Die entzündlichen Erscheinungen gingen insgesamt nach Wundöffnung am 1. Verbandstage wesentlich zurück ...

Da auch in diesem Versuch zwar ein klinisch eindeutiger Gasbrand erzeugt werden konnte, jedoch sein Bild dem in der Kriegschirurgie bekannten in keiner Weise entsprach, wurde nach nochmaliger Beratung mit den Mitarbeitern des hygienischen Instituts der Waffen-SS die Impfkultur durch Zusatz von Holzspänen verändert. Aus der bakteriologischen Literatur ist bekannt, dass hierdurch die Virulenz der Bakterien beim Versuchstier um ein Vielfaches gesteigert werden kann.

Zu der anlaufenden 2. Versuchsreihe wurde die Drei-Teilung beibehalten. In jeder Gruppe wurden drei Häftlinge geimpft. Eine Person blieb als Kontrolle unbehandelt, die zweite wurde wie bisher mit

Catoxyn versetzt, bei dritten wurde der Marfanil-prontalbinpuder der IG-Farben verwandt, da dieser von der Heeres-Sanitätsinspektion dringend empfohlen wurde.»²⁷

Ein Bericht, der sich liest, als handele es sich um bakteriologische Schwenks im Reagenzglas und nicht um zerschnittene Frauenbeine. Doch der Reichsführer SS ist unzufrieden mit seinem Freund Karl und dessen Assistenten, sie haben sich um das Entscheidende herumgedrückt, das «Setzen von kriegsgleichen Wunden», sprich: das Anschiesen der Beine – so, wie das täglich seine Prachtjungens an der Front erdulden müssen ... Der eifernde Grawitz wird nach Ravensbrück beordert, um die Sache vor Ort zu prüfen. Anfang September schiebt man die Opfer zur Begutachtung ihrer Wunden in den OP-Saal, plaziert sie auf sämtliche Freiflächen, selbst auf dem Fussboden.

Zum ersten Mal sehen die malträtiierten Frauen an der Spitze eines Arztepulkes Karl Gebhardt, der den Berichten von Fischer und Oberheuser aufmerksam lauscht – ein dicklicher, mittelgrosser Mann im dunkelblauen Pullover, ein blasses Gesicht, kleine, bohrende Äuglein.

Und sie haben während dieser langen Visite genügend Zeit, ihre Beine zu betrachten: Sie sehen Wunden, die vom Knöchel bis zum Knie reichen, die voller Eiter sind, in manchen tummeln sich dünne Schnürchen mit schwarzen Köpfen. Nach der Visite, beim Verbinden, hören sie vom Flur her noch lang anhaltendes Ärztetuscheln.

Am 16. September 1942, die Wunde ist kaum verheilt, wird Wladislawa Karolewska mit einer Gruppe von

Frauen ein zweites Mal operiert. Diesmal ist ihr Zustand bedenklicher als beim ersten Mal – neben Fieber, Erbrechen und den furchtbaren Schmerzen dämmert sie lange in der Bewusstlosigkeit. Zu ihrem physischen Leiden kommt das quälende Wissen, ein Versuchsobjekt zu sein, missbraucht für die militärischen Zwecke ihres grausamen Feindes. Eine Demütigung, die sie nicht verwindet und die ihren Zustand verschlechtert. Zorn kippt in Ohnmacht, dass niemand ihnen hilft, sie von diesen Qualen erlöst. Einmal, als sie durstig und mit starken Schmerzen im Krankenzimmer liegt, ruft sie verbittert: «So ist das Leben als Versuchskaninchen – wir werden zerschnitten und erhalten noch nicht einmal Hilfe.» Das hört die wachhabende «Braune Schwester» – kurz danach steht Dr. Oberheuser in der Tür und ruft: «Karolewska zum Wundenverbinden!»

Wladislawa kann keinen Schritt gehen, und Oberheuser befiehlt: «Keine darf Karolewska helfen!» So arbeitet sie sich mühsam zum Verbandszimmer vor, von Wand zu Wand, auf einem Bein hüpfend. Und als sie angekommen ist, fällt der Ärztin mit einem Lächeln ein: «Ach, heute wird nicht verbunden!» Wladislawa beginnt zu weinen, der Demütigung wegen und weil das Hüpfen ihr schrecklich weh getan hat. Eine deutsche Häftlingschwester nimmt sie auf den Arm und trägt sie zurück ins Bett.

Auf Verderb sind die polnischen Gefangenen ihren Feinden ausgeliefert – hilflos, schutzlos, rechtlos, die meisten der Sprache der Herrscher nicht mächtig. Manche schlagen verzweifelt um sich und werden mit Gewalt ruhiggestellt. Jadwiga Kaminska, die etwas Deutsch versteht, hat schon am 15. August im Namen der ganzen Gruppe

protestiert und erntete ein Schulterzucken. Sie versucht, die Gründe für diese Torturen zu erfahren, und läuft bei jedem der Beteiligten ins Leere:

«Ungefähr eine Woche nach meiner ersten Operation kam Rosenthal in betrunkenem Zustand in unser Zimmer. Wir fragten ihn, warum wir operiert worden waren und er antwortete ‚Weil ihr junge Mädchen seid und polnische Patriotinnen‘. Oberheuser, der wir dieselbe Frage stellten, antwortete, dass die Operation von der Gestapo angeordnet worden war. Dr. Fischer riet uns, die Frage an Schiedlausky (Chefarzt) zu stellen.»²⁸

Die drei SS-Lagerärzte sind zur Unterstützung des grossen Professors und SS-Brigadeführers verpflichtet, müssen dessen Assistenten Fischer zur Hand gehen, der schon bald durch einen weiteren SS-Arzt, durch Dr. Stumpfegger, ergänzt wird. Gebhardt selbst lässt sich nur selten blicken. Der Eifer, mit dem sich die drei auf die Umsetzung des Himmler-Befehls stürzen, fällt – nach einer kurzen Gehorsamsphase – unterschiedlich aus: Als einzige voll bei der Sache ist Herta Oberheuser. Fast fanatisch stürzt sie sich auf Narkose und Bein-Betreuung. Sie blüht auf, wenn die «sauberen» Ärzte aus Hohenlychen da sind, und bald schon wird sie beim Verbandswechsel, zu dem Fischer alle zwei Tage herüberkommt, einen weissen Seidenkittel tragen, der die rosa Wäsche sichtbar macht, werden ihre Hände in Armbändern stecken, die Finger, in denen die Nierenschale ruht,

ringbesetzt sein. Oberheuser wird heftig mit ihrem Hohenlychener Kollegen flirten, während sich die Operierten beim Verbandswechsel quälen – ihn hat sie zum Sprungbrett auserkoren in die helle, renommierte Nachbarklinik.

Auch Rosenthal steht unter Assistenzzwang. Er würzt die Stunden mit Zynismus, versucht senkrecht zu bleiben, ansonsten beglückt ihn quellender Eiter. Beim 1. Lagerarzt Schiedlausky jedoch zeigt sich bald eine auch den Opfern sichtbare Aversion gegen die Experimente – nicht etwa aus ethischen Gründen, bekanntlich schreckt der grosse Selektierer selbst vor nichts zurück. Schiedlausky, der bis über die Ohren in seiner KZ-Arbeit steckt, fühlt sich zum Handlanger des grossen Protzprofessors degradiert, der alles durchsetzt, weil er der Intimus Himmlers ist. Der Lagerarzt fühlt sich zu einem Zusatzpensum verdonnert, das ihm nichts bringt, und er verschafft sich in kleinen Sabotageakten Luft, von denen mitunter sogar die gequälten Opfer profitieren:

«Als ich am nächsten Morgen erwachte, gab man mir wieder Morphium. Um 11 Uhr suchten uns Schiedlausky und Oberheuser auf. Oberheuser fühlte den Gipsverband, um zu sehen, ob er warm ist, dann bewegte sie meine Zehen. Es schmerzte sehr in den Beinen. Ich fragte Schiedlausky, warum mir meine Beine so weh täten, er antwortete nicht. Oberheuser fragte ihn, was sie tun könne, um meine Schmerzen zu lindern. Er sagte ‚Operieren Sie sie nicht, dann werden sie auch keine Schmerzen haben‘, daraufhin verliess er das Zimmer. Schiedlausky kam jeden Morgen

11 Uhr und brachte uns schmerzlindernde Tabletten – wenn er nicht selbst kommen konnte, beauftragte er Schwester Erna, sie uns zu geben. Er befahl ihr jedoch, es nicht der Oberheuser zu sagen, da diese offensichtlich unsere Schmerzempfindungen beobachten wollte.

Oberheuser selbst sagte uns, dass sie uns nichts geben könne, um unsere Schmerzen zu lindern, weil sonst unsere Beine noch langsamer heilen würden.»²⁹

Karl Gebhardts Blutopfer

Das Tuscheln der Ärzte draussen auf dem Gang, das die «Versuchskaninchen» nach der Visite beobachten, zeitigt dramatische Folgen. Der Vorwurf des Reichsarztes SS Grawitz, die bisherigen Versuchsserien seien «nicht schlachtfeldgemäss», lässt Gebhardt das Todesurteil über mehrere polnische Frauen fällen. Grawitz unterbrach Fischers medizinische Tiraden mit einer einzigen Frage: «Hat es Tote gegeben?», und als Fischer verneinte, wusste auch er, was nun bevorstand.

Grawitz ist nur der Hund am Gängelband des Reichsführers SS – Himmler selbst ist es, der Blut sehen will, der seinen in Ungnade gefallenen Freund mit derartigen «Schongängen» die oberste Leitersprosse nicht wieder finden lassen wird. Das kapiert sein Protégé Gebhardt sofort. Doch Himmler wagt nicht, den SS-Brigadeführer, der allzu Intimes über ihn weiss, direkt anzugreifen; ist auch nicht nötig, denn dafür hat er Grawitz, den er dem

eitlem Freund noch rechtzeitig vor die Nase setzte. Also donnert er Grawitz zusammen und schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe: Ausser, dass Karl den Wink auch so kapiert, bringt er den Reichsarzt SS, den schlaffen Hund, auf die Beine. Als der Gebhardts Zwischenbericht abliefern, wirft der Reichsführer SS dem Hiobsboten vor, dass hier eine «unangenehme Sache abgedreht» worden, eine «Abqualifikation der biochemischen Mittel» erfolgt sei. Von Grawitz fordert er eine Versuchsanordnung «ohne Für und Wider – mit dem heiligen Ernst, etwas erforschen zu wollen». Und er macht seinen schlaffen Hund doppelt scharf, als er auch noch die Rechtmässigkeit von dessen Professorentitel anzweifelt.

Als Grawitz auf Biss gedrillt zur Visite in Hohenlychen anrückt, fordert er von Gebhardt und Fischer eine authentische Schuss Verletzung plus Nebenschädigung der Wunde mit Erde und Stoff! Sein Auftreten bringt den Hohenlychener Chefarzt derart in Rage, dass er unter einem Vorwand die Visite verlässt. Nun ist es an Fischer, allein die aufgeschnittenen Beine samt detaillierter Zuordnung vorzutragen.

Doch Gebhardt hat den Wink Himmlers sehr genau verstanden. Jetzt muss er Härte zeigen, da müssen die polnischen Frauen durch. Seinem Assistenten, der – etwas geradlinig im Gemüt – die tatsächliche Triebfeder seines vergötterten Chefs nie durchschaut, spricht er vom Frontsterben, vor allem aber malt er ihm die Katastrophe aus, die einträte, würde ihnen das Experimentierfeld durch Grawitz entrissen.

Einig sind sich beide schnell darin, dass eine Gewebezertrümmerung, wie sie bei Schussverletzungen auftritt,

für sie nicht in Frage kommt. Doch das Leid, das sie den nächsten vierundzwanzig polnischen Frauen zufügen, liegt nur knapp darunter, wenn überhaupt. Der ehrgeizige Meister und sein gehorsamer Ideenspender spülen nun auch die letzten Gewissensreste hinweg – zehn Frauen kommen Ende September unters Messer, denen satanische Schmerzen bevorstehen, die schwere Deformation ihrer Beine, wenn nicht der Tod. Ein Bakterienstamm wird ihnen inokuliert, der lebensbedrohliche Krankheitserscheinungen hervorruft, da gleichzeitig die Gefäße der die Wunde umlagernden Muskeln abgeklemmt werden, wodurch die Blutzirkulation stockt. Schon kurz nach der Operation treten schwerste Folgen auf – mit Spülungen, Drainagen und Bluttransfusionen versucht Fischer den Schaden zu begrenzen, den er in Gebhardts Auftrag selbst angerichtet hat. Ganz bewusst hatten sie die Unterschenkel der Frauen für ihre Experimente gewählt, um notfalls amputieren zu können. Nun, bei dieser brutalen Forcierung, verbuchen sie es schon als Erfolg, keine Amputation vornehmen zu müssen.

Zwar sind die Beine noch dran, doch gibt es die ersten Todesfälle. Zwei Tage nach der Operation stirbt Weronika Kraska an Wundstarrkrampf. Eines der Versuchsoffer dieser besonders geschundenen Gruppe schildert das qualvolle Sterben ihrer Freundin:

«Dann wurden die Injektionen abgebrochen. In dieser Nacht begann im ersten Zimmer etwas vor sich zu gehen. Irgendeine stöhnte und röchelte laut. Jadwiga hüpfte auf einem Bein hin. Lange schien sie nicht zurückzukommen. Als sie schliesslich wiederkehrte, sagte sie, Weronika gehe es sehr schlecht... Sie sehe

seltsam starr und schrecklich aus ... Aber man konnte ihr nicht helfen. Es gab keinen Tropfen Wasser und wir waren eingeschlossen. Am nächsten Morgen war Weronika tot.»³⁰

Einen Tag später verblutet die Studentin Alfreda Prus. Vor den Augen der Mitoperierten schwindet sie dahin, liegt ganz still da, stöhnt nicht einmal, wiederholt nur mit einer schwächer werdenden, von Schluckauf unterbrochenen Stimme: «Ich sterbe...» Seit Anlegen des Wundabflusses hatte Alfreda Prus zu bluten begonnen. Zuerst saugte sich der Verband voll, dann der Strohsack, und schliesslich entstand unter dem Bett eine grosse Blutlache. Am Abend vor ihrem Tod spritzt Dr. Oberheuser ihr eine physiologische Salzlösung, am nächsten Morgen kommen zwei Krankenschwestern und schieben die junge Studentin mitsamt ihrem Bett aus dem Zimmer. Die Experimente werden nicht abgebrochen. Fischer, von ersten Skrupeln geplagt, erhält von seinem SS-Vorgesetzten Gebhardt, der sich inzwischen auf dem Weg zur 6. Armee von General Paulus befindet, den militärischen Befehl, weiterzumachen. Am 7. Oktober 1942 startet eine Versuchsreihe, die alles Bisherige an Wahnsinn und Brutalität in den Schatten stellt: Nun steht der verschärfte Gasbrand auf dem medizinischen Programm, ein malignes Ödem, welches das Fieber der Opfer sofort auf 41 Grad schnellen lässt. Die Körper behalten keine Nahrung, die Beine schwellen auf riesige Ausmasse und bedecken sich mit farblosen Bläschen, am ganzen Leib zeigt sich ein roter, heftig juckender Ausschlag.

Der alarmierenden Lebensgefahr, die von diesem mit Staphylokokken und Streptokokken angereicherten Gasbrand-Stamm ausgeht, sind sich die beiden für diesen Horror verantwortlichen Ärzte durchaus bewusst:

«Bei dieser Gefährdung wurden sofort alle klinischen Sicherheitsmassnahmen eingesetzt, also neben den Sulfonamid-Gaben vor allem therapeutisches Gas-ödem-Serum, die Bluttransfusion und besonders die schulmässige chirurgische Bekämpfung mit ausgedehnten Einschnitten, die keine Rücksicht auf das kosmetische Bild nehmen konnten, nachdem es sich um lebenserhaltende Eingriffe handelte, denn der Leitgedanke der therapeutischen Massnahmen war, unter allen Umständen das Leben zu erhalten, in zweiter Linie erst die Gliedmassen, vor allem die Gelenke zu schonen; erst in letzter Linie konnte das kosmetische Endergebnis berücksichtigt werden.»³¹

Aus dieser Versuchsgruppe sterben drei an akutem Gasbrand, zwei der Opfer behalten für den Rest ihres Lebens schwere Spätschäden zurück. Von den vier am schärfsten infizierten Frauen überlebt eine einzige. Ein halbes Jahr wird sie im Krankenrevier festliegen, dann schickt man sie auf ihren Block, obwohl die Wunde noch immer nicht verheilt ist. Dort verschlimmert sich ihr Zustand derart, dass sie im Herbst 1943 erneut ins Revier muss, dort noch einmal bis Februar 1944 festliegt – erst zwei Jahre nach der makabren Infektion vom 7.10.42 wird die

Wunde endgültig verheilt sein. Doch die junge Frau trägt einen lebenslangen Dauerschaden davon. Sie wenigstens lebt, wenn auch als Krüppel. In den atemraubend nach Fäulnis stinkenden Krankenzimmern – es ist verboten, die Fenster zu öffnen, um Zeugenblicke zu verhindern – hält der Tod seine Ernte. Die Mitoperierten, deren Beine allesamt ins Riesenhafte geschwollen sind, die selbst mit Morphin unter kaum auszuhaltenden Schmerzen und Temperaturen über permanent 40 Grad leiden, schauen verzweifelt dem Sterben zu. Panisch hatte die neunzehnjährige Kazimiera Kurowska versucht, den Experimenten zu entkommen. Hatte sich trotz strengsten Verbotes immer wieder in verschiedene Kommandos hineingeschmuggelt, die ausserhalb des Lagers arbeiteten; wie ein gehetztes Reh war sie von einer Gruppe zur anderen gejagt, nur um irgendwie durch das Lagertor zu kommen. Am 6. Oktober wird sie aufmerksamer überwacht, von der Lagerpolizei ergriffen und gewaltsam ins Revier geschleppt. Nun, nach dem Erwachen aus der Narkose, vermag sie sich nicht zu bewegen, nicht einmal zu sprechen: Der Kiefer ist steif, der Hals starr und bogenförmig nach hinten gestreckt. Einige Tage später wird sie aus dem Zimmer ins «Sterbestübchen» gerollt. Eine zweite stirbt, ohne noch einmal das Bewusstsein wiedererlangt zu haben – die dritte rollt man mit zerfressenen Blutgefäßen aus dem Zimmer, mit einem riesenhaft aufgetriebenen Bein, das von Tag zu Tag schwärzer wurde. Eine polnische, als Röntgenologin eingesetzte Häftlingsärztin, die dem Sterben beiwohnt, wird später auf dem Nürnberger Prozess aussagen, mindestens eine der

Frauen hätte durch Beinamputation gerettet werden können. Doch Gebhardt braucht die Toten – sie sind das Blutopfer, das er Himmler, das er der Wiederherstellung seiner Reputation zollt. Über die misslichen Sulfonamid-Versuche hinaus hat der Hohenlychener Chefarzt und SS-Brigadeführer beim «Landshuter Freund» noch einen zusätzlichen Pluspunkt kassiert, indem er Dr. Stumpfegger in die «Experimentierstube» Ravensbrück einführte und für dessen ebenso makabre Menschenversuche – obwohl selbst nie zugegen – die volle militärische und klinische Verantwortung übernahm.

Der junge SS-Arzt, einige Jahre lang sein Assistent in Hohenlychen und der von ihm empfohlene Nachfolger in Himmlers Salonzug, sitzt auf einem hohen Karriere-Ast, wird es später sogar bis zum Leibarzt Hitlers bringen. Zur Zeit aber schätzen ihn nur Gebhardt und der Reichsführer SS, der über Sulfonamid-, Tripper- und Rassefragen hinaus auch ausserordentliches Interesse an der plastischen Chirurgie zeigt, die «nach Kriegsende durchaus von Bedeutung» sein könnte. Der jüngste «Landshuter Kamerad» wird also im Frühherbst 1942 mit einem Sonderauftrag Himmlers ins KZ Ravensbrück beordert, um sich dort schon mal an der Verpflanzung von Knochen und Muskeln zu versuchen. Selbstredend lässt der Reichsführer SS ihm dafür ebenfalls polnische «Versuchskaninchen» bereitstellen.

Parallel zu den qualvollen Sulfonamid-Versuchen kommen nun zwischen August 1942 und Ende Januar 1943 noch zusätzlich 20 polnische Frauen unter Stumpfeggens Messer. Insgesamt 51 Knochen- und Muskeloperationen wird der junge Herrenmensch ihnen zufügen – Experi-

mente, die zwar nicht lebensbedrohend sind, jedoch die Beine der Opfer in ganzer Länge zerstören.

Unter Narkose werden ihnen Knochenstücke aus der Schienbeinkante entfernt und an anderer Stelle wieder eingesetzt, werden Schienbeine gebrochen und geklammert, Stücke des Wadenbeins entfernt, die Knochenhaut abgeschält sowie Muskeln und Nerven entfernt, was die Frauenbeine dünner und schwächer werden lässt.

Die Qualen der Frauen, wenn sie in einem hüfthohen Gipskorsett aus der Narkose erwachen, müssen wohl nicht geschildert werden. Bei Zofia Baj, die 1946 im Nürnberger Ärzteprozess als Zeugin auftritt, vermerkt das ärztliche Gutachten folgende Verletzungen: Jeweils fünf Zentimeter des linken und fünf Zentimeter des rechten Wadenbeins wurden entfernt, von beiden Schienbeinen zirka zehn Zentimeter Knochenhaut abgeschabt, darüber hinaus fünf Löcher in ihr rechtes Schienbein ge-drillt und sechs Löcher in das linke – jeweils bis zum Knochenmark.

Auch für diesen Horror trägt Karl Gebhardt die volle Verantwortung. Er selbst hat allerdings keine Zeit, den Sonderwunsch Himmlers auch noch vor Ort zu betreuen. Er beauftragt seinen Assistenten Fischer, der als Spezialist für die Wiederherstellung von Geweben gilt und ohnehin stets an der KZ-Basis ist, einen chirurgischen Plan für Stumpfegger zu erarbeiten, ihn ins Milieu einzuführen und ihm zu assistieren beziehungsweise die Eingriffe gleich selbst zu übernehmen, falls der junge Leibarzt sich um Himmlers Nieren kümmern muss. Und Gebhardt lässt sich von Stumpfegger sämtliche OP-Berichte zukommen, um sie auszuwerten und die Gutach-

ten selbst an den Reichsführer SS weiterleiten zu können.

Der renommierte Chirurg, der in diesem Herbst 1942 vom Arzt zum kalkulierenden Mörder wird, rechtfertigt sich vier Jahre später mit dem gängigen «Wir waren gebunden innerhalb einer Marschordnung», mit dem er sich jeder Schuldzuweisung verschliesst. Das mag für seinen Einsatz in den Frontlazaretten durchaus gelten – für die barbarischen Experimente im Frauen-KZ Ravensbrück hat ihm sein Ehrgeiz die Marschordnung diktiert. Von nun an bricht für ihn die Zeit internationaler Ächtung an, doch nimmt er innerhalb der Reichshierarchie seinen Platz wieder ein – den ganz oben. Sein Landshuter Freund Himmler, der sich von KZ-Kommandant Kögel stets auf dem laufenden halten liess, nimmt endlich vom «lieben Karl» den «Heydrich»-Bann. In einem Brief an die Ostfront, an der Gebhardt im Oktober 1942 SS-Lazarette und das Wehrmachtslazarett der 6. Armee inspiziert, während drei Ravensbrücker Opfer sich in Todesqualen winden, münzt er die Schande von Prag nachträglich in ärztliche Sorgfalt um:

«Mein lieber *Karli*», sendet der Reichsführer SS am 9. Oktober 1942 an die Ostfront,

«Sehr bald nach dem Tode Heydrichs hatte ich vor, Dir und den beiden Prager Professoren zu schreiben. Ich bin nie dazu gekommen. Heute nun, am Tage vor meinem Geburtstag, habe ich einen ruhigen Nachmittag und finde nach Monaten zeitlichen und inneren Abstandes etwas Zeit, diesen Brief zu schreiben.

Mit diesen Zeilen will ich Dir meinen herzlichen Dank

sagen, dass Du unserem Freunde Heydrich seine letzten Tage so unendlich leicht und schön gemacht hast. Ich weiss, dass ärztlich von den beiden Professoren, die vor Deiner Anwesenheit die Operation vornahmen, alles getan wurde. Sie haben die modernen Mittel in der Bluttransfusion gegeben, die zur inneren Bekämpfung der gefährlichen und oft todbringenden Bakterien geeignet sind. Ich weiss, dass in ärztlicher Sorgfalt von Dir und Deinen beiden Kollegen alles überlegen und bald durchgeführt wurde, was geschehen konnte, um dieses wertvolle und teure Blut zu erhalten. Der Uralte hatte das nun anders bestimmt. Dagegen konnte keine ärztliche Kunst an.

Dir aber, meinem alten Freunde, möchte ich noch mal meinen herzlichen Dank sagen, dass Du unserem guten Reinhard ein so tapferer Kamerad und guter Freund in seinen letzten Tagen und Stunden gewesen bist.

Heil Hitler!

In alter Freundschaft

*Dein HH*³²

Doch neben dem «Reinhard»-Schmalz hat Himmler noch handfeste Aufgaben für seinen Freund Karl: Einen Monat später teilt sein persönlicher Referent Brandt dem «lieben Brigadeführer» im Auftrag des Reichsführer SS mit, dass sich demnächst ein Dr. Rascher bei ihm in Hohenlychen melden werde, der bereits weitgehende Versuche in Dachau unternommen habe, die sich mit der

«Unterkühlung von lange im Wasser gelegenen Menschen» befassten. Nun werde an Versuche mit Erfrierungen herangegangen, deshalb bitte der Reichsführer SS den Brigadeführer, gelegentlich seines Besuches an der finnischen Front, «den einen oder anderen geeigneten Finnen zu fragen, was die Finnen gegen Erfrierungen tun würden».

So schliesst sich der Kreis der Täter und Komplizen. Auch wenn Gebhardt den auftauchenden Rascher so barsch behandeln wird, dass der sich beim Reichsführer SS beschwert, so ist er doch selbst mittendrin.

Sogar der geprügelte Grawitz bekommt nun eine Streicheleinheit: Er darf mit den erprobten Sulfonamiden die Tripper-Versuche an männlichen und weiblichen KZ-Häftlingen durchführen, denn nach Ende des Krieges plant der Reichsführer SS, «unsere ganzen Männer der SS und Polizei durchzusanieren». Bliebe ein Blick auf Gebhardts Hauptwerkzeug – den Spezialisten Fischer, der beim angeordneten Wechsel von männlichen auf weibliche «Versuchskaninchen» zwar ernste Bedenken erhob, dann aber problemlos die Beine von Frauen aufschnitt, ihnen Gasbrand infizierte. Fritz Fischer unterbricht nach den aufgetretenen Todesfällen die Operationen, weil ihn ein tiefes Unbehagen erfasst hat, er will zurück an die Front.

Fritz Fischer und der Gehorsam bis ins Verbrechen

Dr. Fischer ist kein Karrierist. Er ist weder ein Sadist noch ein «Rassehygieniker», sondern ein sensibler, weltanschaulich toleranter und äusserst hilfsbereiter Mensch, ein hochbegabter Wissenschaftler dazu. Fischer wird schuldig aus soldatischem Gehorsam, einem Bazillus, der Gehirnzellen aufzuweichen vermag und in Phasen schwerer Gewissenskonflikte deutlich das Krankheitsbild einer Persönlichkeitsspaltung zeigt. In «Führer, befehl, wir folgen dir»-Zeiten nimmt die Erkrankung epidemische Ausmasse an.

Die neue Zeit scheint gemacht für Menschen wie Fischer – seinem Alter nach ist er ein offenes Gefäss für Ideologen, er hat das richtige Geschlecht (davon auch noch die «nordische» Ausgabe), ist sportlich und kerngesund, wenn auch politisch wenig interessiert und zum Grübeln neigend. Fischer wird nie erfahren müssen, wie es ist, wenn man aussortiert wird, weil man das «falsche Blut» hat, die falsche Gesinnung, die falsche Freundin. Selbst der verbissene Einzelkampf seiner Kollegin Oberheuser bleibt ihm erspart, seinen Beruf tritt er mit 550 Reichsmark an. Doch Fischer verspürt keinen Drang nach Geld: Sein Kopf ist mit Idealen gefüllt, Not hat er nie kennengelernt, die Familie – kaufmännischer Mittelstand – ist sicher über die Weimarer Zeit gekommen.

Bis zu diesem verhängnisvollen Herbst 1942 wird Fritz Fischer ein rundum geachteter und beliebter Mensch sein. Das beginnt bereits in der Kindheit, in der er als Musterknabe gilt und als Nachzügler besonders gehät-

schelt wird. Aus der Kindheit stammt allerdings auch der Bazillus – eine Loyalität, die seinem ehrlichen, geradlinigen Wesen entspricht und die in Zeiten gesellschaftlicher Zuspitzung reibungslos in den Gehorsam gleitet: die kompromisslose Loyalität gegenüber Vorgesetzten, gegenüber Staat und Gesetz. Diesen Boden, auf dem das Verhängnis wächst, bereitet sein Vater: Obwohl nie Mitglied irgendeiner Partei oder in anderer Form politisch engagiert, stand er in seinem Leben schon drei Kaisern loyal gegenüber, und das ändert sich auch im Nationalsozialismus nicht. Sein Bürgergehorsam gilt der Obrigkeit schlechthin, gilt Staat und Gesetz, und er wird dem Sohn nicht als Pflicht vermittelt, sondern als Tugend. Das ist ein entscheidender Unterschied zum Hauptmannsvater Oberheuser – Tugend nimmt die Verbissenheit, leuchtet hell und erzeugt so ein verschleiern-des Bild.

Im Gymnasium ist Fritz der geeignetste Mittler zwischen den Stress-Ebenen: Beliebt bei den Mitschülern und bewundert, weil er ein Sport-As ist, geachtet von den Paukern, weil er nicht auf den Putz haut und trotz sportlicher Leistung auch in «ernsthaften» Fächern glänzt. Schon in der Schule zeichnet sich seine grosse naturwissenschaftliche Begabung ab, doch fehlt ihm bei der reinen Lehre die Menschennähe, das gesellschaftliche Gestaltungsmoment, er wird es mit Medizin versuchen ... Das Gestaltungsmoment pflanzt ihm der Deutschlehrer ein, der dem erlauchten Stefan-George-Kreis angehört und sich Fischer zum Jünger wählt. Das geschieht noch vor 1933, in jener Weimarer Endzeit, in der die Sehnsucht nach Ordnung und Arbeit Gipfelhöhe erreicht und

trotz Mord und Totschlag, trotz scheinbar gegensätzlicher Ziele Einigkeit zwischen Rot und Braun herrscht, dass ein neuer, starker Staat her muss.

Der Stefan-George-Kreis ist eher rückwärtsgewandt. In seinen «Blättern für die Kunst» steht der verwüsteten Wirklichkeit ein klangvolles Dunkel entgegen, erscheint die blaue Blume nun schwarz. Im Zirkel der Eingeweihten raunt es vom Haltfinden, von der Sinnverlassenheit, wallen mittelalterliche Romantik und spätrömische Antike. Meister George und seine Jünger tauchen aus dem niederschmetternden Weltkrieg als Elite eines «neuen Reiches» auf, aus antikischem Geist erneuert: Weg mit Mammon und hinweg mit der unheiligen Masse. Im Zirkel gilt das hehre Gedicht, das Erlesen sein – ein Hochmut, den der melancholische Hofmannsthal wieder dämpft, der auch «die unten am Ruder» nicht vergisst, der die unerschöpfliche Natur beschwört und moralische Integrität.

Fritz Fischer ist infiziert. Über moralische Integrität verfügt er, der Jünger des Jüngers, und wenn er nicht kraftvoll rudert, fesselt ihn Sinn-Suche: Er lauscht nach innen, in den Kosmos, in die Tiefen der Vergangenheit, er liest und grübelt.

Lange wird das «neue Reich» in ihm nachschwingen, wird als Elite-Tugend in die SS einziehen, dort bald mehrfach gebrochen sein und stets überlagert von einem naturwissenschaftlichen Grundzweifel, der die Sinnsuche ins Pantheistische treibt. Einmal ins Medizinstudium eingestiegen, stürzt Fischer sich folgerichtig in die Grenzbereiche der pathologischen Anatomie, und als er in Hamburg promoviert, ist er längst leidenschaftlich in die Materie verstrickt.

1938, am Pathologischen Institut der Berliner Virchow-Klinik, ist der junge Assistent und Wissenschaftler schon bald nicht nur in der Lage, aus dem Stand differenziert über Plasma-Schädigungen, Krebszellen und Hämophilie zu referieren, sondern auch über die mittelalterlichen Erfahrungen der Italiener mit der Herbstzeitlosen. Eine hohe, umfassende Begabung zeigt sich, eine Kühnheit im Denken, die im merkwürdigen Kontrast zu seinem militärischen Dasein steht. Fischer ist kein scharfer Beobachter wie Gebhardt, ist ohne Argwohn; der neuen Zeit gibt er sich mit moralischem Impetus hin, ohne sie auch nur annähernd zu durchschauen. In die SS gerät er eher zufällig. Für Himmlers Männerorden meldet er sich als Einundzwanzigjähriger, als an deutschen Hochschulen kaum noch immatrikuliert wird, wer keine Zugehörigkeit zu einer NS-Gliederung nachweisen kann. Da entscheidet Fischer sich für Bonn als Studienort, weil er soeben begeistert einen Reiterkurs in Altenburg absolviert hat und es in Bonn den SS-Reitersturm gibt, einen monokelträchtigen Altherrenverein, der ihm bald schon das Reiten verleidet. Keine Frage – der junge Medizinstudent ist angekurbelt vom Nationalsozialismus, doch diesen Schwung teilt er mit fast sämtlichen Kommilitonen, das allein reicht noch nicht für die Nürnberger Anklagebank. Hätte er sich weiter mit Rudern begnügt, bei dem er es immerhin zum Schülermeister brachte, so wäre er vermutlich nur NSDAP-Mitglied geworden und im Krieg in einem Wehrmachtslazarett gelandet statt im Frauen-KZ. Hätte und wenn ...

Nun einmal bei der SS, einer streng hierarchisch geglie-

derten Formation, in der Abstammung, Disziplin und Haltung die Elite vom Rest der Nation abheben sollen, beginnt sich sein Loyalitätsbazillus bedenklich auszubreiten.

Von 1937 an befiehlt ihn die Schutzstaffel jährlich zur Reserveübung. Zu Anfang versucht Fischer noch zu wechseln (nicht, weil er etwas gegen die SS hat, sondern weil alle seine Freunde bei der Wehrmacht robben), doch als ihm die Militärinstanzen klarmachen, dass der Soldat auf dem Platz seine Pflicht zu erfüllen hat, auf den er gestellt wird, gehorcht er und erfüllt seine Pflicht zur grossen Zufriedenheit. Denn er macht aus der Pflicht eine Tugend.

Die Plätze, auf die man ihn stellt, fallen verschieden aus – mal ist es die Leibstandarte «Adolf Hitler», wo das Elite-Bewusstsein aufpoliert wird, mal eine Stralsunder Kaserne, mal ist er als Arzt in einer SS-Musterungskommission im Sudetenland eingesetzt. Und jedesmal winkt eine jener militärischen Beförderungen, mit denen Himmler bevorzugt die Akademiker unter seinen «Prachtjungens» bedenkt; Ärzte werden 1939 geschlossen in den Offiziersstand erhoben, und der geht bei der SS mit dem Untersturmbannführer los.

Die Beurteilungen, die Fischers Vorgesetzte bei jedem Rangzuwachs nach oben leiten, wirken starr und zeigen keinen Grübler, keinen Zweifler: «... Grosser, gutgewachsener Mann, vorwiegend nordisch, zielbewusst, offen, kameradschaftlich, gewissenhaft, willensstark, die nationalsozialistische Weltanschauung nach Wort und Tat seine ureigene. Das Auftreten in und ausser Dienst: Sicher und korrekt, stets in guter Haltung und mit klaren Befehlen ...»

Bis zu seinem letzten Fronteinsatz werden diese Beurteilungen kaum voneinander abweichen. Das «Nordische» wird später, auf dem Schlachtfeld, nicht mehr wichtig sein – später wird man ihn als «soldatisch, energisch und frisch» loben, wird er «seine Männer mitreisen», in «unermüdlicher Fürsorge um seine Männer» sein, aber stets «als Kamerad beliebt und geachtet».

Die Sprache verrät eine geistige Klammer, in die Fischer sich merkwürdig problemlos einfügt: deutscher Bieder-sinn mit höchstem soldatischem Anspruch. Ein Staatswesen nach hellenischem Muster wird angestrebt, mit einer Auslese, die herrscht, und einem hart arbeitenden Sklavenblock; um den «unvermeidlichen Verfall des Kontinents» zu stoppen, muss Europa das Gesetz Adolf Hitlers diktiert, das «rassenbiologisch Minderwertige ausgemerzt» werden.

Fischer, dessen analytische Fähigkeit den Rassenwahn mit hundert Argumenten zerlegen könnte, formuliert nie einen prinzipiellen Einwand. Diese Rücknahme seines kritischen Denkens, seine selbstvollzogene Reduktion auf den gehorsamen Militär, präpariert ihn, ohne dass er sich dessen bewusst wird. Er sucht sich den Teil des Programms, der ihn bei George und Hofmannsthal abholt und ihn mit keinem Vorgesetzten kollidieren lässt.

Bereits vor Kriegsbeginn verkleinert der Arzt sein Ich auf Befehl, unterstellt er sich und sein Privatleben gehorsam jedem Anspruch der Schutzstaffel. Es ist die erste Stufe zum Verhängnis. Zwei Jahre später wird er beim Reichsführer SS um die Genehmigung von Verlobung und Heirat ersuchen – Pflicht für jeden SS-Mann

–, wird er ehrlich und gewissenhaft die krampfigen Fragen nach Häuslichkeit oder Putzsucht der Braut, Kameradschaftlichkeit oder Herrschsucht beantworten (und selbstverständlich genehmigt der Reichsführer SS die Braut erst, wenn deren vollständige Ahnentafel vorliegt).

1941 wird der hochgebildete Arzt bereits eine Zuchtkreatur des halbgebildeten Himmler sein – der züchtet längst keine Hühner mehr, sondern den gehorsamen deutschen Mann. Und was den Nachgeborenen als infantil erscheinen mag, ist blutiger Ernst: Wer keinen Arier-nachweis hat, muss sich entloben, wer «Rassenschande» begeht, kommt ins KZ. Nicht nur die SS – eine ganze Gesellschaft zwingt ihr Gehirn kollektiv in den Schraubstock.

Seit seiner Promotion arbeitet Fritz Fischer im Pathologischen Institut des Berliner Virchow-Krankenhauses, gilt dort bald als einer der fähigsten Mitarbeiter, ist in seiner hellen, freundlichen Art, dem sensiblen Umgang mit Patienten rundum beliebt. Und dann, Ende 1939, die Überraschung: Sein Institutschef vermittelt ihn plötzlich nach Hohenlychen – dessen Studienfreund Professor Dr. Gebhardt sucht dort dringend einen guten pathologischen Anatomen.

Dr. Fischer ist alles andere als begeistert: Hohenlychen hat zwar einen hervorragenden Ruf, doch bedeutet das den Wechsel von der Metropole in ein Kaff, die Trennung von Freunden, einem interessanten Arbeitsplatz und seinem Nebenjob als Bereitschaftsarzt bei der Philharmonie. Doch Fischer ist SS-Mann, und wieder gilt der Befehl. Er wird nach Mecklenburg abkommandiert! Dass Hohenlychen ihm bald ausnehmend gut gefällt, hat

zunächst mit der herrlichen Landschaft zu tun, der Kliniklage auf dem Hügel, den schönen Häusern, den Rasen- und Blumenflächen, den Sportplätzen. Und die Patienten sind anders, das bemerkt der Ankömmling sofort – sie wirken gelöster als in den üblichen Kliniken, trotz ihrer Verstümmelungen.

Den Grund dafür erkennt er rasch: Es ist die Persönlichkeit des Chefarztes, die hier alles überstrahlt. Fischer stösst in ein Kollektiv, von einer einzigen starken Hand geschweisst, der von Karl Gebhardt; in eine Klinik, in welcher der nationale Sozialismus ausgebrochen zu sein scheint, in der nicht Geld im Vordergrund steht, sondern der kranke Mensch.

Die Fürsorge, die Hingabe an den Patienten ist oberstes Prinzip, und da hört Gebhardt nicht auf zu appellieren. In den Versammlungen, die er oft einberuft, betont er immer wieder die Sonderstellung dieser Klinik, die auch mit besonderen Anforderungen an Schwestern und Ärzte verbunden sei. Auf Freizeitbedürfnisse nimmt er keinerlei Rücksicht; das Personal hat aufzugehen in seiner Berufung, und der Chefarzt lebt es immer wieder vor. Scharrenweise pilgern die ambulanten Patienten hierher, vor allem aus der Reichshauptstadt, und jedem einzelnen widmet sich Gebhardt persönlich; er selbst empfängt und untersucht und verteilt dann je nach Fachgebiet an seine Assistenten. So herum hat Fischer das noch nie erlebt: Von den Chefärzten in anderen Kliniken sehen die weniger betuchten Patienten oft nur wehende Mäntel.

Der junge Anatom ist von Gebhardts Persönlichkeit tief fasziniert, von dessen Kraft, seiner Ausstrahlung. Vom internationalen Zulauf – den Finanzexperten, Künstlern

und Kronprinzen aller Herren Länder, und sie liegen – wenn auch komfortabler – in derselben Klinik wie das einfache Volk. Hier gibt es sogar noch Juden als Patienten ...

Voller Eifer stürzt Fischer sich in die Arbeit, übernimmt zu seinem umfangreichen Pensum noch die Fachbibliothek. Doch ist sein Eifer hier nicht der Ausfluss einer zur Tugend veredelten Pflicht, sondern er entspringt einem grossen Glücksgefühl, in Hohenlychen gelandet zu sein. Die Atmosphäre wirkt lösend auf ihn, alles ist hier locker und freundlich und völlig anders als die orthodoxe SS-Ideologie, die ihm sonst begegnet. Hier geht es trotz Staatstreue aufgeklärter zu, liberaler, und der Chef achtet darauf, dass es so bleibt: Als das Führungshauptamt hier eine Weltanschauungsschule installieren will, lehnt er schroff ab und schickt die Funktionäre gleich wieder nach Hause. «Nationalsozialismus in Hohenlychen», sagt der Chef gern, «ist Nationalsozialismus in der Abwandlung nach Gebhardt.» Wo gibt es das noch in dieser Zeit?

Bald verehrt Fischer Karl Gebhardt, der die einfachen Leute mag, eine Schwäche für den Adel hat und die bürgerlich-konservativen Patienten den strammen Nazis vorzieht, wie einen Halbgott. Es ist eine ungebrochene Verehrung, die er mit allen Patienten und Mitarbeitern dieses grossräumigen Geländes teilt.

Als der Berliner in die Mecklenburger Idylle aufbricht, herrscht bereits Krieg. Nach anderthalb Jahren Hohenlychen – inzwischen hat der Russlandfeldzug begonnen – wird er als Truppenarzt zu einer SS-Panzerdivi-

sion abkommandiert. Ohne Zögern und ohne Begeisterung nimmt er seinen Platz ein. Die Front-Erfahrung, die ihm bevorsteht, wird so erschütternd sein, dass sie am Ende den Verlust sämtlicher ethischer Prinzipien auslöst – denn die russischen Stalinorgeln schießen nicht nur die Division sturmreif, sondern auch sein Gewissen. Mit zwölftausend Mann rückt die Panzerdivision aus – als Fischer sie ein halbes Jahr später, nach dem grossen Einbruch im russischen Winter, schwer angeschlagen wieder verlässt, ist sie auf ein Viertel zusammengeschrumpft, liegt die reale Gefechtsstärke bei unter tausend Mann!

Ein Grossteil dieser Gefallenen ist durch seine Chirurgenhände gegangen, verzweifelt und von Woche zu Woche hilfloser war er zwischen abgerissenen Gliedern und zerfetztem Gedärm umhergeeilt, hatte bis zum Umfallen versucht zu retten, was nicht zu retten war. Und nicht wenige der elend Krepierenden hatte er persönlich gekannt.

Der russische Kriegswinter wird für Fischer zu einem traumatischen Erlebnis. Das Massensterben um ihn herum löscht jede eigene Angst, ersetzt sie durch den Drang, unter seinen Kameraden zu bleiben bis zum bitteren Ende. Und potenziert zugleich den schon in Friedenszeiten antrainierten Staatsgehorsam: Dass dies ein Angriffskrieg ist, für den sie jetzt bluten müssen, wird aus dem Denken gestrichen. Nun belastet nur noch die tägliche Erfahrung, dass Krieg überhaupt Wahnsinn ist – eine beschnittene Wahrheit, die Fischer auf die «Zeit danach» verdrängt, falls er diese Hölle überlebt, den Kindern zur Mahnung. Jetzt wird auch dieser Wahrheits-

torso nach ganz unten geschoben, wird dort konserviert, wo er bald nicht mehr auffindbar ist. Denn jetzt bindet der Gehorsam, macht Frontarzt Fischer es sich zur Pflicht, gerade in schweren Zeiten sich nicht gegen die Gemeinschaft zu stemmen, wie er später vor dem Nürnberger Tribunal aussagen wird. Und als in dieses Massensterben hinein auch noch der Führerbefehl trifft, Rostow am Don sei zu stürmen, so kostet das zwar wahnsinnige Menschenopfer und misslingt am Ende, doch werden Zweifel und Verzweiflung nun mit Hegel betäubt, macht Fischer sich «Dienen und Gehorsam im Kriege zur Tugend und höchsten Aufgabe». Bei einem Führerbefehl gibt es kein Zweifeln und Zaudern, gibt es nichts als die strikte Befehlsausführung-Staatsgehorsam bis in den Tod!

Nach Hohenlychen kehrt Anfang 1942 nicht nur ein Gelbsuchtkranker zurück, sondern ein Arzt mit einer schweren Psychose, einer Persönlichkeitsspaltung in ein überdimensionales, eisern geklammertes Soldaten-Wir und ein völlig verkümmertes Ich. Eine Spaltung, die sich trotz Heirat und Idylle nicht löst – Fischers Kopf und Aufgewühltsein bleiben an der Front, wo das Massensterben sich fortsetzt. Noch im Herbst '42 wird es Wochen dauern, bis es ihn überhaupt irritiert, dass er die Beine unschuldiger Frauen zerschneidet...

Bereits zu Beginn der Sulfonamid-Experimente funktioniert er wie ein Pawlowscher Hund; er ist der Gewebespezialist, den Gebhardt für seine Versuche braucht, und er kriegt den Befehl! Zur Sicherheit, um kein Gewissen erst aufkommen zu lassen, sattelt der Chefarzt und SS-Brigadeführer noch einen erlogenen «Führer-Befehl» drauf, vor allem entlastet er sein Werkzeug, indem er die

volle Verantwortung für die Experimente übernimmt. Doch Fischers Gewissen muss nicht entlastet werden, weil es bezüglich der Versuche gar nicht mehr auffindbar ist, sondern dreifach verschüttet – durch den tief inhalieren Befehlsgehorsam, sein blindes Vertrauen zu Gebhardt und das Schuldgefühl, nicht an der Seite seiner verreckenden Kameraden an der Front zu stehen. Sein Unrechtsbewusstsein steht auf dem Kopf: Fischer ist ein grundehrlicher Mann, er würde niemals tausend Mark aus einer fremden Kasse nehmen. Dass er am Operationstisch des Frauen-KZs Ravensbrück eines der schwersten Verbrechen begeht, dringt nicht einmal ansatzweise in sein Bewusstsein. Er hat einen medizinischen Auftrag, einen Befehl, den Rest blendet er radikal aus.

Keines seiner polnischen Opfer wird später behaupten, Dr. Fischer habe es menschlich grob behandelt. Das würde Fischer niemals tun, er ist kein Rosenthal. Doch er ist in der Lage, skrupellos ihr Gewebe aufzusprengen! Erst der Tod einiger Frauen lässt ihn plötzlich innehalten; ein diffuses Schamgefühl steigt auf, ein tiefes Unbehagen. Vermutlich erreichen ihn in diesem Moment zum ersten Mal die hasserfüllten, fassungslosen Blicke seiner Opfer, nimmt er zum ersten Mal ausser Muskeln, Haut und Knochen Menschen wahr, denen er schadet, statt zu helfen. Er operiert nicht weiter, wartet auf die Rückkehr Gebhardts aus den Feldlazaretten und bittet um die Entpflichtung, um die Rückkehr an die Front. Flüchten darf Fischer später, erst muss mal der Befehl erfüllt, die Versuchsreihe beendet werden!

Er schlägt vor, sich selbst für die Versuche zur Verfü-

gung zu stellen, und diesmal ist es der Reichsführer SS, der «aufs Strengste verbietet, dass sich Offiziere mit einer Wunde, die sie nicht an der Front empfangen haben, ins Bett legen». Also folgt der Gewebespezialist dem Befehl: Zwar wird nun der scharfe Gasbrand abgesagt, stirbt keine der Frauen mehr, doch schneidet und infiziert Fischer weiter, bis die Versuchsreihe beendet ist... ein gehorsamer Soldat.

Er wird Vater in der Zeit, in der er die letzten Frauenbeine bearbeitet, und die einzige Brücke zwischen diesen beiden Ereignissen ist ein dumpfes seelisches Unbehagen und der Entschluss, nie wieder in die Situation solcher Humanexperimente zu geraten. Es kommt zu keiner tatsächlichen Kollision von soldatischem Gehorsam und individuellem Gewissen, weil der Soldaten-Bazillus sein Gewissen schon fast aus der Erinnerung getilgt hat, die Perspektivverzerrung die einer zutiefst gestörten Persönlichkeit ist. So kommt es noch ärger: Als Fischer das KZ endlich hinter sich glaubt, wird er von seinem Chef Gebhardt noch einmal dorthin kommandiert. Einem weiblichen Häftling ist das Schulterblatt zu entfernen. Es soll in Hohenlychen dem Sohn eines Gebhardt-Freundes eingesetzt werden, bei dem die Amputation der Skapula durch eine Geschwulst notwendig wurde, die sich dennoch weiterfrisst.

Auch diesen barbarischen Akt bewältigt Fischer:

«Ich und meine ärztlichen Kollegen erhoben professionelle und menschliche Einwendungen bis zum Abend, an dem die Operation durchgeführt wurde. Aber Gebhardt befahl uns, die Operation durchzuführen. Dr. Stumpfegger, in dessen Forschungsgebiet die Opera-

tion lag, sollte die Entfernung der scapula (Schulterblatt) in Ravensbrück vornehmen, und hatte dafür schon spezielle Vorbereitungen getroffen. Da jedoch Professor Gebhardt Dr. Stumpfegger benötigte, um ihm bei der tatsächlichen Verpflanzung der Schulter an dem Patienten Ladisch zu helfen, wurde mir aufgetragen, nach Ravensbrück zu gehen, um die Entfernungsoperation noch an diesem Abend vorzunehmen. Ich bat Dr. Gebhardt und Dr. Schulze, mir das genaue Vorgehen zu beschreiben, dem ich folgen sollte. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Ravensbrück, nachdem ich eine vorhergehende telefonische Verabredung getroffen hatte ...

... Der Lagerarzt, der mir bei der Operation assistierte, fuhr mit derselben fort, während ich so schnell wie möglich mit dem Knochen, welcher verpflanzt werden sollte, nach Hohenlychen zurückkehrte.»³³

Was mit der ausgeschlachteten Frau passiert, wird in der Edelklinik nicht thematisiert: Noch während Fischer mit einem leinenumwickelten, armgrossen Bündel zum bereitstehenden Auto eilt, Gebhardt und Stumpfegger im Hohenlychener OP-Saal seiner Ankunft harren, wird die Frau vom Lagerarzt «abgespritzt».

Gebhardts Beruhigungsspiel, es habe sich bei der Operierten ohnehin um eine zum Tode Verurteilte gehandelt, die Transplantation stelle einen Meilenstein in der medizinischen Forschung dar, wirkt nicht. Fischer fühlt sich der seelischen Belastung nicht mehr gewachsen. Er

stoppt seine gesamte wissenschaftliche Arbeit, um weiteren Versuchs-Befehlen zu entgehen. Im Sommer 1943 darf er endlich an die Front, wo er sich, rücksichtslos selbstverschleissend, in die chirurgische Arbeit stürzt. Im Sommer 1944, an der Westfront, verliert er seinen rechten Arm.

Die Front ist der einzige Ausweg, den der konfliktunfähige, schuldverstrickte Arzt zu erkennen vermag, und kaum in Hohenlychen einigermaßen hergestellt, drängt es den Armamputierten erneut zu seiner Panzerdivision, die inzwischen unaufhaltsam zerrieben wird.

Ein anderer Weg aus der mörderischen Spirale befindet sich ausserhalb seines Denkbereiches – die Kollision mit Karl Gebhardt, die Verweigerung. Ihm die Loyalität aufzukündigen kommt Fischer nicht einmal in der Stunde des blanken Mordes in den Sinn. Und dass diese vergötterte, übermächtige Figur ihn für seinen ganz profanen Ehrgeiz missbraucht haben könnte, dieser Gedanke befindet sich nach allem, was der junge Arzt an Grösse in Hohenlychen erlebt hat, gänzlich ausserhalb seiner Vorstellung weit.

Fritz Fischer wird mehrere Jahre brauchen, um die Gehorsams- und Loyalitätsschichten, die wie ein Panzer sein Ich umschliessen, aufzubrechen. Und er wird nach 1945 einer der wenigen sein, die sich dieser täglichen Marter aussetzen, die sämtliche Alibigründe und Selbstschutzfallen so lange schmerzlich aus sich herausschau-feln, bis sie auf dem Grund angelangt sind, bei ihrem eigenen Gewissen.

Der Nürnberger Prozess wird da nur ein Zwischenschritt sein. Er lässt zunächst nur den Schock zu, eine ungeheu-

re Scham und Fassungslosigkeit über die öffentliche Ächtung, Angst vor dem, was kommt, und ein tiefes Entsetzen über den millionenfachen Judenmord, über Himmler und seine Mörderbrut, mit der er plötzlich auf einer Stufe steht. Während des Prozesses steckt Fischer noch fest im Denkmuster seines Gehorsams, bestärkt von Mitangeklagten und Verteidigern, die sich bei jeder Tat auf den Befehl von oben und ganz oben berufen.

Noch dankt er Gebhardt, der versucht, ihn rauszuboxen, und alle Schuld auf sich nimmt. Die Erkenntnis, dass er hätte «nein» sagen müssen, mit aller Konsequenz – die schliesslich nur die Front bedeutet hätte –, sie braucht Zeit.

In dieser Phase zwischen begangenen Verbrechen und schonungslosem Schuldeingeständnis wird Fischers Gewissen auf dem Weg von der tiefsten Verkapselung bis hinauf ins schmerzliche Bewusstsein in einer Nische rasten, die fast absurd erscheint und doch seinem geradlinigen Charakter entspricht: Der Arzt wird sich verzweifelt vorwerfen, weggesehen zu haben, aus dem widerwärtigen KZ-Milieu immer gern geflohen zu sein. Er war Stationsarzt in Hohenlychen samt Ambulanz, war von Arbeit erdrückt und kam ja immer nur in seiner Pause zwischen zwei und vier Uhr ins KZ, zum Verbinden ... Er hätte Hohenlychen rigoros verlassen, sich als 1. Lagerarzt im KZ Ravensbrück melden müssen, um rund um die Uhr für seine Versuchsoffer dazusein, ihnen seine volle menschliche und klinische Betreuung zukommen zu lassen ... Dass er die Versuche hätte strikt ablehnen, Gehorsam und Loyalität verweigern müssen – etwas, das er noch nie in seinem Leben getan hatte –, das ist

dem Arzt 1946 nicht möglich zu denken. Noch steckt der Gehorsamsbazillus in ihm.

Die Erkenntnis, dass er sich eines der schwersten Verbrechen schuldig gemacht hat, nicht eines Verbrechens gegen *die* Menschlichkeit, sondern gegen sechzig einzelne Menschen – Frauen, so jung wie seine Frau, mit einem Verstand und Gefühlen wie sie und er selbst –, diese Erkenntnis wird noch einige Haftjahre brauchen, um alle Schutzschichten und Gehorsamsverkrustungen zu durchstossen. Erst wenn vom Soldaten-Wir nichts mehr übrig ist, wird der Arzt seine Schuld in ihrer ganzen Dimension erfassen – und seine Approbation zurückgeben.

Helena und Stanislaw, die «Kaninchen» des Spätherbstes. Ein Heiliger Abend

Im Herbst 1942 sind die Menschenversuche im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück in vollem Gange, ist Dr. Fischer samt Unbehagen noch mittendrin, wenn auch zunehmend ersetzt durch Dr. Stumpfegger, Himmellers Leibarzt.

Die Eingriffe, denen am Ende fünfundsechzig polnische Frauen zum Opfer gefallen sein werden, etliche gleich mehrere Male, lesen sich wie die Bilanz eines endlosen Horrors: Knochenoperation an beiden Beinen, operativ erzeugte Muskelinfektion, Muskeloperation ohne Infektion, Muskeloperation und Einschnitt am Bauch, intramuskuläre Einspritzung mit anschließender Operation.

Schon mit ihrer Lagereinweisung wurden die polnischen Frauen zu Nummern degradiert; nun, als Versuchsob-

jekte, schrumpfen sie zusätzlich zu Chiffren auf den Gip-
sen, den Bandagen: 1 TK, K 2, T 2, C 1, 1 A, PT 3, M 40...
Immer neue «Versuchskaninchen» schluckt der OP-Saal,
und stets wiederholt sich das Muster: Antreten in Reih
und Glied, Vergleich von Namen und Nummern auf der
Liste der Oberaufseherin, die ungeheure Lähmung,
wenn man den eigenen Namen hört, Abmarsch ins Re-
vier, umringt von einem Kordon bewaffneter SS-Män-
ner, der Empfang von Oberheusers Thermometer, das
Bad, rasierte Beine, OP-Hemden, eine Beruhigungs-
spritze, eine schlaflose Nacht.

Die ersten Operierten wurden bereits in ihren Block zu-
rückgeschickt, mit offenen Wunden auf verlauste Stro-
säcke umquartiert, um Platz für die nächsten Opfer zu
schaffen. Der Versuchs-Schrecken hat das ganze Lager
erfasst: Angstvolle Blicke treffen die polnischen Häft-
linge, Blicke, die zur Hinrichtung Freigegebenen gelten.
Die Polinnen, längst zermürbt und hilflos verloren in
dieser fremden, nach Tausenden zählenden Menge, se-
hen keinerlei Rettung für sich.

Am 23. November ist die Reihe an Helena Hegier und
Stanislawa Czajkowska, auf sie warten Muskeloperatio-
nen. Als Helena aus der Narkose erwacht, nimmt sie ihre
Umgebung zunächst wie durch einen Nebelschleier
wahr. Sie wird von Brechreiz geschüttelt, jede Bewegung
zieht einen unerträglichen Schmerz in den Beinen nach
sich. Und plötzlich sieht sie sich wie eine Fremde:

«Vor ganz kurzer Zeit, gestern noch, war ich gesund
gewesen, und nun lag hier auf dem Bett jemand an-

ders, ein machtloser, verstümmelter Körper. Gehörte er mir? Wer hat das getan und warum ... Warum? Mir dröhnte der Kopf-nicht nachgeben, nicht zusammenbrechen! Der reissende Schmerz in den Beinen machte sich alle paar Augenblicke bemerkbar. Trotz quälender Neugier fürchtete ich, sie anzusehen. Was hatte man mit ihnen gemacht, wie sahen sie wohl aus – so verlängerte ich den Augenblick der Ungewissheit. Vielleicht hatte ich gar keine Beine mehr? Vielleicht hat Professor Gebhardt sie in die Aktentasche gepackt und mitgenommen? Die Ungewissheit wurde quälend. Das Fieber sprang in die Höhe, die Wangen brannten und die Augen starrten beharrlich an die Stelle, wo unter der Decke die schmerzenden Beine lagen. Dann warf ich die Decke ab und erblickte die blutüberströmten Unter- und Oberschenkel. Nur ein Verband bedeckte die frischen Wunden. Was hatte man dort angestellt? Würde das nie jemand erfahren? Von diesem Augenblick an war ich zum Symbol M-IV-B geworden ... Es interessierte hier niemanden, was diese Frauen dachten, fühlten und ob sie litten ... ‚Kaninchen‘ können nicht denken, fühlen, können nicht leiden.»³⁴

Durch die Verbände tropft das Blut, und bis in den Abend zeigt sich kein Personal. Helena hat das Gefühl, auf glühendem Stahl zu liegen. Unter ihrem Körper sieht sie geschwollene, blaurote Kloben. Die Wunden bluten ununterbrochen, der Schmerz treibt ihr Tränen in die Augen.

Auch die Mitoperierten leiden, werfen sich im Fieber auf den Betten hin und her. Und jede quält, sobald sie das Bewusstsein erlangt, eine Frage, die niemand beantwortet: Warum?

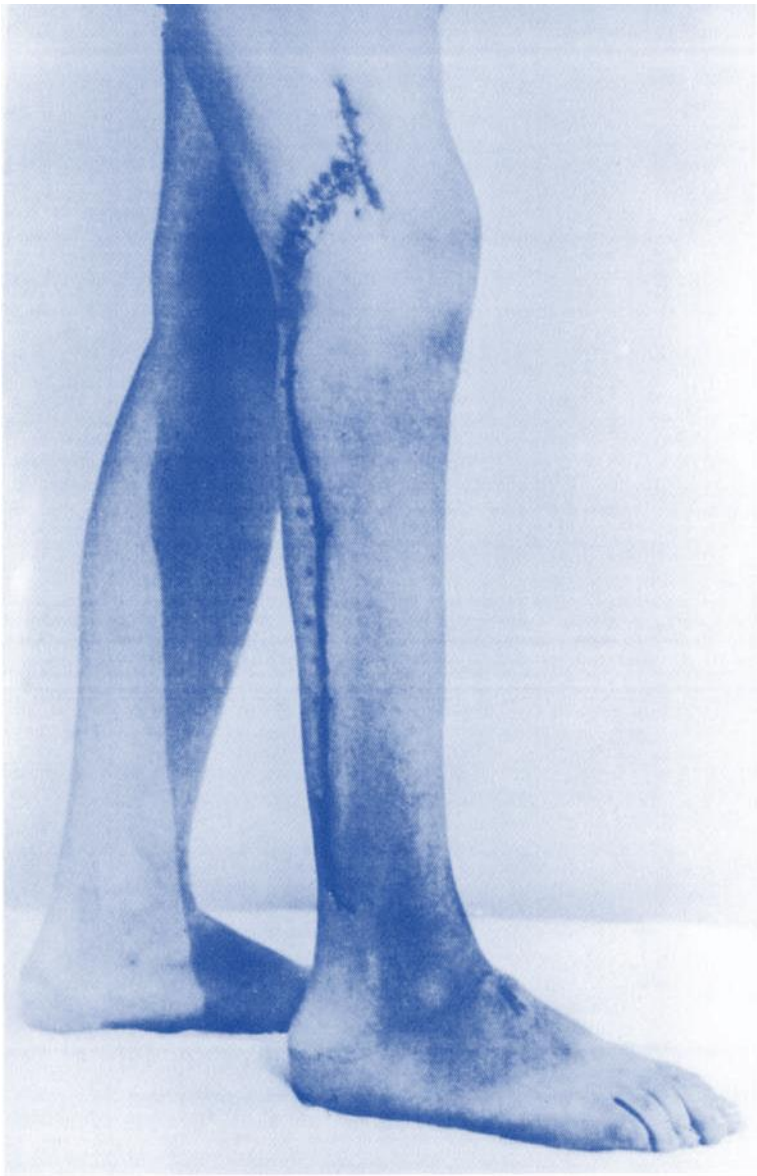
Bei Stanislaw Czajkowska bildet sich wildes Fleisch, andere Beine schwimmen im Eiter. Nachts bleiben sie allein mit ihren Schmerzen, ihrem Durst, dem Stöhnen der Leidensschwester. Die Gruppe im Nachbarzimmer wurde mit Spritzen infiziert. Als die Frauen aus der Narkose erwachten, war das Bein lediglich ohne Gefühl. Sie konnten nichts feststellen, keine Wunde, hatten nur einen kleinen Einstich unterhalb des Knies. Noch in der Nacht stieg ihr Fieber, begannen die Beine von den Zehen bis zum Becken zu schwellen. Bei manchen färbte sich plötzlich die Haut oberhalb des Knöchels schwarz. Einige Tage später werden die durch Spritzen Infizierten in den Operationssaal geschoben; danach sind ihre Unterschenkel bandagiert, die Schmerzen sehr stark, bluten sie. Sie bekommen Injektionen von Dr. Oberheuser – stets nur von ihr persönlich –, und nun nassen und eitern die Beine auch. Verbunden werden sie nachmittags, von einem grossen, blonden Arzt; wenn eine vor Schmerzen schreit, erhält sie eine Narkose.

Im Dezember 1942 wird das Sulfonamid-Programm beendet, das «Versuchsmaterial» den Lagerärzten übergeben. Die Knochenoperationen unter Dr. Stumpfegger laufen weiter. Bereits Ende November liegen neben Stanislaw Czajkowska vier Frauen, die nicht aus Polen stammen:

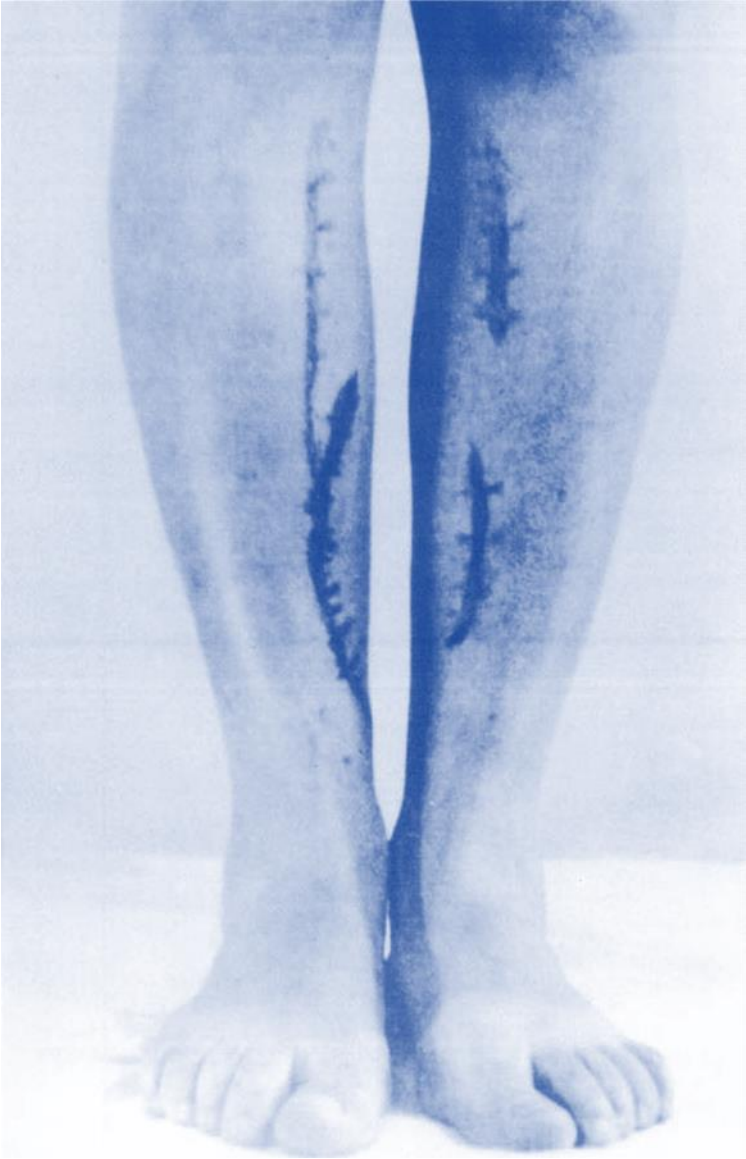
«Plötzlich wurde das leise Stöhnen übertönt von einem langgezogenen Schrei, in dem unheimliche Verzweiflung, Schmerz und Auflehnung lagen. Ich erlangte mein Bewusstsein zurück, begann mich umzuschauen und zu fragen. Während meiner Operation hatte sich unser Zimmer sehr verändert: Doppelstockbetten waren hineingestellt worden und nun waren alle diese Betten belegt.

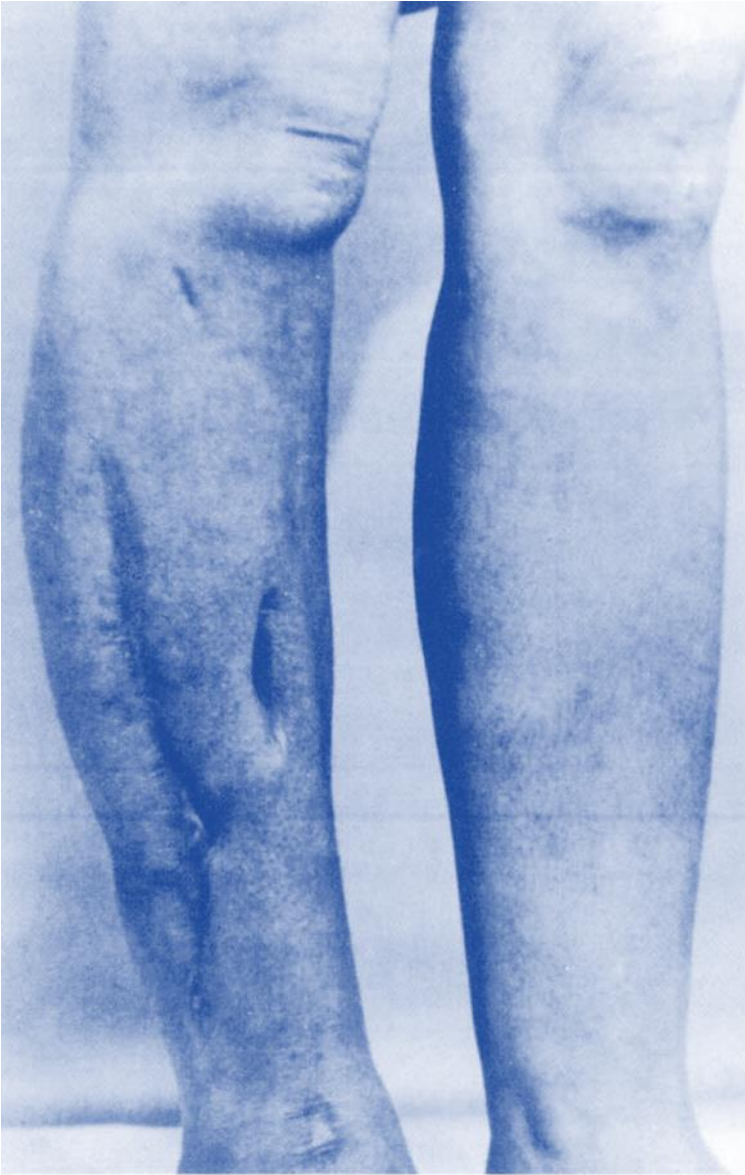
Die am vorigen Tag operierten Kameradinnen erzählten mir, in unser Zimmer seien Geistesgestörte gebracht worden. Die Frau, die so schrie, war eine Tschechin aus Lidice. Die Deutschen hatten das Haus angezündet, in dem sich ihre kleinen Kinder noch befanden, die schrien, doch man erlaubte ihr nicht, sie zu retten. Manchmal hatte sie Augenblicke, in denen sie klar Fragen beantwortete. Sie sprach ununterbrochen von den Kindern und wollte sie retten. In einem Winkel sass eine kleine, verkrampte Frauengestalt. Sobald sich jemand ihr näherte, schreckte sie zurück und verdeckte die entsetzten Augen, sie zitterte vor Angst. Es war eine Jugoslawin, deren Mann und Sohn man vor ihren Augen erschossen hatte. Und in der gegenüberliegenden Zimmerecke lag eine Russin, mit der man sich überhaupt nicht verständigen konnte – sie sprach ununterbrochen mit sich selbst, und aus ihren Worten ging hervor, dass man sie in Eis gepackt und sie sich dabei erkältet hatte. Sie hatte am ganzen Körper Erfrierungen. Sie lag nackt da und wickelte sich alles, was sie hatte, um den Kopf. Und schliesslich eine alte Deutsche, ein ‚grüner Winkel‘,













14 Helena Hegier-Rafalska 1994



15 Stanisława Czajkowska-Bafia 1994



16 Wladislawa Karolewska-Lapinska 1994

sie hatte Operationsnähte an den Beinen, sah und hörte schlecht. Auf alles, was ihr Bewusstsein erreichte, reagierte sie, indem sie mit schriller Stimme ‚Heil Hitler!‘ schrie ...

Ich fühlte mich schlecht, hatte höllische Schmerzen und begann, meine Beine zu betasten, beide lagen bis zu den Lenden in Gips. Eine Bewegung war unmöglich. Mir liess der Gedanke keine Ruhe, warum man wohl die Frauen gemeinsam mit uns untergebracht hatte – Geisteskranke wurden doch im KZ nicht behandelt... Sollten wir alle, sie und wir, zur Vernichtung bestimmt sein?

Mir war schlecht und vor allem mein linkes Bein schmerzte wahnsinnig... Wenn man doch nur einen Augenblick schlafen und aufhören könnte, zu fühlen, zu denken ... Ich steckte den Kopf unter das Kissen, doch jeder Versuch, einzuschlafen, wurde durch den Schrei einer dieser armen Frauen verhindert. Abends stieg bei uns allen das Fieber, einige redeten irre. Die Tschechin sprang immer häufiger auf, um ihre Kinder zu retten. Bei ihrem Schrei begann die Jugoslawin zu weinen, die Russin schrie, sie friere am Kopf, und lauter als alles war die schrille Stimme ‚Heil Hitler‘. . .»³⁵

Am Morgen nach dieser grauenvollen Nacht werden zwei der in den Wahnsinn Getriebenen operiert. Die Jugoslawin wird gleich vom OP-Saal ins «Sterbestübchen» geschoben; Häftlingsschwestern erkennen bei der Toten Verletzungen an der Wirbelsäule.

Die Russin folgt ihr später nach, und auch die anderen beiden – als «unwertes Leben» offenbar für Stumpfegers Extremversuche auserwählt – kehren nicht ins Krankenzimmer zurück. Später liegen noch zwei junge russische Mädchen, die den Verstand verloren haben, im Revier; auch sie sind von Vornherein zum Sterben verurteilt.

Helena und Stanislawka aber haben ihr Dasein als «Versuchskaninchen» mit dieser schmerzlichen Operation längst nicht überstanden, obwohl die Wunden heilen, allmählich vernarben: Statt in ihre Baracken entlassen zu werden, kommt jede von ihnen noch viermal unter ein deutsches Skalpell, wird später im Abstand von jeweils zwei Wochen eine der Wunden wieder geöffnet, rollt man sie mit noch längeren Operationsnarben in ihre Betten zurück.

Weihnachten 1942 ist das Revier voller polnischer Häftlinge. Am Heiligabend wird das Essen früher ausgeteilt als sonst. Ärzte und Schwestern wünschen einander noch ein glückliches Fest, dann leert sich die Station, bleibt nur eine Blaue Schwester zurück und etwas Häftlingspersonal. Irgendwann klopft es leicht ans Fenster. Eine der Operierten kriecht zum Riegel, schiebt ihn zurück, durchs Fenster huscht Helenas Freundin. Für einen kurzen, unbewachten Moment eilt sie von Bett zu Bett, spricht den Frauen Mut zu, streichelt sie. Dann verschwindet der Weihnachtsengel, wie er gekommen ist: Auf Helenas Bettdecke bleibt eine kleine Torte zurück – zwei eisern vom Mund abgesparte, mit Margarine bestrichene Scheiben Kastanienmehlbrot und ein Kaninchen obendrauf, aus Marmelade.

Durchhalten, überleben, nicht die Hoffnung verlieren! Als es still ist auf dem Flur, versuchen die Eingeschlossenen, sich mit Erinnerungen aus der Verlassenheit zu reißen, erzählen einander von ihrem ersten Kuss, dem schönsten Weihnachtserlebnis ... In die stockdunkle, nach Eiter stinkende Wirklichkeit zieht eine ferne, längst vergessen geglaubte Welt ein.

Doch in der Nacht steigt das Fieber, holt quälender Durst sie ein; im Revier ist niemand mehr, der den unbeweglich Liegenden einen Schluck aus der Wasserkanne reichen könnte, mit der man sie eingeschlossen hat.

Als das Stöhnen zunimmt, kriecht ein junges Mädchen unter höllischen Schmerzen von Bett zu Bett, um ihren Leidensschwestern den Durst zu löschen. Aus seinem Gips strömt Blut, lässt überall im Zimmer Pfützen zurück. Spuren der Nächstenliebe. In dieser Heiligen Nacht verschlechtert sich der Zustand des Mädchens, es schreit und wirft sich im Fieber herum. Doch das Mädchen Pelagia Michalik wird noch zweieinhalb KZ-Jahre durchstehen – und unmittelbar nach der Befreiung sterben, an den Folgen einer barbarischen Knochenoperation.

Im SS-Lazarett Hohenlychen herrschen Christenstimmung und eine üppige Festbeleuchtung – der Reichsführer SS persönlich ist angekommen. Heimlich besucht er seine Nebenfrau samt arischem Nachwuchs (beide in Gebhardts Obhut befindlich, die nächste Frucht seiner Manneskraft zeichnet sich schon ab), doch offiziell eilt er von Bett zu Bett, teilt Apfelsinen aus, drückt tapfere Soldatenhände. Seinem Freund Karl hat er als Geschenk

einen neuen Impuls seines medizinischen Sachverständes mitgebracht – Gelenke sollten nun bald transplantiert werden, ihr junger Landshuter Kamerad mache sich darüber bereits kluge Gedanken ...

Die erste Auflehnung. Wechsel der Lagerärzte und neue Experimente

Lebensrettende Geheimbriefe

Die Januar- und Februarwochen des Jahres 1943 verbringen die meisten der geschundenen Frauen im Krankenrevier. Noch einmal hat man drei «Neue» aus den Warschauer und Lubliner Sondertransporten zu Knochen-Operationen geholt, die Zahl der polnischen «Versuchskaninchen» erhöht sich damit auf einundsiebzig. Die Frauen leiden noch immer unter starken Schmerzen, sind erschöpft und seelisch schwer angeschlagen. Mit jedem der unausweichlichen Blicke auf ihre Beine versagt die Vorstellung, sich jemals wieder laufen zu sehen. Die politischen Nachrichten, die zu ihnen hereindringen, sind nach wie vor niederschmetternd, und auch die Gerüchteküche, die im Lager brodeln, entgeht ihnen nicht: Statt einer Hinrichtung, so flüstert es sich durch die Baracken, habe man die Polinnen zu Experimenten begnadigt; wer überlebe, dem drohe keine Gefahr mehr ... ein Gerücht, das ihre Ohren wie ein Hoffnungsglöckchen streift. Doch auch von Geld ist die Rede, das man ihren Verwandten gezahlt habe – das aber riecht zu sehr nach Streukiste der SS, das glauben zum Glück nur wenige. Die Bakterien-Experimente scheinen tatsächlich auszu-

laufen. Der grosse blonde Arzt taucht nur noch selten auf, der gefürchtete Gebhardt überhaupt nicht mehr. Nur die schrecklichen Knochen-Operationen setzen sich fort.

Herta Oberheuser, die Fischer längst am Bändel hat, verspricht sich von dieser Versuchsserie mit Stumpffeger und seinem Assistenten keinen Karriere-Schub. Ihr Eifer lässt sichtbar nach – damit wächst auch die Bereitschaft zum «Abspritzen». So verpatzt sie bei der jungen Izabela Rek die Narkose – beim Erwachen im Krankenzimmer leidet Izabela an Erstickungsanfällen. Ihr Gesicht färbt sich blau, worauf die Lagerärztin die Räder des Bettes löst, um es ins «Sterbestübchen» zu schieben. Izabela entgeht dem Tod, weil zwei der bereits vor längerem Operierten sich weinend und schreiend am Bett festklammern und Oberheuser daraufhin verunsichert das Zimmer verlässt. Sofort nach deren Abgang brechen die Mithäftlinge der blau angelaufenen Freundin mit einer Gabel den verklemmten Kiefer auf und ziehen ihr die Zunge aus der Kehle.

Auch Helena und Stanislawka liegen noch immer auf der Krankenstation, mit offenen Wunden. Ende März werden sie in den Block zurückgebracht, dort müssen sie laufen lernen wie Kinder. Anfangs fehlt ihnen die Kraft zum Stehen, zeigt sich die erschlaffte Beinmuskulatur ausserstande, selbst die kleinen, ausgezehrten Körper zu tragen. Von ihrer Rückkehr in den Block an braucht Helena Hegier ein halbes Jahr, um sich ohne Krücken fortbewegen zu können, die Schülerin Stanislawka ist noch schlechter dran: Eine ihrer vier Wunden hört nicht auf zu eitern – das Schienbein des rechten Unterschenkels

ist infiziert, der Eiter sondert mehrmals Knochensplitter ab. Monate nach ihrer letzten Operation schwillt das Bein plötzlich blaurot an, Stanislawka muss zurück ins Krankenrevier. Dort entfernt ihr eine russische Häftlingsärztin einen weiteren Knochensplitter; erst ein Jahr nach Abbruch der Versuche beginnt die Wunde sich zu schliessen und hinterlässt am rechten Unterschenkel eine tiefe Einbuchtung.

Im März '43 geschieht etwas, womit niemand gerechnet hat: Acht Frauen aus den «Sondertransporten» werden hingerichtet, darunter auch zwei der Operierten! Die letzteren versucht die SS, klammheimlich loszuwerden, nur durch Zufall erfahren die Gefährtinnen im Krankenrevier von ihrem Tod: SS-Sturmbannführer Suhren, der neue Lagerkommandant, der nach einem halben Jahr «Grundausbildung» im KZ Sachsenhausen letzten November an Kögels Stelle trat, taucht plötzlich persönlich in einem der Krankenzimmer auf. Zwei Namen ruft er auf – den Operierten wird mitgeteilt, ihre Entlassung stünde bevor. Die polnischen Frauen sind misstrauisch. Einerseits ist da das Gerücht von der Begnadigung der «Versuchskaninchen», es steckt auch ihnen in den Köpfen; andererseits aber sind noch nicht einmal die Wunden der beiden verheilt, und jede im Lager weiss, dass nur Gesunde entlassen werden. Polinnen waren übrigens noch nie darunter ... Am Nachmittag kommt dann eine Sekretärin der Kommandantur mit einem Entlassungsformular. Die beiden jungen Frauen lesen ihre Namen darauf und die Anweisung, sich in Lublin zu melden! Ist es blinde Verzweiflung, die sie plötzlich der SS gegenüber so arglos macht? Nach einem tränenreichen

Abschied schleppen sich zwei Glückliche in die Baracke, packen ihre Lagerutensilien ...

Wenige Tage später entdeckt eine polnische Mitgefangene, die mit den «Entlassenen» im gleichen Bereich arbeitete, ein Stück Papier mit den Namen der beiden: Hinter jedem befindet sich ein Kreuz, ein Datum und der Vermerk «Gestorben an Herzversagen» ...

Die Nachricht durchläuft das Krankenrevier wie ein Mündungsfeuer! Heimlich durchstöbert nun eine Polin, die in der Registratur arbeitet, das Sterbebuch. Sie muss nicht lange suchen, um die beiden Namen zu finden, das Datum, die Kreuze, den Vermerk «Gestorben an Herzversagen».

Nun ist allen klar, dass die Operationen keine Rettung vor der Exekution bedeuten! Das plötzliche Bewusstsein, dass jede von ihnen täglich das gleiche Schicksal ereilen kann, verwandelt Schwäche und Ohnmacht in Wut. Jetzt werden sie also dreifach bestraft: Erst die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft im KZ, dann der Missbrauch zu medizinischen Experimenten und nun trotzdem noch der Tod? Nach Monaten regelrechter Lähmung finden die polnischen Frauen endlich die Kraft zum Widerstand. Wenn sie sterben sollen, dann ohne Verstümmelung ihres Körpers!

Jetzt auch beginnen sie, die eisige Logik der SS zu begreifen: Man wird sie beseitigen, in jedem Fall, denn nun sind sie nicht mehr nur Widerstandskämpferinnen, sondern auch Zeugen schwerer Kriegsverbrechen – sie haben nichts mehr zu verlieren ...

Als Mitte März eine Polin zu ihrer dritten Knochen-Operation abgeholt wird, weigert sie sich so lange, bis die Oberaufseherin sie zum Kommandanten bringt. Der

fragt lapidar, ob sie sich der Konsequenzen bewusst sei – die Polin bejaht. Daraufhin werden am nächsten Morgen gleich fünf zum Revier befohlen, und nun verfassen sämtliche «Kaninchen» eine Petition an den KZ-Kommandanten, in der sie gegen ihre Operationen protestieren, sich auf den internationalen Kriegsgefangenen-Status berufen.

So bewundernswert der Todesmut der polnischen Frauen im Frühjahr 1943 ist – es wäre sträflich naiv, anzunehmen, mit der gehörigen Portion Mut, Willensstärke und Zusammenhalt liesse sich eine deutsche KZ-Führung zur Einhaltung von Menschenrechten hinreissen. Und ganz sicher wären sie – wie jeder aufsässige KZ-Häftling – nach dieser Aktion auf dem Prügelbock gelandet, im Strafblock beziehungsweise Bunker oder wegen Rebellion von der SS über den Haufen geschossen worden ... wären sie nicht die Versuchsoffer eines Mannes, der im Frühjahr 1943 bereits Oberster Kliniker der Waffen-SS und – trotz Verrohung bis zum Mord – noch immer um sein internationales Renommee besorgt ist.

Dass die tapferen polnischen Frauen (in überwiegender Mehrheit) das KZ Ravensbrück am Ende überleben, haben sie tatsächlich ihrem eigenen Widerstand zu danken, einer Form jedoch, die genau auf Gebhardts Renommee zielt und über die in diesem turbulenten Frühjahr '43 noch nicht einmal alle «Kaninchen» Bescheid wissen – den Geheimbriefen!

Seit Monaten bereits wandern geheime Nachrichten aus dem Lager, vorwiegend durch Häftlingsärzte, welche die Experimente sehr genau beobachtet haben. Zu «Hauptfunkern» jedoch werden im Januar des Jahres vier «Ka-

ninchen», die – streng konspirativ zunächst – eine Geheimbrief-Aktion von hohem Raffinement starten. Ausgegangen sind sie von der einzigen Möglichkeit eines Kontaktes mit der polnischen Heimat, den offiziellen Lagerbriefen, die jeder Häftling einmal pro Monat schreiben und empfangen darf.

Diese vorgedruckten Briefbögen sind prinzipiell in der Sprache der Herrscher auszufüllen und unterliegen – das gilt selbstverständlich auch für Rückantworten – einer strengen Zensur. Doch kam den vier verzweifelten Frauen die Erinnerung an alte Pfadfinderspiele, kam ihnen jene Geheimtinte in den Sinn, die ihnen selbst im KZ zur Verfügung steht – der Urin. Unsichtbar zunächst, gibt das Papier durch heisses Bügeln seine Geheimschrift preis ...

Der Anfang war das schwerste: Einen Code zu finden, der die Lieben daheim überhaupt auf die Existenz einer zweiten Nachrichten-Ebene aufmerksam macht.

Das klappte schon bei einem der ersten, einem jener vier Januar-Briefe, die parallel zueinander das Lagertor passierten. Seitdem floriert die Nachrichtenübermittlung ... Sie wird sich bald ausweiten, in den Methoden verfeinern und bis zum Juni 1944 ohne grosse Unterbrechung anhalten – jenem Monat, da die Ostfront das Generalgouvernement erreicht und dort das Postwesen zusammenbricht. Bis dahin wird es den polnischen Frauen gelungen sein, die entscheidenden Informationen ins Ausland zu schmuggeln: die Namen sämtlicher Operierter, die Arten der Versuche, Hinrichtungen, die aktuelle Lagersituation.

Zunächst quetschen sie den Text zwischen nichtssagende deutsche Zeilen, dann entdecken sie die Innenfläche des Briefumschlages als Nutzfläche; später gelingt es über eine polnische Mitgefangene, die in Hohenlychen arbeitet, einige unkontrollierte Briefe in polnischer Sprache mit der öffentlichen Post abzuschicken.

Unfreiwillig unterstützt auch die Kommandantur den geheimen Postverkehr: Seit 1943 genehmigt sie aufgrund der katastrophalen Versorgungslage im KZ den Empfang privater Lebensmittelpäckchen. Sieht man davon ab, dass höchstens jedes vierte seinen Empfänger erreicht, der grosse Rest in den Spinden und Hamsterlagern der SS verschwindet, so *geben* diese Päckchen mit ihren doppelten und dreifachen Böden einfallsreiche Rückmelde-Möglichkeiten ab.

Die Geheimpost hat zuallererst einen psychologischen Effekt: Sie überwindet die Lähmung der über Monate gequälten Frauen. Sie handeln endlich, und mit dem ersten geheimen Rückzeichen wissen sie, dass sie nun nicht mehr spurlos vom Erdboden verschwinden werden. Ihr Hauptziel ist jedoch, die internationale Öffentlichkeit zu alarmieren, um darüber die Menschenversuche zum Stoppen zu bringen – eine Überlegung, die im Fall der Ravensbrücker «Versuchskaninchen» tatsächlich aufgeht:

«Der erste Widerstand», heisst es in einem Geheimbrief vom 24.3.43, «gegen die Willkür ... der erste. Am 12.3. wurden wieder fünf gesunde Häftlinge zur Operation gerufen. Die Gerufenen leisteten Widerstand. Gewalt wurde ihnen gegenüber nicht angewandt. Am

14.3. traten alle Operierten vor der Oberaufseherin an, sie verlangten eine Erklärung, mit welchem Recht man die Versuchsoperationen an politischen Häftlingen durchführe bzw. ob dies im Strafurteil vorgesehen sei. Die Oberaufseherin forderte, die Sache dem Lagerkommandanten vorzulegen ... ohne Nachricht.»³⁶

Hinkend, die Gipsbeine durch Krücken entlastend, schiebt sich im März 1943 ein Zug von einem halben Hundert polnischer Frauen zur Kommandantur, um eine Petition abzugeben. Zentimeter um Zentimeter arbeiten sie sich die Lagerstrasse entlang; die völlig Gehunfähigen werden von jenen geschleppt, die man nun das erste Mal zur Operation bestellt hat, deren Beine somit noch heil sind.

Der Kommandant lässt sie nicht vor, doch erstaunlicherweise bleibt auch jede Strafe aus. Was die mutigen «Kaninchen» nicht wissen: Sie haben einen Sturm entfacht, der hinter den Kulissen tobt. Während der nächsten Tage läuft Suhrens Telefon heiss, besteigt SS-Gruppenführer Gebhardt an der Ostfront eine Luftwaffenmaschine Richtung Deutsches Reich. Denn so gewalttätig und unberechenbar sich der oberste Herrscher von Ravensbrück den Häftlingen auch präsentiert – innerhalb der SS-Hierarchie ist Sturmbannführer Fritz Suhren ein kleines Licht, und diese Nichtigkeit lässt der grosse Gebhardt ihn nun spüren. Prompt reagiert der Chirurg auf die Hinrichtung zweier «Versuchskaninchen», verlässt die Ostfront, an der er das im Winter völlig zusammengebrochene Sanitätswesen von Wehr-

macht und SS wieder auf die Beine stellen hilft. Gebhardt macht sich auf den direkten Weg zu Himmler, um sich von ihm die Zusicherung zu holen, dass keine der polnischen Versuchspersonen von Suhren mehr «verschickt» wird. Es ist keineswegs Schamgefühl, das ihn zu diesem hastigen Aufbruch treibt, sondern eine Nachricht, die ihn schon im Februar erreichte und ihm seither schwer im Magen liegt: Die Sulfonamid-Experimente sind inzwischen nicht nur in Polen bekannt, sondern auch in England, in der Schweiz; die Nachricht sorgt «für eine gewisse Beunruhigung» ... Selbst über den Londoner Rundfunk soll davon berichtet worden sein, und immer fällt dabei der Name Gebhardt. Er, der berühmte Wiederherstellungschirurg, ist international diskreditiert, und eines steht fest: Jeder Tod dieser operierten Polinnen bleibt an ihm hängen! Dazu kommt, was Gebhardt seinem Landshuter Freund gegenüber nicht ausspricht, jedoch täglich an der Front sieht: Die militärische Lage hat sich dramatisch verschlechtert. Wer weiss, vor welchen Richtern sie einmal stehen ...

Nach Himmlers Zusage, jede weitere «Verschickung» zu unterbinden, bestellt Gebhardt sofort SS-Brigadeführer Glücks zu sich nach Hohenlychen, dazu den Ravensbrücker KZ-Kommandanten Suhren. Mit Suhren verhandelt er nicht, den donnert er zusammen und teilt ihm Himmlers Anweisung mit.

Aufgeschreckt durch die unerwartete Zuspitzung, bricht der Hohenlychener Chefarzt nun jeden Kontakt zu Ravensbrück ab: Fischer ist ohnehin bereits draussen, Stumpfegger hat noch sechs «Spanentnahmen» vor sich (jenen Polinnen zugehört, die mit ihren gesunden Beinen die Kameradinnen zur Kommandantur schleppen

konnten), auf die muss er verzichten! Gebhardt kappt das gesamte restliche OP-Programm. Und dazu gehört auch Himmlers Weihnachtswunsch – die Gelenk-Transplantationen, auf die Stumpfegger sich bereits klinisch vorbereitet. Ja, auch der Reichsführer SS muss jetzt zurückstecken – es wird alles gestrichen! (Als Trost bleibt Himmler der blutrünstige Rascher, den Gebhardt zwar ebenfalls «unter die Faust» zu bekommen versucht, dem er jedoch, als das misslingt, die nötigen Apparate zuschanzt.)

Die frohe Botschaft, dass die Operationen eingestellt werden, darf Dr. Oberheuser den polnischen Frauen überbringen. Karl Gebhardt aber tritt nun die Flucht an, eine Flucht nach vorn, in die grösstmögliche Öffentlichkeit: Zwei Monate später, im Mai 1943, findet in der Militärärztlichen Akademie Berlin die 3. «Arbeitstagung Ost der Beratenden Fachärzte» statt, eine jener umfangreichen Konferenzen, über die seit 1940 die medizinischen Bereiche von Wehrmacht, SS und dem zivilen Sektor gleichgeschaltet werden. Zwischen dreihundert und vierhundert Kollegen nehmen jeweils teil – neben hohen Militärärzten auch Kapazitäten aus dem Zivilbereich; für Öffentlichkeit ist also gesorgt. Gebhardt arrangiert, dass seine Ravensbrücker Sulfonamid-Experimente im Mittelpunkt der Tagung stehen. Spezialist Fischer bereitet den fachlichen Teil vor, er selbst übernimmt den Rahmen, die Atmosphäre.

Gebhardt geht mit dem Ziel in die Tagung, seinen Menschenversuchen das Kriminelle zu nehmen. In seiner einleitenden Ansprache betont er gleich zweimal, dass er die volle klinische Verantwortung für diese Versuchsrei-

he trage. Er bemängelt die Tatsache, dass solche Versuche an KZ-Häftlingen durchgeführt werden, schwächt aber zugleich ab, es handele sich hierbei um zum Tode verurteilte Polinnen, die durch diese Versuche ihrer Hinrichtung entgehen (von Freiwilligkeit spricht Professor Dr. Gebhardt nicht).

Der fachliche Vortrag obliegt dann Dr. Fischer, der offen über die Operationen spricht, anhand von Tabellen die jeweilige OP-Technik beschreibt, die Unterschiede der Bakterienkulturen und Sulfonamid-Gaben, den Krankheitsverlauf, die Heilung. Und Fischer klammert auch die Todesfälle nicht aus ...

So unverblümt offen hat das Heikle noch niemand formuliert, dazu so wissenschaftlich seriös verpackt. Gebhardts Rechnung geht auf: Dem Vortrag schliesst sich eine Diskussionsrunde an, bei der eine Menge fachspezifischer Differenzen zur Sprache kommen – ethische Einwände nicht. Keiner der Anwesenden nimmt irgendeinen Anstoss an dieser Art Menschenversuche, nicht einmal der grosse Sauerbruch ... Im Gegenteil: Als ein halbes Jahr später in Hohenlychen die grosse Fete zum zehnjährigen Bestehen der Klinik steigt, erweist der erlauchte Geheimrat – neben etlichen Nazi-Grössen – seinem Schüler Gebhardt die Ehre seines Kommens.

Das Ravensbrücker Verbrechen (die barbarischen Knochen- und Muskel-Versuche blieben wohlweislich unerwähnt) hat nun viele Mitwisser. Das erleichtert, und Gebhardt kann zudem einen fachlichen Renommee-Gewinn verbuchen, wenn auch nur im nationalen Rahmen: Die Resultate der Sulfonamid-Experimente werden im

Anschluss an die Tagung als Richtlinien für alle deutschen Ärzte gedruckt.

Ein winziger Wermutstropfen nur trübt den eleganten Schwung, mit dem der Oberste Kliniker die Kurve nimmt: Einer begabten polnischen Häftlingsfrau, die Fischer bei der Anfertigung seiner Tabellen behilflich war, bot Gerhardt an, sie aus dem KZ herauszuholen und – über den Weg der Volkstumszugehörigkeit – in seine Hohenlychener Klinik zu übernehmen. Die junge Polin lehnte ab – sie will keine Deutsche werden.

Die «Isolierstation»

Im Sommer und Frühherbst 1943 wechseln in Ravensbrück die Lagerärzte. Herta Oberheuser gelingt im Juni der ersehnte Sprung nach Hohenlychen, in eine saubere Klinik, in der sie zunächst eine Kinderstation übernimmt. Der 1. Standortarzt Schiedlausky verlässt das Frauenlager im August, um über die kurze Zwischentappe Natzweiler ins KZ Buchenwald zu wechseln. Dort malträtiiert er Häftlinge bis zur Befreiung des Lagers. Sein Nachfolger in Ravensbrück aber wird Dr. Trommer, der wiederum genügend KZ-Erfahrung aus Flossenbürg mitbringt. Auch der Dritte im Mörderbund, Dr. Rosenthal, verschwindet in diesem Sommer. Doch weder steigt er auf, noch wechselt er – Unter Sturmbannführer Rosenthal wird verhaftet und aus der SS ausgestossen! Nicht wegen seiner Morde, sondern weil er die deutsche Volksgemeinschaft bestohlen hat, genauer gesagt, die SS. Pelze und Juwelen hat er aus dem Häftlingsbestand

entwendet, einen schwunghaften Handel damit betreiben, ein aufmerksamer SS-Mann hat ihn gemeldet. Doch bei Rosenthal kommt eines noch erhärtend hinzu: Beteiligt am Schmuggel war wieder seine Geliebte, jene Dame, mit der es lange trieb, mit der er gern abtrieb und noch lieber «abspritzte». Und da sie ein Häftling ist, hat er auch die Ehre der SS besudelt. Ein sadistisches Paar wird entzweit. Die Geliebte kommt nach Auschwitz, Rosenthal zunächst in ein Berliner Zuchthaus. Dort wird mit ihm kurzer Prozess gemacht, das Urteil: acht Jahre Lagerhaft. So landet er als Häftling im KZ Sachsenhausen, wo er sich prompt zum Systemgegner hochstilisiert, vor allem 1945, als das Lager befreit wird.

Neue Ärzte kommen. Manche ertragen das «Milieu» nicht und verschwinden rasch wieder, andere bleiben und graben sich tief in das Gedächtnis der Überlebenden von Ravensbrück ein. Denn ab Mai 1943 nehmen die «Verschickungen in andere Lager» rapide zu, mitunter legt sich ein süßlicher Geruch auf die Baracken, und bald schon spricht sich herum, dass Ravensbrück nun ein eigenes Krematorium hat.

Was sich zunächst nicht herumspricht: Das KZ Ravensbrück hat seit Mai 1943 auch eine eigene Gaskammer. Jene Baracke, die sich «Isolierstation» nennt – nicht zu verwechseln mit einer gleichen Namens, die im Lagergelände liegt und infizierte Kranke beherbergt. Die «Isolierstation» hinter der Mauer ist unsichtbar für Häftlinge und nur durch eine besondere Tür zu erreichen (später, in der Phase des Massenmordes, wird aus der Tür ein kleines Tor), von der SS, mit speziellem Schlüs-

sel. Sie hat einen Vorraum, eine Leichenhalle und drei als Duschräume getarnte Gaskammern mit einem Fassungsvermögen von jeweils achtzig bis hundert Menschen ... Ein Minimodell von Auschwitz also – Ravensbrück ist kein Vernichtungs-, sondern ein Arbeitslager. Und auf dem «Selektionsprogramm» stehen neben Jüdinnen und Zigeunerinnen, für die bereits von der Führungsspitze die «Endlösung» beschlossen wurde, nur jene, die als Sklaven nicht mehr brauchbar sind, weshalb die SS sie nicht länger durchzufüttern gedenkt – Alte, Schwache, Kranke.

Nicht auf dem «Selektionsprogramm» stehen prinzipiell Angehörige feindlicher Streitkräfte, so zum Beispiel die gefangenen Russinnen von der Roten Armee; da ist die SS pingelig, für die gilt der Kriegsgefangenenstatus, auch wenn man sie ihrer Uniformen beraubt hat.

Schiedlauský selbst hat die Einweihung der Anlage noch mitvollzogen, die ersten Vergasungen kontrolliert und aufgeatmet, als alles lief: Nun sind die Zeiten umständlicher Transporte nach Bernburg vorbei, nun lässt sich effektiver, weil gleich vor Ort, aussondern. Die Industrie fordert immer mehr Arbeitskräfte, und zwar voll einsetzbare, das Lager platzt aus den Nähten; am meisten aus den Nähten aber platzt das Revier mit täglich fünfzehnhundert Kranken im Schnitt! Das wird sich ändern. Von nun an wird rasch entschieden, wer wieder herstellbar ist und wer nicht...

Noch bevor die effektivste Methode des «Platzschaffens» entwickelt ist, muss Schiedlauský wechseln. Seinen Part teilen sich nun der neue Standortarzt und Rosenthals

Nachfolger Dr. Treite, der die «Auslese» im Revier übernimmt.

Im Herbst 1943 läuft die Mordaktion bereits in deutscher Ordnung ab. Damit sich kein SS-Weib verplappert, heisst die Vergasungsanlage prinzipiell «Isolierstation», und die süsslichen Rauchschwaden verlegt Suhren nun bevorzugt auf die Zeit vor Mitternacht.

Um die Todeskandidatinnen herauszufiltern, gibt es zwei einander ergänzende Methoden. Die erste lässt der Aufseherin einen grossen Spielraum: Argusäugig beobachtet sie, wer schlapp wirkt beim Arbeiten oder beim Appell; die entsprechende Häftlingsnummer wird auf einem Block notiert. Zwei- bis dreimal pro Woche werden derartige Nummernsammlungen bei der Oberaufseherin abgegeben. Wiederholt sich eine Nummer, taucht gar mehrfach auf, so landet sie samt dazugehörigem Namen auf einer Sonderliste. Über die gleiche Methode werden in internationalen Blocks Jüdinnen aufgespürt, und neben den Schwachen kommen immer auch ein paar «Arbeitsfaule» und «Aufsässige» auf den Zettel.

Der zweite Weg ist der systematischere, und der läuft übers Krankenrevier: Die Blockältesten melden für gewöhnlich beim Morgenappell ihre Arbeitsunfähigen. Nun sucht eine Aufseherin (bevorzugt ein SS-Lehrling) die Ahnungslosen auf ihren Barackenpritschen auf, wenn die Mitbewohner des Blocks schon im Arbeitsprozess sind. Man bringt sie ins Revier zur Untersuchung. Und hier spielt nun SS-Obersturmführer Treite den Sensenmann: Oft genügt schon ein Blick, und die Entscheidung ist gefallen. Wird eine Patientin von Treite «abge-

setzt» beziehungsweise «abgeschrieben», so macht die Aufseherin mit Rotstift ein Kreuz hinter dem Namen – die Alte, Kranke oder Schwache darf wieder in den Block zurück. Die provisorischen Listen mit den roten Kreuzen aber wandern nach vorn ins Lagerbüro. Dort widmet sich eine SS-Sekretärin den «Abgesetzten». Ordentlich tippt sie die Namen auf eine maschinengeschriebene Liste, die sich allmählich füllt. Sind zweihundertfünfzig bis dreihundert Todeskandidatinnen beisammen, so werden in der «Isolierstation» die Zyklon-B-Dosen bereitgestellt.

1943 sind es am Tag etwa drei bis zehn Häftlinge pro Baracke, die von Dr. Treite «abgesetzt» beziehungsweise von einer Aufseherin mit argusäugiger Spontaneität erfasst werden. Jüdinnen und Zigeunerinnen sind meist in speziellen Baracken zusammengefasst – sie werden vor ihrer Vernichtung keinem Arzt vorgestellt, bei ihnen gilt schon die «minderwertige Rasse» als Todesurteil.

Zwei- bis dreimal wöchentlich geht die «Isolierstation» in Betrieb, geht dem Mord jeweils ein makabres Täuschungsmanöver voraus: Die selektierten Häftlinge müssen zunächst vor ihren Baracken antreten. Dort erklärt die Aufseherin den Ahnungslosen, es ginge jetzt auf Transport, in ein anderes Lager – zuvor jedoch würden sie noch einmal geduscht und entlaust... Auf dem Appellplatz sammelt sich dann die gesamte Gruppe, es erscheinen die Oberaufseherin, der Lagerkommandant oder Schutzhaftführer sowie einer der Lagerärzte. Nach der bewährten Methode von 1941 teilt die Oberaufseherin in einer kurzen Ansprache mit, sie kämen, aufgrund ihres Gesundheitszustandes, jetzt in ein besseres Lager.

Begleitet von einer zehnköpfigen SS-Wachmannschaft zieht die Kolonne ab ...

Durchorganisiert und geordnet geht es weiter: Im Vorhof der «Isolierstation» warten die Häftlinge in Fünferreihen; jeweils ein Drittel – die Beschichtungsmenge einer Gaskammer – wird in den Vorraum geschickt, zum letztmaligen Entkleiden. Damit keine Unruhe aufkommt, wird jedem Opfer ein Stück Kernseife und ein Handtuch verabreicht, danach das «Schlachtvieh» vorsortiert: Jede Frau muss am Arzt vorbei, der ihr Gebiss prüft. Werden Goldzähne oder Kronen sichtbar, malt er ihr mit Ölfarbe einen Strich auf den Arm.

In die Decke der Gaskammer sind duschenähnliche Metallblenden eingelassen, aus denen tatsächlich für ein paar Sekunden Wasser fließt. Dann strömt das Gas aus, dessen leises Zischen bis in die Ohren der SS-Leute dringt, die durch ein schmales, längliches Fenster dem qualvollen Sterben ihrer Mitmenschen zuschauen. Unbeeindruckt von brüllender Todesangst, dem panischen Sichineinanderkrallen und Kratzen an der Tresortür warten sie, bis keiner der ausgemergelten Körper mehr zuckt, sich aufbäumt. Nach drei bis fünf Minuten wird das Gas abgestellt, fährt der Blick des Lagerarztes prüfend über den Leichenteppich, prüft der Blick des KZ-Kommandanten nach.

Sobald das Gas abgesaugt ist, tritt das Leichenkommando in Aktion, etwa fünfzehn Häftlinge aus dem benachbarten Männerlager, die – streng abgeschirmt von allen anderen Gefangenen – ausschliesslich dem Isolierblock zugeteilt sind. Auf ihren Rücken schleppen sie die toten Frauen den Gang entlang und werfen sie auf einen

Tafelwagen, um sie, mit einer Plane abgedeckt, ins Krematorium zu fahren; mit Ausnahme derer, die noch gefleddert werden, der mit Ölfarbe Gekennzeichneten. Sie kommen zunächst auf einen gesonderten Haufen und werden erst abtransportiert, nachdem die Zahnärzte der SS ihnen das Edelmetall aus dem Mund gebrochen haben.

Das Morden läuft wie am Fließband: Ist eine Gaskammer «bestückt», wird der Kleiderberg im Vorraum zur Desinfektion auf einen Handwagen verladen. Und noch bevor im hinteren Teil der Baracke das letzte Zahngold in einem Behälter verschwunden ist, werden schon die nächsten hundert Menschen in den Vorraum getrieben

...

1943 läuft die Mordmaschine zunächst unauffällig an. Doch allmählich durchziehen Gerüchte das Lager: Der Rauch aus dem Schornstein des Krematoriums soll von Häftlingen stammen, die draussen, hinter der Lagermauer, vergast würden. Etwas Genaues weiss niemand, und auch nicht, wer das Gerücht in Umlauf gebracht hat. Doch springt die Angst von Baracke zu Baracke. Und immer häufiger verwandeln sich die dunklen Ahnungen einer Kolonne mit dem Betreten des Vorhofs der unbekanntenen «Isolierstation», mit dem unmittelbaren Anblick des Krematoriums in eine Panik auslösende Gewissheit, dass ihnen die unmittelbare Ermordung bevorsteht. Mit welcher Brutalität die Verzweiflungsausbrüche erstickt werden, die Reibungslosigkeit wiederhergestellt wird, beschreibt eine SS-Aufseherin, die im Herbst 1943 in Ravensbrück ihre «Ausbildung» absolviert:

«Zunächst weigerten sich die Häftlinge, sich auszuziehen, da sie vermuteten, dass man sie umbringen wollte. Ebenso weigerten sich die Häftlinge, die Gaskammern zu betreten. Dabei wurden die Opfer mit Fäusten, Kolbenschlägen, Stiefelritten der SS-Aufseherinnen und SS-Männer gewaltsam in die Gaskammern getrieben. Manche Aufseherinnen hatten Knüppel bei sich oder Peitschen und schlugen damit auf die unbedeckten Häftlinge ein.

Bemerkenswert möchte ich noch, dass auch Hundeführerinnen ihre Hunde auf die Häftlinge hetzten, um damit den Widerstand derselben zu brechen. Es ist selbstverständlich, dass die Hunde die nackten Häftlinge gebissen haben und die Opfer vor ihrem Tode grosse Qualen erdulden mussten.»³⁷

Suhrens Rache

Der Lagerkommandant lässt nicht nur kaum eine Vergasung ohne persönliches Dirigat verstreichen, er hat auch noch eine Rechnung offen: Die unvergessene Abkanzelei, die er im Frühjahr durch Himmlers Intimus hat hinnehmen müssen, reizt ihn zu einem Nachspiel, weckt ein Rachegefühl, das lange anhält und endlich befriedigt sein will. Auch hat er die Rebellion nicht verdaut, die Rebellion von Untermenschen, die er straflos hat schlucken müssen. Niemals wird er das einfach so stehenlassen! Die aufsässigen Polinnen geschlossen umzubringen oder der Gaskammer zu übereignen, wagt der

KZ-Kommandant nicht, das würde ihn mit Sicherheit die Stellung kosten. Doch unangetastet wie heilige Kühe wird er sie auch nicht lassen; eine Straflektion muss sein, und der Chirurgen-Krösus ist weit, hat nie wieder nach seinen Versuchstieren gefragt...

Im Krankenrevier ist seit dem Sommer ein regelrechtes Experimentierfieber ausgebrochen, und als SS-Sturm-bannführer Suhren zehn Polinnen auf die OP-Liste setzt, kann er sicher sein, keinen fragenden Blick zu ernen-ten; von den alten Lagerärzten, die Zeugen seiner Schlappe waren, ist niemand mehr da.

Das Revier hat sich längst zu einem Krankenhaus aus-geweitet – mit Operationstisch, Röntengeräten, einem Labor, einer vergrößerten Ordination; mit einem gynä-kologischen Bereich und der «schmutzigen Chirurgie», in der uninteressante Furunkel und Abszesse die SS-Ärzte belästigen, erfrorene Zehen oder angefaulte Extremitä-ten zu amputieren sind. Im grossen OP-Saal dagegen lässt sich trefflich experimentieren – zum Ausbau hand-werklicher Fertigkeiten, zum Zwecke der Habilitation ... Der Versuchswütigste von allen ist Dr. Treite, ansonsten für Selektionen zuständig. Er probiert sich zunächst an der Struma, wofür er Revierboten sämtliche Baracken abgrasen lässt, um ausreichend geschwollenes Material zur Verfügung zu haben. Danach kommt der Blinddarm dran, die Krampfadern, Leistenbrüche, etwas Gynäkolo-gie. Die erwählten Häftlingsfrauen lassen sich wissent-lich operieren – teils, weil sie tatsächlich entsprechende Beschwerden haben und auf Linderung hoffen, teils, weil sie dankbar sind, ihrer überfüllten Baracke für we-nigstens ein paar Tage in ein sauberes, eigenes Bett ent-

fliehen und einmal richtig ausschlafen zu können, statt sich zu schinden und stundenlang Appell zu stehen. Niemand stirbt bei diesen Operationen, einige gehen für die Patientinnen sogar glücklich aus. Die einmal gewonnene Routine lässt Treite 1944 dann zu komplizierteren Eingriffen übergehen. Später transplantiert er eine Nebenniere – mit doppelt tödlichem Ausgang – und macht sich über Mägen her, deren Besitzerinnen fast alle nach der Operation den Tod finden.

Sein Versuchseifer wirkt ansteckend auf die zahlreichen, nun häufig wechselnden SS-Ärzte. Die aufsässigen Polinnen werden von KZ-Kommandant Suhren im Herbst 1943 zwei Ärzten zugeschanzt – Wittmann und Klimek –, die das Frauenkonzentrationslager zwar nur für kurze Zeit frequentieren, doch merkwürdigerweise genau an jenem Thema interessiert sind, mit dem Monate zuvor Stumpfegger in Ravensbrück Schrecken verbreitete: den Knochen- und Muskeloperationen.

Das Merkwürdige daran ist, dass Stumpfegger beim grossen Eklat im März abrupt die «Spanentnahmen» für seine Habilitation unterbrechen musste und die drei einander gut kennen. Nicht auszuschliessen, dass hier ein kleiner Komplott mit dem Kommandanten vorliegt, doch bewegt sich das schon im Reich der Spekulation und ist am Ende ohne Bedeutung für jene polnischen Häftlingsfrauen, die nun den Horror, an dem sie noch immer leiden, ein zweites Mal über sich hereinbrechen sehen.

Die SS hatte sie in den letzten Wochen weitgehend in Ruhe gelassen. Dr. Oberheuser schrieb, bevor sie nach Hohenlychen entschwand, sämtliche Operierte noch kaltblütig «gesund und arbeitsfähig», ganz gleich, ob eine

Laufen konnte oder noch auf dem Strohsack festlag, ob die Wunden verheilt waren oder offen. Die tschechische Blockälteste hat für die «Kaninchen» schliesslich Innendienst erkämpft, sie dürfen seitdem als Strickerinnen arbeiten. Und selbst mit dem Sitzen haben etliche Probleme: Die Beine schlafen ihnen ein, Narben brechen bei kleinsten Bewegungen auf, bluten und eitern.

Am 15. August 1943, es ist ein Sonntagnachmittag, taucht plötzlich eine Lagerpolizistin in der Baracke auf, in der Hand eine Liste mit zehn Namen, darunter die von Wladislawa und ihrer Schwester Helena Piasecka, die bisher von allen Operationen verschont blieb. Unterzeichnet ist die Liste vom zuständigen Büro für Arbeitsverteilung: Die zehn sollen sich unverzüglich ins Revier begeben, zur Untersuchung für eine Arbeit in der Fabrik. Schon das Wort «Revier» lässt die inneren Alarmglocken schrillen – und wieso Aussenarbeit, die «Sondertransporte» sind doch gesperrt für Arbeiten ausserhalb des Lagers? Angst kriecht herauf, die polnischen Frauen weigern sich, ins Krankenrevier zu gehen.

Kurz nachdem die Lagerpolizistin unverrichteterdinge abgezogen ist, wird plötzlich über das gesamte Lager eine Blocksperrung verhängt, werden alle flanierenden Häftlinge von der Lagerstrasse getrieben. Nur der Block 15 nicht, in dem die «Kaninchen» hausen – ihnen wird befohlen, vor ihrer Baracke Aufstellung zu nehmen! Der ganze Vorgang wirkt zutiefst beunruhigend, mit zugeschnürter Kehle formieren sich zweihundert Polinnen zu Fünferreihen.

Dann kommt die Oberaufseherin Binz angerauscht, flankiert von einem Kordon weiblicher Lagerpolizei.

Den zehn auf der Liste wird das Vortreten befohlen – sie stellen sich vor der Barackenwand auf wie zur Hinrichtung und teilen der Oberaufseherin mit, sie zögen den Tod jeder weiteren Operation vor!

Dass für neue Experimente keine Anweisung von ganz oben vorliegt, macht die Oberaufseherin, eine im Lager allseits gefürchtete Bestie, unsicher; der Mut und Stolz der Polinnen lässt sie einen Moment lang tölpelhaft ratlos herumstehen. Dann baut sie weiter auf List, spielt Verblüffung und fordert die zehn auf, ihr nach vorn zum Büro zu folgen, um sich dort anhand eines Schriftstückes zu überzeugen, dass es um nichts als eine Arbeitsuntersuchung gehe ...

Vor dem Büro warten die Mädchen – die Binz wechselt vom Büro in die SS-Kantine, in der Kommandant Suhren sich befindet. Irgendwann kommt eine polnische Mitgefangene den Flur entlang, raunt ihnen zu, die beiden sammelten in der Kantine SS-Männer ... Also doch! Panisch laufen die Polinnen zu ihrem Block zurück, verstecken sich im Gewimmel von zweihundert Häftlingen.

Und nun macht die Binz Ernst: Brutal zerrt sie mit Hilfe ihrer Polizeitruppe die zehn «Versuchskaninchen» aus der Menge – beim Rausfiltern helfen ein paar Kriminelle, die mit einem Zusatzstück Brot belohnt werden.

Dann wird doppelt bestraft! Wegen Meuterei kommt der gesamte Block 15 drei Tage in den strengen Arrest: Die Fensterläden werden vernagelt, so dass die Blockinsassen drei Tage im Dunkeln ausharren müssen, ohne Nahrung und frische Luft. Die Augustsonne knallt auf das Barackendach, und beim ersten Appell nach diesen drei Tagen fallen die Ausgetrockneten reihenweise um.

Schlimmer noch ergeht es Wladislawa Karolewska, ihrer Schwester und den anderen acht Aufsässigen: Wegen Befehlsverweigerung werden sie zunächst in den Bunker gesperrt – je fünf in eine lichtlose Einzelzelle unter der Erde. Am Nachmittag des darauffolgenden Tages holt die Binz Wladislawa heraus, die Frechste als erste. Sie wird den Gang entlanggeführt und hinter einer Eisentür dem 1. Lagerarzt Dr. Trommer übergeben. Trommer schiebt die zierliche Polin eine Etage höher, in eine Zelle mit Bettgestell, und fragt unvermittelt, ob sie ihre Einwilligung zu einer kleinen Operation gäbe. Wladislawa lehnt kategorisch ab und begegnet jeder Bagatellisierung des geplanten Eingriffs mit strikter Verweigerung und dem Hinweis, dass sie eine politische Gefangene sei und ohne ihre Zustimmung nicht operiert werden dürfe ... Ein Disput zwischen Opfer und Täter in französischer Sprache, er mündet in einen Gewaltakt. Denn als die Polin es ablehnt, sich aufs Bettgestell zu legen, geht der Arzt wütend hinaus. Ihm folgend, sieht Wladislawa in der Zelle schräg gegenüber zwei fremde Männer in OP-Gewändern sowie eine «Braune Schwester», die eine Spritze aufzieht; sie ist entschlossen, sich bis zum Äussersten zu verteidigen:

«Kurz darauf kam Trommer mit zwei SS-Männern zurück. Einer sagte zu mir, dass ich in die Zelle gehen solle. Ich weigerte mich und dann zwang er mich hinein und warf mich auf die Bettstelle. Dr. Trommer packte mich am linken Handgelenk und zog meinen Arm zurück. Mit der anderen Hand versuchte er, mich

zu knebeln, indem er einen Lumpen in meinen Mund stopfte, da ich schrie.

Ein SS-Mann nahm meine rechte Hand, und einer hielt meine Füße fest. Unfähig, mich zu bewegen, bemerkte ich, dass jemand mir eine Einspritzung zu geben versuchte. Lange verteidigte ich mich, dann wurde ich schwächer und schwächer. Ich hörte noch, wie Trommer sagte ‚Die ist fertig‘.»³⁸

Als Wladislawa Karolewska am nächsten Morgen das Bewusstsein wiedererlangt, stecken ihre Beine in eisernen Schienen, sind mit blutigen Verbänden bedeckt von den Zehen bis zum Becken. Sie liegt noch immer im Bunker, die Füße verdreckt, man hat sie gleich dort operiert. Sie hat wahnsinnige Schmerzen, hohes Fieber und befindet sich in tiefer Verzweiflung.

Nach etwa zehn Tagen wird das Opfer ins Krankenrevier gerollt – nachts –, dort machen sich die SS-Ärzte im Laufe der nächsten Wochen noch dreimal über die Beine ihres Feindes her. Sie infizieren sie, entfernen die Knochenleiste vom rechten Unterschenkel, schaben und verpflanzen Späne vom linken Schienbein, experimentieren im Knochenmarkkanal.

Helena Piasecka setzt sich ebenfalls mit aller Kraft gegen ihre Peiniger zur Wehr, schlägt den SS-Arzt Trommer ins Gesicht und nennt ihn einen Banditen. Als sie im Evipan-Dusel durch den Bunkergang gerollt wird, erkennt sie auf einer Tragbahre noch schemenhaft ihre bewusstlose Schwester, die Schleim erbricht. Helena Piasecka wird der Äther gleich übers Gesicht gekippt, dann

widerfährt ihr das gleiche Schicksal wie Wladislawa: Auch ihre Beine landen blutdurchtränkt in Metallschienen, es gibt kein Morphinum gegen die wahnsinnigen Schmerzen, und nach einer zweiten Operation pendelt ihre Fieberkurve zwischen 41 und 42 Grad, schwimmen die Beine wie die ihrer Schwester bald in Eiter. Im Revier wird sie noch einmal operiert. Ein unbekannter Assistenzarzt aus Hohenlychen kommt dazu, und nach dieser Operation ist das rechte Bein eingegipst bis auf das Mittelstück, eine heftig blutende Wunde. Nur fünf der zehn in den Bunker Gesperrten fallen den Experimental-Heroen diesmal zum Opfer, die anderen kommen mit dem Schrecken davon. Nach vollzogener Folter machen sich die Herren aus dem Staub; im Revier bleiben fünf polnische Frauen zurück, die erneut qualvolle Monate brauchen, bis sie wieder gehfähig sind.

Wladislawa Karolewska, die als «Versuchskaninchen» insgesamt sechs Operationen über sich ergehen lassen musste, bleibt noch einmal ein halbes Jahr bettlägerig, kann die Beine nicht strecken, sie kaum bewegen. Sie werden irreparabel geschwächt bleiben und immer wieder anschwellen.

Ihre Schwester Helena Piasecka liegt zunächst bis Weihnachten fest im Bett. Dann kommt Dr. Treite und befiehlt ihr aufzustehen:

«Ich fiel und mein Bein brach noch einmal. Einige Tage darauf wurde mein Bein auf Anordnung Treites geröntgt. Ich habe die Röntgenaufnahmen nicht gesehen, Dr. Treite brachte sie in das SS-Revier und Isa

Sicinska, eine Polin, hörte, wie Trommer sagte, es sei fürchterlich, so eine Operation zu machen und er verstehe nicht, wie jemand gehen könne, wenn ihm so wenig Knochen im Bein übrigblieben. Das Schienbein war an der operierten Stelle nur noch 3 mm dick ... Ich bekam wieder Fieber und Knochenstücke kamen aus der noch immer offenen und eiternden Wunde heraus; jeden Monat durchleuchtete Treite mein Bein.

Ich war im Revier und auf Block 9 während eines ganzen Jahres. Ich fing allmählich wieder zu gehen an. Ich bediente mich zweier Stöcke und konnte nur sehr schlecht gehen. Im Februar 1945 kamen wieder Knochenstücke aus meinem Bein heraus, sowie Eiter und ich bekam wieder Fieber. Ich blieb im Bett auf Block 9. Eine polnische Krankenpflegerin gab mir 20 Phosphattabletten und 3 Kalziumspritzen, Treite hatte diese Behandlung angeordnet.»³⁹

KZ-Kommandant Suhren hat noch einen zweiten Teil seines Strafexzesses in petto: Am 23. September 1943 lässt er polnische Widerstandskämpferinnen aus den «Sondertransporten» hinrichten; unter ihnen vier jener Frauen, die ein Jahr zuvor den Sulfonamid-Versuchen ausgesetzt waren.

Die meisten der zu Versuchszwecken missbrauchten Polinnen sind so jung, dass sie noch gar nicht richtig gelebt haben. Nun, nach diesen neuerlichen Exekutionen, müssen sie endgültig davon ausgehen, dass keine von ihnen nach Hause zurückkehren wird. Sie sind überzeugt, dass die Deutschen diesen Krieg verlieren werden, und überzeugt davon, dass sie selbst die Befreiung nicht mehr er-

leben. Sie wollen ohne Angst und aufrecht in den Tod gehen. Und so verfassen sie zum Jahresende 1943 ein Testament, das auf geheimnisvollem Weg hinaus in die Welt gelangt. Darin verfügen sie, dass bei der Verwendung der Kriegsentschädigungen, die Deutschland eines Tages für Polen wird zahlen müssen, auch ihr Wille berücksichtigt wird: Eine Schule mit erstklassigen Pädagogen soll gegründet werden, in der man Mädchen und Frauen heranzieht, die dafür kämpfen sollen, dass nie wieder ein Krieg und nie wieder grausame Menschenversuche zugelassen werden ...

Massensterben und Massenmord. Niedergang der Barbaren

Vom Sterbestübchen zur Sterbehalle

Im letzten Ravensbrück-Jahr passieren etwa siebzigtausend Neuankömmlinge das Lagertor. Das ist mehr als der gesamte bisherige Häftlingsbestand zusammen. Und ein untrügliches Zeichen für Deutschlands Niedergang. Denn der grösste Teil der nun Herangeschleppten sind Evakuierte aus Lagern – meist östlich gelegenen –, die fluchtartig geräumt werden mussten. Das Elend, das einzieht, erhöht die Sterbeziffern rapide und ist doch zugleich Bote eines unaufhaltsam scheinenden Rückzugs deutscher Truppen. Noch im Januar 1944 unterstehen der KZ-Kommandantur etwa fünfzehntausend Häftlinge. Bereits als Überfrachtung empfunden, nehmen sie sich ein Jahr später im Rückblick als eher beschauliche Menge aus. Kalt werden sie von der SS sortiert – in Nutzmaterial und überflüssige Esser, die letzteren entweder gleich hinter die Lagermauer oder an entferntere Orte «verschickt».

So gehen im Februar '44 zwei grosse zur Vernichtung bestimmte Transporte mit Jüdinnen und Tbc-Kranken nach Auschwitz, ein weiterer Zug mit achthundert Arbeitsunfähigen nach Lublin. Umgekehrt treffen im Februar mehr als tausend Französinen und Massen von Evakuierten aus Riga und Majdanek ein.

Das KZ Ravensbrück wird Verladerrampe und Auffangbecken für Europas verschleppte Frauen, wird Umschlagplatz und Mordmaschine. Die einsatzfähigen Neuen werden der Rüstungsproduktion rund ums Stammlager zugeführt beziehungsweise in eines der zahlreich rotierenden Nebenlager weitergeleitet. Der Rest bleibt so lange im Massengewahrsam, bis Plätze fürs Himmelfahrtskommando vakant sind. Da nun das «Tausendjährige Reich» apokalyptisch wankt, seine Statthalter dennoch nicht auf Beute verzichten wollen, verkehrt sich die Ordnung beim Platz-Schaffen in Chaos: Acht Wochen nachdem die «Selektierten» in Lublin eingetroffen sind, wird das Lager geräumt und nach Ravensbrück evakuiert. Tausende ausgemergelter Gestalten treffen in Ravensbrück ein (von den achthundert «Selektierten» kehren allerdings nur zwölf zurück, die anderen wurden bereits getötet oder nach Auschwitz weitertransportiert). Und gegen Ende des Jahres 1944 kommen dann mehr als zehntausend Frauen und Kinder aus Auschwitz-Birkenau, die tagelange Fussmärsche in eisiger Kälte hinter sich haben und völlig erschöpft sind. Sie alle werden in hastig zusammengezimmerte Baracken gepfercht – eine Lagererweiterung, die Himmlers ehemaliges Musterlager in einen riesigen Slum verwandelt. Und der niedergeschlagene Warschauer Aufstand im August 1944 spült weitere zwölftausend polnische Frauen und Kinder ins Lager – freiwillig Evakuierte, die dem Aufruf der Wehrmacht folgten, sich vor den Russen am anderen Weichselufer «unter deutschen Schutz» zu begeben, und die nun alles mit sich schleppen, was sie

an Pelzen und Wertsachen besitzen – der SS eine besonders willkommene Beute. Sie werden wie die Häftlinge in die Verwahrlosung eingegliedert, und als auch die letzte, schon dachlose Baracke überfüllt ist, werden Armeezelte aufgestellt.

Mit dem Masseneinfall beginnt der nackte Kampf ums Überleben: Der gestreifte Drillich ist längst ausgegangen, die Neuen erhalten nur noch irgendwelche dünnen Kittel, auch werden die Nummern nicht mehr zentimetergerecht aufgenäht, sondern mit Ölfarbe auf den Ärmel gepinselt. Und mitten im tiefsten Winter gibt es keine Schuhe mehr, keine Socken, kaum Unterwäsche.

Hungersnöte brechen aus, Epidemien. Das halbe Lager wird von Typhus und Ruhr erfasst, Scharlach und Diphtherie sind bald in jedem Block daheim. Selbst vor dem SS-Personal macht der Typhus nicht halt. Auch die noch einsetzbaren Siemens-Sklaven schwinden rapide dahin, so dass Dr. Treite vom SS-Hygiene- Institut ein Impferserum anfordert und im Januar '45 in einer Massenaktion mehr als dreissigtausend Häftlingsfrauen impfen lässt. Ganze Blocks werden nun zu Quarantänestationen umfunktioniert, aus den «Sterbestübchen» werden Sterbehallen. Für die Insassen dieser Baracken kann sich die SS Zyklon B sparen – die Typhus- und Ruhrkranken siechen von allein dahin. Im Block 10 winden sich Tbc-Kranke auf verlausten Strohsäcken, jeweils drei bis vier auf einem, und im Revier, das auf zweitausend Betten erweitert wurde, liegen die Kranken bereits auf dem Fussboden der Vorhalle, etliche sterben beim Warten.

Die Krankenpflege liegt nun schon fast vollständig in den Händen von Häftlingspersonal – Ärztinnen und

Schwestern, die mit winzigen Medikamentenmengen zu helfen versuchen, denn aus der SS-Apotheke, deren Regale mit Spenden des Internationalen Roten Kreuzes gefüllt sind, wird kaum etwas an die Adressaten verschwendet, die ohnehin dem Tod geweiht sind.

Ein SS-Arzt muss an dieser Stelle Würdigung finden, der den Häftlingen als etwas im Gedächtnis bleibt, das ihnen in dieser Mörder-Uniform noch nicht begegnet ist und nicht wieder begegnen wird: Dr. Franz Lucas, ein Mensch, ein Arzt mit Gewissen.

Lucas, bereits mehrere Male strafversetzt, ist unter anderem für den Tbc-Block zuständig. Er führt Visiten mit gründlichen Untersuchungen durch, studiert die Krankenblätter genau und fertigt Röntgenaufnahmen zum Nutzen der Patienten an. Er lässt Lebertran und die nötigen Medikamente an Schwangere und Tbc-Kranke verteilen und verschreibt dem gesamten Block eine der Krankheit angemessene Diät. Zu «selektieren» lehnt der Arzt ab – und wird mit dieser Quertreiber-Position in Ravensbrück nicht lange bleiben.

Doch das Massensterben hält auch Lucas nicht auf. In jeder Baracke haust ein anderes Elend. Ein Leichenkommando wird gebildet, Plattenwagen fahren durchs Lager, auf denen sich tote Frauen wie Holzstücke stapeln, und nachdem der Platz in der Totenkammer nicht mehr ausreicht, säumen verrenkte, bläuliche Glieder den schwarzen Schotterweg...

Der Hunger zehrt die letzten Kraftreserven auf. Bald drängen sich Kinder bettelnd vor den Blocks, durchwühlen Knochenbündel die Abfalltonnen, wird jede Ausgabe

einer noch so dünnen Steckrübenbrühe zum Lebensrisiko des verteilenden Häftlings. Säuglinge, von Rosenthal noch im Einzelkarton in die Heizung gebracht, bleiben vor ihren milchlosen Müttern liegen, bis sie der Hungertod aus ihrem Martyrium erlöst. Dabei könnten gerade sie überleben; seit Dezember '44 treffen kistenweise Pakete mit Kindernahrung vom Roten Kreuz ein: Trockenmilch, Zucker, Haferflocken. Sie werden im Revier I gehortet. Die Alibi-Pröbchen, die Dr. Treite und die «Braune Oberschwester» davon verteilen, helfen keinem Neugeborenen über die ersten Wochen, ihr Schicksal ist besiegelt noch vor dem ersten Schrei. Auch das der Geisteskranken, die von der SS in eine winzige, fensterlose Zelle gepfercht werden; für sie fällt, einmal weggesperrt, kein Bissen Brot mehr ab. In all dem Elend und chaotischen Durcheinander findet die SS noch Zeit und Raum für medizinische Verbrechen, die über das Versuchsstadium längst hinaus sind: Die Zwangsterilisationen nach der «Clauberg-Methode», das Einspritzen einer Lösung – nun Silbernitrat – in die Gebärmutter junger Frauen. Zwei Jahre wurden mit dieser Methode in Auschwitz Jüdinnen unfruchtbar gemacht, deren Arbeitskraft die SS vor der «Endlösung» noch auszubeuten gedachte. Clauberg selbst hatte sich am Ende nur noch selten im Auschwitzer Stammlager blicken lassen, hatte sich ins angenehmere Milieu von Krakau zurückgezogen, dort als erfolgreichster arischer Müttermacher des Deutschen Reiches feiern lassen und sein mörderisches Handwerk an einen Dr. Schumann weitergegeben. Nun, im Januar 1945, taucht Schumann plötzlich in Ra-

vensbrück auf: Um die kostbaren Röntgenapparate vor der Roten Armee in Sicherheit zu bringen, wurden sie samt menschlichem Versuchsmaterial in das Mecklenburger Frauen-KZ ausgelagert. Die überlebenden Opfer von Claubergs Sterilisationen mussten den Fußmarsch zu einer weit entfernten Bahnstation antreten, wurden dort bei eisiger Januarkälte auf offene Güterwaggons verladen; eine mehrtägige Fahrt bei hohen Minusgraden stand den entkräfteten Häftlingen bevor, die viele nicht überlebten. Die Apparate wurden schonender transportiert. Nur ein Quartal vor der Evakuierung von Ravensbrück kommt nun die Zwangssterilisation auch hier über die Häftlingsfrauen. Diesmal sind Jüdinnen aus einem Sommer-Transport und der Zigeuner-Block im Visier: junge Mädchen und Kinder, die jüngsten acht Jahre alt. Qualvoll injiziert, verlassen sie ein «Röntgen-Zimmer», aus dem die Schreie der Hilflosen dringen und zu dem das Häftlingspersonal keinen Zutritt hat. Sämtliche von Schumann sterilisierten Frauen und Mädchen werden nicht lange nach dem Eingriff ins Gas geschickt...

Gas ... Ein Wort, das im Endstadium des Konzentrationslagers die Köpfe sämtlicher Häftlinge besetzt und eine Panik nach der anderen auslöst.

Die SS wird immer nervöser, und was verschwiegen begann, hat sich längst zur offenen Massentötung ausgeweitet. Im Krematorium wird ein zweiter Ofen angebaut. Brutal sortieren Trommer und Treite die Evakuierten-Transporte aus den östlichen Lagern, brutal die Krankenstationen; die Kapazität der lagereigenen Gaskammern ist überschritten. Hastig wird das Jugendlager

Uckermark geräumt, dort im Januar 1945 in aller Eile eine harmlos wirkende Baracke zur Gaskammer ausgebaut.

Von nun an wird schon während des Appells «selektiert»: Körperbehinderte, geschwächt Wirkende, Grauhaarige, Frauen mit Krampfadern und blau gefrorenen Füßen. Dazu Mütter aus Auschwitz und Theresienstadt samt ihren Kindern, denen die SS noch die Häftlingsnummern der Mütter auf die Lumpen gemalt hat. Allein im Februar 1945 werden 3'679 Erwachsene und Kinder in die Uckermark abtransportiert, und auch die Gasanlage hinter der Lagermauer läuft auf Hochtouren weiter.

Doch nimmt auch die Zahl russischer und angloamerikanischer Maschinen, die das KZ und die angrenzenden Siemenswerke überfliegen, von Woche zu Woche zu ...

Wer nicht schon von Schwäche und Krankheit halb dahingerafft ist, versucht verzweifelt zu entkommen, dieses letzte Aufbäumen der Barbaren, von dem niemand weiss, wie lange es währt und welche Ausmasse es noch annimmt, zu überstehen. Nur nicht ausgesondert werden, unauffällig bleiben – vor allem arbeitsfähig! So erschöpft und ausgezehrt die Häftlinge sind, sie müssen einsatzfähig bleiben um des Überlebens willen. Mit gelber Haut und ausgehungert bis zum Wahnsinn, taumeln sie an schwerem Gerät entlang – wer stürzt und liegenbleibt, hat Hundezähne im Gesicht, erhält den «Fangschuss». Zu Skeletten abgemagert, drängen sie sich zum Erdeschaufeln – nur, um möglichst ausserhalb des Lagers zu sein, wenn «selektiert» wird. Sich Schuhe und Socken von Toten anzueignen ist längst Gewohnheit und regelt sich nach darwinistischem Prinzip. Nach den So-

cken ist nun die Identität dran, schlüpfen Vierzigjährige nachts in Drillich und Identität von verstorbenen Zwanzigjährigen, um als jugendliche Arbeitskräfte ihre Überlebenschancen zu erhöhen. Und nicht selten gelingt der Versuch, denn die Herrscher- und Ordnungsrasse beginnt in diesem riesigen Chaos bereits die Übersicht zu verlieren.

Bei Nacht und Nebel

Im Spätherbst 1944 beschliesst die KZ-Kommandantur, mit den Häftlingen aus dem internationalen Widerstand aufzuräumen – ganz gleich, ob die Todesurteile der entsprechenden Behörden noch eintreffen. Ein streng bewachter Block wird eingerichtet und mit dem Kürzel «NN» versehen, das zunächst niemand deuten kann. Doch rasch spricht sich herum, dass es für «Nacht und Nebel» steht, die Insassen der Baracke bei «Nacht und Nebel», also ohne grosses Aufsehen, zu liquidieren sind. Französinnen werden in die Baracke umquartiert, Russinnen, Holländerinnen, Italienerinnen und die beiden polnischen «Sondertransporte». Unter den Gefangenen der «NN»-Baracke befinden sich auch sämtliche polnischen «Versuchskaninchen».

Die Ermordung von Widerstandskämpferinnen wird ins Ausbildungsprogramm der SS-Lehrlinge aufgenommen, das sich inzwischen auf drei Wochen reduziert hat und nur noch auf das Wesentlichste beschränkt – zügellose Brutalität, «Selektion», Mord. Die SS-Jungaufseherin Christel Jankowsky, die zwar ihre Prüfung nur mit «ge-

nügend» besteht, schon bald aber durch barbarisches Abmetzeln von Häftlingen in den Aussenkommandos hervorsteicht, erinnert sich ihrer Ausbildung:

«Uns wurden politische Häftlinge vorgeführt, die aus dem sogenannten ‚NN-Block‘ und dem ‚Strafblock‘ stammten. Diese Häftlinge mussten wir so lange mit Peitschen schlagen oder mit Wasser bespritzen, bis sie bewusstlos zu Boden fielen. Die Häftlinge, die nach diesen Misshandlungen nicht wieder aufstehen konnten, wurden an Ort und Stelle von uns erschossen ... Die Bezeichnung ‚NN-Block‘ heisst ‚Nacht- und Nebelblock‘. Dieser Block wurde so genannt, weil die Häftlinge dieses Blocks nachts aus dem Lager geführt und ausserhalb des Lagers erschossen oder erschlagen wurden. In diesem Block waren nur besondere politische Häftlinge. Im Strafblock dagegen waren politische und kriminelle Häftlinge, die sich irgendetwas ‚zuschulden‘ kommen liessen.»⁴⁰

Da um die Jahreswende 1944/45 auswärtige, zu Hinrichtungskommandos zusammengestellte und mit Alkohol abgefüllte SS-Schützen weitgehend an die Front abkommandiert sind, legt KZ-Kommandant Suhren die Exekutionen in die Hände der Oberaufseherin Binz. Von ihr werden Christel Jankowsky und ihre Mitlehrlinge an der Pistole ausgebildet:

«Zuerst hatten wir Zielunterricht und dann Scharfschiessen. Zu diesem Zweck wurden keine Schusscheiben, sondern politische Häftlinge verwendet, die

von der Lagerleitung ausgesucht wurden. Die Häftlinge mussten an einer Baracke mit dem Gesicht zur Wand Aufstellung nehmen. Danach stellten wir uns ungefähr fünf Meter hinter die Häftlinge und erschossen dieselben mit der Pistole. Dabei mussten wir auf das Genick oder das linke Schulterblatt zielen. Vor dem Erschiessen mussten sich die Häftlinge bis auf einen Teil der Unterwäsche ausziehen. Wurde ein Häftling durch seinen Schützen nicht getötet, so musste der Schütze einen zweiten Schuss auf den Häftling abgeben. Danach wurden mit dem Häftling Wiederbelebungsversuche gemacht. Wenn dabei festgestellt wurde, dass der Häftling immer noch am Leben war, musste der Schütze einen dritten Schuss auf die Brust des Häftlings abgeben. Die Leichen wurden danach in das Krematorium gebracht und verbrannt.»⁴¹

Am Krematorium wartet bereits der SS-Zahnarzt mit seiner Sammelbüchse ...

Prinzipiell wohnen diesen wüsten Abknallereien von Frauen durch Frauen sowohl der KZ-Kommandant als auch einer der beiden SS-Ärzte Trommer und Treite bei. Den letzteren obliegt der Wiederbelebungsversuch, die Prüfung beziehungsweise Feststellung des Todes.

Später, während des Ravensbrück-Prozesses der Briten in Hamburg, wird Treite mit diesen Pistolen- Orgien auf makabre Weise seine Entscheidung für eine «humanere» Todesart begründen:

«Ich erinnere mich, dass viele Polinnen durch Genickschuss getötet wurden. Weil diese Schiesserei völlig

wild vonstatten ging und weil zu befürchten war, dass auch Lebende verbrannt würden, habe ich unter dem Zwang der Verhältnisse für eine anständige Art der Tötung gesorgt. Die war dann die Gaskammer.»⁴²

Mitte Januar 1945 werden etliche Frauen aus dem Warschauer «Sondertransport» zur Zielscheibe übender Aufseherinnen. Drei Wochen später ist dann die Reihe an den «Kaninchen»: Am 4. Februar 1945 schickt die politische Abteilung der Kommandantur der Blockältesten eine Liste, auf der die Namen sämtlicher Operierter stehen und die einiger unversehrt gebliebener polnischer Widerständlerinnen. Am darauffolgenden Tag, so lesen sie, werden sie ins Lager Gross Rosen evakuiert; Gross Rosen aber, wie gut informierte Küchenhäftlinge melden, ist bereits in den Händen der Roten Armee!

Die Frauen stehen schweigend. Starren auf die Nachricht, fassungslos ... Sie haben die entsetzlichsten Experimente überlebt, werden durch tägliche Beinbeschwerden daran erinnert. Sie haben Ende 1943 angesichts des sicheren Todes tapfer ihr Testament verfasst, dann ein weiteres Jahr durchgehalten; ein Jahr, das neue Hoffnung aufkommen liess, sie könnten doch nach Polen zurückkehren, und in dem sie mit Geheimunterricht begannen, wie damals, bevor die Gestapo sie ergriff. Und nun, nach all diesen seelischen Berg- und Talfahrten, sollen sie einfach über den Haufen geknallt werden – kurz vor der sehnsüchtig erwarteten Befreiung?

Das Entsetzen ob Suhrens Infamie erfasst nicht nur den «NN»-Block, es verbreitet sich samt dazugehörender

Nachricht in Windeseile im Lager. In den verschiedensten Baracken beginnen untergrunderprobte Häftlingsfrauen zu beraten, wie man die Polinnen vor dem Tod bewahren könnte.

Im Stammlager Ravensbrück, das zu dieser Zeit einen Menschenbestand von etwa vierzigtausend hat, beginnt an diesem 4. Februar 1945 eine Rettungsaktion, die sich über Monate zieht und wohl einmalig ist in der Geschichte der Konzentrationslager. Die Operierten, in Abwandlung der polnischen Bezeichnung für «Kaninchen» aufgrund ihrer Standhaftigkeit oft «Könige» genannt, sollen so lange versteckt werden, bis die russischen Truppen das Lager erreicht haben! Wann das sein wird, weiss niemand zu sagen. Und: Es ist leichter gesagt als getan – schliesslich handelt es sich nicht um zwei oder drei Frauen, sondern um mehr als sechzig.

Die Polinnen selbst stecken bis tief in die Nacht die Köpfe zusammen. Die russischen Essensverteilerinnen in ihrer Baracke haben ihnen am Abend schon mal eine Zusatzkelle ermöglicht, sie sollen jetzt Kraft sammeln.

Am Morgen des 5. Februar, noch herrscht tiefste Dunkelheit, stehen sie auf dem Appellplatz wie alle, zwischen endlosen, frierenden Blockmassen. Die Oberaufseherin und einige SS-Männer schreiten die Reihen ab, eine Liste in der Hand, und die Polinnen wissen, dass sie auf dieser Liste stehen, dass sie heute ausgemustert werden.

Noch ehe Suhrens SS-Kamarilla den «Nacht- und Nebel»-Block erreicht, startet Teil 1 der Rettungsaktion: Im gesamten Lager geht schlagartig das Licht aus! Verantwortlich für diese zugesagte Stromabschaltung sind rus-

sische Soldatinnen, hochqualifizierte Frauen, die nach dem Abzug der Lagerelektriker an die Front deren Arbeit zugewiesen bekamen.

Unter massenhaftem Raunen, Schreien und den Trillerpfeifen der SS verschwinden die «Kaninchen» in Nacht und Nebel. Tauchen in den verschiedensten Baracken unter, in Tunneln und auf Dachböden, hinter Kleider- und Zementsäcken.

Stanislawa Czajkowska hat eines der unwirtlichsten Quartiere erwischt:

«Es waren viele Verstecke für die Frauen vorbereitet worden während dieser Nacht, unter einer Baracke wurde noch vor dem Appell ein Tunnel ausgehoben. Die Jüngste von uns, die Baschia, und ich, wir kamen in der Baracke der Typhuskranken unter. Diese Baracke war abgesperrt – niemand ging da rein, selbst die Oberaufseherin und der Kommandant nicht, sie hatten ja alle panische Angst vor einer Ansteckung. Die Bedingungen in dieser Baracke waren allerdings höllisch, es gab für jeweils vier, fünf Personen nur einen Strohsack, und diejenige, die noch über die meisten Kräfte verfügte, hat die anderen einfach rausgeschmissen. Es gab kein Essen, kein Bettzeug, keine Wäsche, nicht einmal etwas zum Zudecken. Und alles war kotbeschiert, voller Läuse – es hatte nichts Menschliches mehr.

Die Lagermutter kam ab und zu ans Fenster, versuchte, uns Decken und etwas zum Essen zuzustecken – und so haben wir es dort drin einige Tage ausgehal-

ten. Obwohl es eigentlich nicht auszuhalten war, nur aus diesem starken Drang, das Ende des Krieges zu erleben. Nach ein paar Tagen – meine Decke hatten die Frauen völlig zugeschissen, ich konnte nicht mehr atmen und war am Ende meiner Kraft – sagte ich der Lagermutter, als sie wieder am Fenster auftauchte: ‚Ich kann nicht mehr, ich kann es nicht sehen, kann es nicht aushalten – die SS soll mich erschiessen!‘

Zuerst hat sie versucht, uns klarzumachen, dass es nicht möglich wäre, jetzt aufzugeben und uns erschiessen zu lassen, weil es nicht nur um uns beide ginge, sondern um die ganze Gruppe. Doch man versuchte, für uns ein anderes Versteck zu finden. Und zwei junge Frauen waren gestorben – nicht im Krankenrevier, sondern woanders; inzwischen starben die Häftlinge ja schon in allen Baracken. Eine Norwegerin also und noch eine andere waren gerade gestorben, und nun wechselte man die Nummern, das heisst, die beiden Frauen wurden überhaupt nicht als gestorben gemeldet – wir bekamen ihre Häftlingsnummern und nahmen nun ihren Platz ein.

Ich habe nicht nur Namen und Häftlingsnummer von dieser Norwegerin übernommen, sondern auch ihre Krankheit, sie hatte eine schwere Ohrenerkrankung. Ich musste die Brille der verstorbenen Mitgefangenen aufsetzen und mein Aussehen etwas verändern ...

Ich weiss nicht, wie lange ich in der neuen Baracke war, ich lag mit Baschia oben auf einer Pritsche, und eines Tages, es war Sonntag, fand ein Zählappell statt, und zwar über den ganzen Sonntag. Die

Kranken fragten sich, weshalb es so einen langen Zählappell gäbe, und die Antwort war, dass die ‚Kaninchen‘ gesucht würden ... Dann kamen Aufseherinnen in unsere Baracke, die wollten auch unter den Kranken suchen, ob sich irgendwelche der operierten Frauen drunter befänden. Aus welchen Gründen auch immer – sie kontrollierten nicht so genau, nur alle paar Betten. Und sie sagten immer dasselbe: ‚Zeig deine Beine!‘ Sie kamen auch zu unserem Bett, sahen uns da oben liegen – und gingen weiter. Wir hatten wahnsinnige Angst, waren fast bewusstlos vor Angst – nicht nur um uns, sondern weil wir wussten, dass diejenigen, die uns geholfen hatten, ja auch bestraft würden, falls man uns entdeckte.»

Die Polinnen sind zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen. Sie harren Tage in leeren Teerfässern und unter Wäschebergen aus, kriechen erst hervor, wenn die Sirene zur Nachtruhe geheult hat. Dann finden sie in den verlassenen Magazinen etwas zum Essen vor und ein Sandhäufchen für ihre Notdurft. Manche hocken unter der Erde, um dann auf einen flachen Dachboden zu wechseln; etliche sind in den völlig unübersichtlichen Zelten der Auschwitz-Häftlinge untergetaucht – Wladislawa zum Beispiel, der Kameradinnen für ihre neue Identität eine Auschwitz-Nummer auf den Arm tätowierten.

Zwei der «Kaninchen» haben sich nicht versteckt. Sie sind die (besonders gefährdete) Delegation, die im Namen aller mit dem Kommandanten verhandelt. Mutig und geschickt parieren sie alle seine Finten.

Lassen den brutalen KZ-Schergen toben und zugleich wissen, dass ein soeben auf internationalen Druck hin entlassener Sonderhäftling die Namen aller gesuchten «Kaninchen» mit sich trage und nun umgehend die Weltöffentlichkeit informiere.

Suhren wird ausfällig ob der «Weiberhysterie», faselt von reiner Evakuierung. Und während die ersten Polinnen – gut präpariert mit einer neuen Identität – bereits in Ausenlager geschmuggelt werden, in denen weder vergast wird noch Hinrichtungen stattfinden, spielen die beiden «Parlamentäre» auf Zeitgewinn. Jetzt geht es um jeden Tag, und wer ausserhalb der Lagermauern ist, scheint erst mal gerettet.

Ganz in ihrer Nähe, nur wenige Kilometer hinter der Ravensbrücker Todeskulisse, stehen zwei Männer mit dem Rücken zur Wand, ohne deren Zustimmung der KZ-Kommandant das Äusserste nicht wagt – der Reichsführer SS und sein enger Freund Gebhardt.

Das polnische Todesurteil

Das Verhältnis der beiden «Landshuter Kameraden» hat sich auf eine geradezu symbiotische Weise verquickt. Da ist zunächst der private Bereich – Gebhardts völlige Discretion, mit der er «Häschen Potthast» und ihre beiden Himmler-Kinder verbirgt und betreut. In privaten Fragen ist Gebhardt vom Leibarzt zum Seelsorger des Reichsführers SS mutiert. Und der entlohnt ihn reichlich, schenkt Klinik und SS-Lazarett eine übergebührliche Aufmerksamkeit: Zwei- bis dreimal im Jahr stattet er Hohenlychen selbst einen Besuch ab, ansonsten hilft

er mit finanziellen Sonderspenden und umfangreichen Obstgaben für die verwundeten «Prachtjungens» und jene Abteilungen, in denen die bombengeschädigten Frauen und Kinder untergebracht sind. Zur jährlichen Lazarett-Weihnachtsfeier beglückt Himmler zunächst Patienten und Ärzteschaft, anschliessend ziehen sich die beiden Männer samt Anhang zu einem familiären Teil des Festes zurück.

So unterschiedlich Naturell und Geistesgaben auch verteilt sind, Abneigung und Sympathie halten sich nicht die Waage – die Sympathie überwiegt, und zwar auf beiden Seiten. Himmler hat die rückhaltlose Offenheit des Freundes mehr und mehr schätzengelernt, er verschont ihn mit seinen Massenmordgeschichten und leistet sich in Karls Nähe Sentimentalität wie an keiner anderen Stelle.

Karl Gebhardt hat den zweitmächtigsten Mann im Staat zunächst rigoros als Aufstiegsleiter benutzt; doch stand er ihm stets auch loyal zur Seite. Er hatte seinen Freiraum, mit vielen Sonderkonditionen, durfte ein paar Juden als Mitarbeiter behalten, sein internationales Renommee ausbauen wie kein zweiter in seinem Fach. Dafür opferte Gebhardt sein ärztliches Gewissen – ein Preis, den er für den abgefangenen Sturz in die zweite Reihe glaubte zahlen zu können. Nun erst, seit Ende 1944, kennt er den tatsächlichen Preis: Für seine an polnischen Widerstandskämpferinnen vollzogenen medizinischen Verbrechen hat ihn die Londoner exilpolnische Regierung in Abwesenheit zum Tode verurteilt! Ein Schweizer Arzt vom Internationalen Roten Kreuz steckte es ihm während eines Besuchs in Hohenlychen.

Karl Gebhardt sitzt nun in einem Boot mit seinem Landshuter Kameraden. Im Falle einer militärischen Niederlage Deutschlands erwartet ihn das gleiche Schicksal, er steckt mit dem Kopf schon halb in der Schlinge.

Vom Zeitpunkt dieser Erkenntnis an gibt es für ihn nur ein Ziel: Kämpfen bis zum letzten Atemzug, seinen Einfluss maximal verstärken, um den fast sicheren Niedergang in letzter Sekunde abzuwenden.

Aus dem glanzvollen Chirurgen und skrupellosen Experimentator wird in der vorletzten Stunde des Dritten Reiches der oberste Einpeitscher und Durchpeitscher im sanitären Frontbereich. Sein Einsatz ergibt sich schon bald: Nach dem (missglückten) Attentat Stauffenbergs und seiner Mitverschworenen im Juli 1944 ist das Vertrauen des Führers in das Offizierskorps der Wehrmacht nachhaltig erschüttert, und mit der Blitzinvasion der Alliierten in der Normandie purzeln die Generäle. Wem kann der tobsüchtige Tribun überhaupt noch trauen? Natürlich der SS – sein getreuer Heinrich ist wieder gefragt und sofort zur Stelle. Der Reichsführer SS, bereits über eine unsäglich, unselige Machtfülle verfügend, übernimmt nun als militärischer Laie noch die Heeresgruppe Oberrhein und zieht seinen Hohenlychener Freund mit.

Gebhardt, zum Generalleutnant der Reserve erhoben, das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern durch ein Ritterkreuz ergänzt, wird Generalstabsarzt der Heeresgruppe. Den gesamten sanitären Bereich von «Oberrhein» nimmt er nun unter seine Faust, konzentriert und vereinheitlicht Fronteinheiten, Wehrkreise und zivile Sektoren. Noch im Untergang des Heeres beweist er

Weitsicht und Organisationstalent: Er setzt den jeweils besten Mann an die Spitze der Verwundetenversorgung, gleichgültig, ob der aus der Wehrmacht, der SS oder dem Zivilbereich stammt. Im Kampf nicht nur um das Überleben zeretzter Soldaten, sondern auch seiner eigenen Person, überspringt er eingefleischte Animositäten und Abgrenzungen – mit Erfolg.

Den Niedergang hält niemand mehr auf, auch Gebhardt nicht. In einem Fachgespräch mit zwei Kollegen um die Jahreswende 1944/45 entwirft er ein ungeschminkt düsteres Bild der politisch-militärischen Lage. Die Zerschlagung deutscher Städte, die restlose Vernichtung der Wehrmacht sei nur noch eine Frage der Zeit, falls es nicht im letzten Moment gelinge, das Ruder herumzureissen. Und er wirft bereits einen unverschleierte Blick auf die Zeit danach und warnt seine Kollegen davor, weitere Chirurgen von Heer und Luftwaffe für die SS abzuziehen – SS-Leuten, falls die Katastrophe eintreten solle, gehe es besonders an den Kragen ...

Im Januar 1945 bläst Hitler zum totalen Krieg, werden durch Führererlässe und Führerbefehle nun auch noch Grossväter und halbe Kinder verheizt. Durch die verheerenden Niederlagen vor allem an der Ostfront in Rage, lässt er Wehrmachtsgeneräle nicht nur absetzen, sondern meist gleich verhaften. Und wieder ist sein treuester Paladin zur Stelle, der eiserne Heinrich: Am 26. Januar '45 wird Himmler Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, die am Tag zuvor noch auf dem Papier stand. Über seine militärischen Qualitäten kursieren selbst im SS-Offizierskorps vernichtende Urteile, doch als Chef

von SS und Polizei verfügt Himmler über Fähigkeiten, die gerade jetzt von Nutzen sind: Er hat genügend Greifarme, um ein neues Ersatzheer auf die Beine zu stellen, und selbst der letzte Volksdeutsche wird jetzt noch in die Waffen-SS gedrückt. Und Himmler ist zugleich der Garant für drakonische Terrormassnahmen, um die Truppen zum Durchhalten zu zwingen. In die Mobilisierung bindet er alle ein; aus seinem Mund stammt der Wortlaut eines Flugblattes, das Ende Januar über Schlesien regnet und deutsche Frauen und Mädchen auffordert, «Drückebergern und Schwächlingen kein Mitleid am unrechten Platz» entgegenzubringen und «hartnäckige Feiglinge mit dem Scheuerlappen» an die Front zu «hauen».

Innerhalb von vierzehn Tagen peitscht Himmler als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel ein mageres Ersatzheer von einigen zehntausend Mann auf insgesamt vierzig zusammengewürfelte Divisionen hoch.

Und Gebhardt peitscht mit, heizt vor allem den Musternungskommandos ein. Seitdem Himmler mit seinem persönlichen Stab in Deutsch Krone Quartier genommen hat, ist er stets an seiner Seite. Und als die Russen derart rasch vorrücken, dass sich der Stab schon nach kurzer Zeit in der SS-Ordensburg Crössinsee in Sicherheit bringen muss, vergeht kein Tag, an dem der Hohenlychener nicht an wenigstens einer entscheidenden Lagebesprechung teilnimmt. Der Terminkalender des Reichsführers SS verzeichnet während dieser kurzen Phase des Katastrophenalarms an der Weichsel mehrere Einzelfrühstücke mit SS-Gruppenführer Gebhardt. Der Arzt mischt gross mit, und Mitte Februar '45 wenden sich die

beiden Landshuter vom Schlachtfeld ab und der Weltpolitik zu.

Die Uhr läuft ab. Tagebuch der Agonie

Mitte Februar – die «Kaninchen» sind vor anderthalb Wochen in ihren Verstecken untergetaucht – laufen in Ravensbrück die Gasanlagen auf Hochtouren. Unmittelbar hinter der Mauer werden Häftlinge vernichtet, und täglich passieren Lastwagen voller Menschen das Tor in Richtung des nahe gelegenen Jugendlagers Uckermark, in dem die zweite Gasanlage steht. Die SS in Ravensbrück geht zur Massenvernichtung über. Inzwischen ist im Lager eine Schreckensgestalt aufgetaucht, die Dauerpanik unter den Häftlingen auslöst, ein Mann mit blassem, geschwellenem Gesicht und wässrigen Froschaugen. Evakuierte Häftlingsfrauen kennen ihn bereits aus Auschwitz. Es ist SS-Obersturmbannführer Dr. Winkelmann, Spezialist für Selektion. Er löst Dr. Lucas ab, der dem Morden einen energischen Widerstand entgegengesetzte und noch in letzter NS-Minute in Haft genommen wird.

Mit dem Vorrücken der Alliierten kommt System in die Vernichtung, und Winkelmanns erster Arbeitsgang führt ins Büro des Krankenreviers, wo er die Karteikarten zunächst sämtlicher Frauen heraussucht, die älter als sechzig sind und im Laufe ihres Lageraufenthaltes mehr als zweimal im Revier waren. Weder Winkelmann noch Suhren morden hier auf eigene Faust; die geplante Massenvernichtung von KZ-Häftlingen ist eine der ersten Antworten des nekrotischen Führers auf das nahen-

de Finale, anvertraut seinem zuverlässigsten Werkzeug Himmler, der sich als Schwert und Atem seines Halbgot-tes empfindet:

«Wenn das nationalsozialistische Deutschland schon zu Grunde gehen soll, dann sollen seine Feinde und die ganze Bande von Kriminellen, die jetzt in den Konzentrationslagern sitzt, nicht den Triumph erleben, als Sieger herauszukommen. Sie sollen den Untergang teilen. Das ist der klare Befehl des Führers, und ich muss dafür sorgen, dass er genauestens und gründlich durchgeführt wird.»⁴³

Gebhardt, der vor nichts mehr die Augen verschliessen kann, teile Himmlers Durchhalteparolen bezüglich der Front. Doch ist er zugleich der erste, der mit all seiner Überzeugungskraft die pathologische Loyalität Himmlers zum Führer aufzubrechen, den Massenmord zu verhindern sucht. Er ist es, der Mitte Februar '45 das erste Treffen des Reichsführers SS mit Graf Folke Bernadotte, dem Chef des Schwedischen Roten Kreuzes, in Hohenlychen arrangiert.

Der Eindruck, den der schwedische Gesandte von jenem Mann gewinnt, der bereits Millionen auf barbarische Weise in den Tod geschickt hat, widerspricht all seinen Erwartungen:

«Nicht vergebens hatte ich gehofft: Himmler gewährte mir eine Unterredung. Am 19. Februar um 17 Uhr wurde ich von Schellenberg abgeholt und fuhr mit ihm im Auto nach Hohenlychen hinaus, einem Riesenlaza-

rett, 120 Kilometer nördlich von Berlin. Professor Gebhardt, der Chefarzt, der selbst mit einer Lungenentzündung darniederlag, empfing mich in seinem Krankenzimmer und brachte mir eine Reihe von Einzelheiten über sein Krankenhaus zur Kenntnis. Er teilte mir mit, es sei ganz überfüllt. Unter den Flüchtlingen, die aufgenommen worden waren, befanden sich viele Kinder, und allein an diesen hatten etwa achtzig Amputationen infolge Schussverletzungen und Kälteschäden vorgenommen werden müssen.

Das Bild, das mir Professor Gebhardt in wenigen Worten von der Lage gab, war erschreckend. In dieser bedrückenden Atmosphäre traf ich Heinrich Himmler, Chef der SS, der Gestapo und des gesamten deutschen Polizeiwesens, Reichsinnenminister und Oberbefehlshaber des Heimateeres, den Mann, der durch seine Terrororganisationen die Politik auf eine bisher unerhörte Weise kriminalisiert hatte und nunmehr das wankende Dritte Reich am Rande des Abgrundes mit eiserner Faust zusammenhielt... Als er plötzlich vor mir stand, mit der horngefassten Brille, in der grünen Uniform der Waffen-SS, ohne irgendwelche Dekoration, wirkte er zunächst wie irgendein unbedeutender Beamter. Wäre ich ihm auf der Strasse begegnet, so hätte ich ihn nicht beachtet. Er hatte kleine, feine, gefühlvolle Hände. Ich bemerkte, wie gut sie manikürt waren – trotz des Manikürverbotes innerhalb der SS. Er zeigte sich auffallend, ja verblüffend verbindlich, gab manche Proben seines Humors mit ei-

nem Stich ins Galgenhumoristische und bediente sich gern eines Witzes, um die Stimmung etwas aufzuheitern. Ich fand an ihm wahrhaftig nichts Diabolisches, und auch von der kalten Härte seines Blickes merkte ich nichts.»⁴⁴

Himmler, noch immer von der Illusion beseelt, der Krieg sei gewinnbar, unterstreicht unentwegt seine Loyalität gegenüber dem Führer, den bis zum Tode unauslöschlichen Treueeid, den er «als Soldat und Deutscher» geschworen habe. Doch Bernadotte taktiert sehr geschickt, plaudert mit ihm über norwegische Runen und den Ersten Weltkrieg. Ihm geht es vor allem darum, die Skandinavier aus den Konzentrationslagern herauszuholen, was Himmler zunächst rundweg ablehnt. Doch kurz darauf lässt er sich erweichen, dem Schwedischen Roten Kreuz Zugang zu Lagern zu genehmigen, in denen Norweger und Dänen interniert sind, und gegen Ende des Vieraugengesprächs verspricht er gar, die skandinavischen Häftlinge ins KZ Neuengamme zu überstellen, von wo aus Bernadotte sie ins neutrale Schweden bringen will.

Ein minimaler Bruch des «Treueeides» ist vollzogen – zu früh? Die Skandinavier werden bald darauf nach Neuengamme überstellt, sitzen dort jedoch noch Wochen fest, weil der Führer die Ausreise untersagt, und Himmler versiegt der Speichelfluss aus Angst vor dem Führer...

Nicht nur der schwedische Graf, auch Gebhardt in seinem Krankenbett taktierte äusserst geschickt: Mit dem Hinweis, dass unter dem Roten Kreuz auf den Hohenly-

chener Krankenhausedächern Frauen und Kinder lägen, verhindert er prophylaktisch ein Bombardement auf das Lazarett. Darüber hinaus rückt er sich dem Schweden ausschliesslich als Arzt ins Bild, wird mit der SS, in der er immerhin zum persönlichen Stab Himmlers gehört, nicht im mindesten in Verbindung gebracht. Gebhardt orientiert sich nun auf die Zeit «danach». Von Himmler hat er die Zusage, dass den operierten polnischen Frauen in Ravensbrück kein Haar gekrümmt werde. Ausserdem verfügt er über eine Vorzeigepolin, die er nun hüten und später wie einen Schutzschild mit nach Flensburg schleppen wird: Im Herbst 1943, nach der misslungenen Offerte eines Wechsels der Volkszugehörigkeit, hatte er mit Zustimmung Himmlers doch noch eine polnische Häftlingsfrau aus dem KZ Ravensbrück losgeeist und sie als freie Polin in der Röntgenbildstelle seiner Klinik unter gebracht. Vor zwei Jahren noch ein Akt der persönlichen Gewissensberuhigung, könnte die junge Polin ihm in absehbarer Zeit schon behilflich sein, das Fallbeil ein wenig vom Nacken zu rücken.

Nach den operierten Widerständlerinnen im benachbarten KZ erkundigt er sich mehrfach; sie seien alle am Leben, heisst es, untergetaucht, würden aber nicht gesucht. Die Erfahrungen der «Kaninchen» sind zunächst andere. Noch in den ersten Märzwochen sehen sie sich immer neuen Suchaktionen ausgesetzt, müssen ständig ihre Verstecke wechseln, in denen die Kälte sie starr werden lässt. Einige Frauen mit besonders entstellten Beinen harren tage- und nächtelang in einer Grube unter dem Block aus, mit dem immer lähmenderen Gefühl, lebendig begraben zu sein.

Da nimmt das Geschehen plötzlich eine Wende:

«Zehn Operierte wurden in alphabetischer Reihenfolge zum Kommandanten gerufen. Angeblich sollten sie in die Freiheit entlassen werden. Aber wir gingen nicht hin. Wir dankten ihm für seine Fürsorglichkeit und liessen ihm durch die Lagerläuferin sagen, dass wir lieber zusammen mit den andern bis zum Schluss im Lager blieben. Wir würden es vorziehen, im Lager zu bleiben, weil es uns hier – sehr gut geht!

Dann versuchte es der Kommandant anders. Er beorderte Maria Broel-Plater zu sich und gab ihr ein Blatt zum Unterschreiben, auf dem es hiess: ‚Ich, die Unterzeichnete, erkläre, dass die Narbe an meinem Bein von einem Arbeitsunfall herrührt.‘

Für das Untersreiben dieses Textes sollte sie in die Freiheit entlassen werden. Maria verweigerte aber die Unterschrift. Sie fühlte sich solidarisch mit allen anderen ‚Kaninchen‘ und glaubte nicht einen Moment an das, was der Kommandant sagte.

Schliesslich lud man eine Delegation vor. Bajka und Jadzia gingen hin. Im Zimmer des Kommandanten sass ein unbekannter Mann in Zivil mit einer Mappe mit Papieren. Der Kommandant flüsterte ihm etwas zu, dann zeigte er auf die Beine der Frauen und sagte, diese seien nicht so schlimm, es gäbe andere, ‚schrecklichere‘. Der Mann schwieg, sagte in ihrer Gegenwart kein Wort.»⁴⁵

Der unbekannte Mann mit der Mappe ist ein Mitarbeiter von SS-Brigadeführer Schellenberg; die operierten Polinnen sollen ins KZ Neuengamme überstellt werden, in dem noch immer die skandinavischen Häftlinge festsitzen, nun allerdings unter der Obhut des Schwedischen Roten Kreuzes.

Diese Absicht ahnen die gejagten Polinnen nicht einmal, und warum sollten sie ausgerechnet dem KZ-Kommandanten trauen? Was um sie herum geschieht, sehen und hören sie, obwohl sie sich versteckt halten: Die Transporte in die Gaskammern haben über den März noch zugenommen! Fast täglich gibt es Selektionen, fahren Lastwagen mit verzweifelt Schreienden durchs Lagertor – Menschen, auf die SS-Aufseherinnen mit ihren Peitschen wie Furien einschlagen. Ununterbrochen treffen vor den Infektionsbaracken Lastwagen ein, die Tbc-Kranken werden an den Haaren von ihren Strohsäcken geschleift. Die Zigeunerinnen und fast alle Kinder sind bereits weg. Und niemand wagt noch, die Lagerstrasse zu passieren, aus Angst, aufgegriffen und direkt in die Gaskammer geschickt zu werden.

Die Kriterien von Dr. Winkelmann haben sich verfeinert: Nach den Sechzigjährigen kommen die Fünfzigjährigen dran. Und jede Grauhaarige, jede, die den Typhus oder eine Grippe glücklich überlebte, nun aber abgemagert aussieht und arbeitsunfähig wirkt, zittert vor dem Gebieter über Leben und Tod. Verzweifelt färben sich Ältere die grauen Haare mit Russ. Zwischen Januar und März 1945 werden im Frauenlager Ravensbrück mehr als sechstausend Menschen vernichtet. Zunächst in zwei Gasanlagen; als die nicht ausreichen, bauen SS-Spezia-

listen im Februar zusätzlich Transportfahrzeuge zu rollenden Gaskammern um, die im Wald unmittelbar neben dem Lager zum Einsatz kommen. Das SS-Personal reagiert umso hysterischer, je näher die russischen Fronttruppen rücken. Die Evakuierung wird nun ins Auge gefasst – weg mit allen nicht Marschfähigen! Da die Kapazität des um einen Ofen erweiterten Krematoriums die Leichen längst nicht mehr fasst, werden sie in Gruben gekippt, die von Gefangenen ausgehoben werden, und einfach verbrannt.

Zur Rettung der KZ-Häftlinge trifft im März 1945 noch ein Vertrauter des Reichsführers SS in Mecklenburg ein – der finnische Medizinalrat Dr. Kersten. Er ringt Himmler in tagelangen dramatischen Verhandlungen ein Dokument ab, in dem dieser sich verpflichtet, den Befehl Hitlers, die Konzentrationslager beim Herannahen der Alliierten in die Luft zu sprengen, nicht weiterzugeben, die Tötungen von Gefangenen einzustellen und den Empfang von Lebensmittelpaketen zu genehmigen. Der Finne kämpft mit Himmlers Angst vor Hitler und dem ihn umgebenden Kreis in der Berliner Reichskanzlei. Noch immer rechnet der Reichsführer SS mit der Möglichkeit einer Wende des militärischen Blattes – wie stünde er dann vor dem Führer da? Er verpflichtet den Finnen zu strikter Geheimhaltung. Keinesfalls darf das Dokument in die Hände der Berliner «Pressehyänen» fallen. Kersten nimmt das Dokument mit nach Schweden – durch Himmlers Laviererei gehen die Mordaktionen in Ravensbrück und den anderen noch nicht befreiten Lagern noch wochenlang weiter.

Doch fürchtet Himmler den Bannstrahl des geliebten Führers nicht nur wegen seiner plötzlichen KZ- «Milde», sondern weil er von der Mecklenburger Enklave aus vorsichtig beginnt, Politik auf eigene Faust zu machen, gedrängt von Gebhardt, Kersten, Schellenberg und zwei, drei anderen Aufweichlern. Als Graf Bernadotte Anfang April wieder in Hohenlychen auftaucht, jenem «Sanatorium, das der Leitung von Professor Gebhardt, Himmlers einstigem Klassenkameraden» untersteht, streckt der weidwunde Reichsführer SS vorsichtig die Fühler zu den West- Alliierten aus, um eine Teilkapitulation zu erwirken. Dass es mit dem Dritten Reich zu Ende geht, ist bald nicht mehr zu übersehen, die Armeen des Gegners dringen bereits von allen Seiten in den mitteldeutschen Raum ein.

Und die Vorsicht verliert sich mit der Rasanz, mit der der Führer in seinem Berliner Bunker in Agonie verfällt. Zunächst plante Hitler, das ganze deutsche Volk zu vernichten, weil es sich als zu schwach und seiner nicht würdig erwiesen habe. Nachdem der Vernichtungsbefehl von seiner Umgebung auf Brücken und Bauten abgeschwächt werden konnte, wird er ein letztes Mal strategisch: Am 15. April 1945 – sowohl Rote Armee als auch anglo-amerikanische Truppen sind bereits tief in Deutschlands Mitte vorgestossen, die Aufspaltung der deutschen Front steht unmittelbar bevor – befiehlt er parallel dazu die Aufspaltung der politischen und militärischen Führung in einen Nord- und einen Südraum. Der Stab im Süden, wohin sich der Führer selbst zu verflüchtigen gedenkt, soll sich im bayrischen Berchtesgaden verschanzen. Für den Nordraum erteilt er dem als loyal

geltenden Grossadmiral Dönitz den Oberbefehl. In der Südfestung will er selbst den Zusammenstoss von Russen und Anglo-Amerikanern aussitzen: Hitler rechnet mit dem baldigen Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen beiden, sobald der Streit um die Besatzungszonen losgeht – dann will er sich entscheiden, mit welcher Seite er paktiert.

Der völlige Realitätsverlust hält an, als der Führer an seinem Geburtstag, dem 20. April, in die «Südfestung» entweichen will, ein Durchkommen jedoch nicht mehr möglich ist. Nun will er bis zum grossen Knall im Berliner Führerbunker ausharren!

Wenige Tage später stossen Russen und Amerikaner in Torgau an der Elbe aufeinander – freudige Begrüssungsfotos gehen um die Welt und lassen die letzte Illusion vom Keiltreiben zerplatzen. Hitler erteilt keinerlei Befehle mehr ...

Seine Kraft reicht gerade noch für den Bannstrahl. Der trifft zunächst Hermann Göring in der «Südfestung» und in letzter Sekunde auch noch Himmler: Mit zunehmender Führerschwäche hat ein Kampf der Rivalen um die Nachfolge begonnen – so, als läge Deutschland nicht in Schutt und Asche, sondern harre als blühender NS-Garten eines neuen Verwalters. Görings Stern als Nachfolger Hitlers war schon mit dem Niedergang der deutschen Luftwaffe gesunken. Im Frühjahr 1945 ist er zwar noch immer designiert, bei Hitler aber bereits derart in Ungnade gefallen, dass seine Nachfolge unwahrscheinlich geworden ist. Heinrich Himmler dagegen, des Führers getreuester Paladin, hat Amt auf Amt gehäuft und beständig an Macht gewonnen. Zudem glänzte er stets mit rückhaltloser Führertreue – er gilt als der eigentliche

«zweite Mann» im Staat, als aussichtsreichster Nachfolgekandidat.

Als Hitler manövrierunfähig im Führerbunker festsetzt, machen sich zwei kaum weniger realitätsfremde Rivalen daran, mit den Anglo-Amerikanern eine Teilkapitulation auszuhandeln, zum Abdrängen der Russen und dem eigenen Wiederaufstieg – Göring im Süden und Himmler im Norden. Während noch Massen von jungen «Werwölfen» sinnlos geopfert werden, KZ-Häftlinge in diesen letzten Tagen vor dem totalen Zusammenbruch verzweifelt ums Überleben kämpfen, sucht je eine Nazi-Grösse im Norden und im Süden das Gespräch «von Mann zu Mann» mit General Eisenhower ...

Göring scheitert als erster. Er wird von Martin Bormann, dem dritten Rivalen, aus dem Berliner Bunker heraus denunziert, vom Führer wegen «Hochverrats am Nationalsozialismus» aller Partei- und Staatsämter enthoben und verhaftet – von Himmlers SS.

Der sieht sich selbst als legitimer Nachfolger eines germanischen Halbgottes, dem er noch in den letzten Apriltagen die Treue hält – wenn auch eher verbal und unter immer grimmigeren Verrenkungen seines Gewissens. Denn Himmler dealt mit dem Feind! Das ist zum einen der schwedische Vertreter des Jüdischen Weltkongresses, den der millionenfache Judenmörder – heimlich in Mecklenburg – mit den atemberaubenden Worten empfängt: «Willkommen in Deutschland, Herr Masur! Es ist Zeit, dass ihr Juden und wir Nationalsozialisten die Streitaxt begraben!» ...

Und es sind die Anglo-Amerikaner, zu denen er auf

Tuchföhlung geht. Dafür spannt er den schwedischen Grafen Bernadotte ein, der den Reichsföhrer SS am 21. April zu humanitären Zwecken im Hohenlychener Speisesaal bei einem opulenten Frühstück trifft; Himmler ist zwar rastlos und erschöpft, doch bei unvermindert gutem Appetit.

Bernadotte, der noch immer um die Freigabe der skandinavischen Häftlinge in Neuengamme ringt – Himmler lehnt ab, weil der Föhrer ablehnt! –, schafft es wenigstens, dem Reichsföhrer SS beim Frühstücksei die Zusage zu entlocken, dass das Schwedische Rote Kreuz mit Bussen im KZ Ravensbröck vorfahren darf, um auch noch die französischen Häftlingsfrauen herauszuholen. Himmler gibt seine sofortige Zusage, aus doppeltem Kalkül: Erstens braucht er den Grafen als Vermittler, und zweitens plant er, falls das mit England und den USA nicht klappt, General de Gaulle noch rasch ein Bündnis anzudienen – mit den entlassenen Französisinnen wäre das ein prima Einstieg.

In der Nacht vom 23. auf den 24. April – die Rote Armee rückt unaufhaltsam auf Mecklenburg zu, die Reichshauptstadt ist fast völlig umgürtet – trifft Himmler auf eigenen Wunsch den Grafen noch einmal in Lübeck. Unter Sirenengeheul eilen die beiden zunächst in den Luftschutzkeller, wo der Reichsföhrer SS die Stimmung im Volk erkundet. Nach der Entwarnung teilt er dem Schweden dann bei Kerzenschein (und etwas voreilig) mit, der Föhrer sei vermutlich schon tot, er selbst von seinem «Treueeid» vermutlich entbunden ...

Nach erstmalig offenem Eingeständnis der deutschen Niederlage bietet Himmler die Kapitulation an der

Westfront an, als «geschworener Feind des Bolschewismus» jedoch keinesfalls an der Ostfront. Dabei überspringt er den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 ebenso kühn wie den Umstand, dass es zwischen Stalin und der deutschen NS-Führung von 1943 an fast ein Jahr lang geheime Kontaktführung für einen Separatfrieden gegen die Westmächte gab, was ja immerhin auch über die schwedische Diplomatie lief. Das aber weiss der Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes nicht. Er verspricht, zu vermitteln – nicht jedoch, ohne morgens gegen drei Uhr dem Kronprinzen Hitlers auch die Kapitulation an der skandinavischen Front abzunötigen.

Noch am Abend des 24. April werden die Botschafter der USA und Grossbritanniens vom schwedischen Aussenminister über Himmlers Offerte informiert. Obwohl der listige Churchill einer Teilkapitulation gegenüber nicht abgeneigt ist, beugt sich der Brite den amerikanischen Verbündeten – man informiert Stalin, Himmlers Vorschlag wird vom Tisch gefegt. In letzter Not versucht es der bayrische Massenmörder noch mit einem peinlichen Brief an de Gaulle (den dieser keiner Antwort für würdig hält), dann stellt er jede weiteren diplomatischen Versuche ein – der mecklenburgische Boden beginnt unter den Füßen zu brennen ...

Seinem Landshuter Freund und Gastgeber für Hohenlychener Geheimdiplomatie eröffnet sich in diesen katastrophalen Apriltagen noch der Ausblick auf ein Sprungbrett in «die Zeit danach»: Voll mit der Beratung Himmlers und der planmässigen Räumung von Lazarett und Klinik ausgelastet, trifft ihn plötzlich die freudige Nachricht vom Freitod seines formellen ärztlichen Vorgesetz-

ten, des Reichsarztes SS Dr. Grawitz. Mit einer Eskorte von sechshundert Mann SS wagt Karl Gebhardt sich noch am 24. April vom Norden her in die Berliner Reichskanzlei vor, um als tapferer Soldat in dieser letzten Stunde vom düster schauenden Führer den wichtigsten Posten Grawitzens in Empfang zu nehmen ... Am darauffolgenden Tag ist Gebhardt Präsident des Deutschen Roten Kreuzes – eine Funktion, die schon gar nicht mehr nach SS riecht und auf die nach dem Zusammenbruch viel Arbeit wartet. Für das sinkende deutsche Schiff ist er nun genau das, was Graf Folke Bernadotte für die Schweden ist... Eine Chance, die sich wirklich in allerletzter Sekunde bot – bereits zwei Tage später wäre der Hohenlychener nicht mehr im Führerbunker vorge lassen worden.

Denn am 27. April – die beiden Landshuter befinden sich samt Familienanhang auf der Flucht in die «Nordfestung» Flensburg – platzt die Bombe: Himmlers eigenmächtige diplomatische Aktivitäten gehen durch die Weltpresse, samt Reaktion der «Grossen Drei». Den Führer sucht ein letzter grosser Ausbruch heim, er verstösst seinen treuen Heinrich – den Verräter Himmler, der hinter seinem Rücken kapitulieren wollte! Nun hat ihn also auch die SS verraten. Ihr Chef wird aus der testamentarischen Nachfolge getilgt.

Zum heiligen Osterfest findet im Konzentrationslager Ravensbrück die letzte grosse Selektion statt. KZ- Kommandant Suhren ordnet einen Generalappell an; sämtliche Häftlinge haben barfuss und ohne Kopfbedeckung vor ihren Blöcken strammzustehen. Die polnischen

Frauen mit ihren verstümmelten Beinen hüten eisern ihre Verstecke.

Wie bei jedem Ausmusterungsappell bricht unter den Gefangenen Panik aus, herrscht in den Baracken das Durcheinander des Schreckens: Verzweifelt suchen Ältere nach Russ für ihr Haar, nach einem Reststück roter Rüben, einem Stück roten Papier, um das Totengelb ihrer Wangen wegzutönen.

Und wieder stehen sie in Reihen – lebende Skelette mit grotesk gefärbten Wangen, die einander stützen und zugleich den Anschein von Gesundheit und Rüstigkeit erwecken müssen. Ihr Anblick löst das gewohnt ordinäre Gelächter der SS-Weiber aus.

An diesem Karfreitag schauen die vorüberdefilierenden Herren über Leben und Tod – Winkelmann, Trommer, Treite – jedoch fast ausschliesslich auf die Beine, nageln ihre Blicke geschwollene Füsse, Krampfadern, Geschwüre fest. Die Marschfähigkeit entscheidet diesmal über Leben und Tod: Die SS plant, das Lager zu evakuieren, ihre Arbeitssklaven vor den vorrückenden Alliierten in Sicherheit zu bringen. Die Reviere haben Dr. Trommer und Dr. Treite bereits von «Ballast befreit», sie werden sich sofort nach diesem schwarzen Karfreitag erneut zu füllen beginnen.

Die Häftlinge wissen nicht, dass die Mediziner der Herrenrasse ein letztes Mal ihre endlosen, mageren Reihen abschreiten. Mit vor Angst geweiteten Augen starren sie auf den Finger von Dr. Winkelmann, der wie ein Zeiger mal nach rechts und mal nach links ausschlägt, der Leben oder Tod anzeigt...

Und wieder kommt es zu diesen erschütternden Szenen, die jede «Selektion» begleiten und die Überlebende als

Alpträume mit in die Freiheit nehmen werden: das Wimmern, Schreien und Klammern der «Ausgesonderten»; das mechanische Vortreten unter Schock; junge Frauen, die weggetreten werden, weggepeitscht, wenn sie sich verzweifelt vor gewienerte SS-Stiefel werfen, um ihre Mütter zu retten; das Verschwinden der Todgeweihten hinter einem Kordon von SS-Männern mit Hunden.

Nichts weist an diesem Karfreitag in Ravensbrück darauf hin, dass das Rauchen des Krematoriums je ein Ende haben könnte, und für jede Gefangene ist es eine Frage der Zeit, wann sie dran ist.

Am Ostersonntag, fast unbemerkt, werden zweihundertfünfzig Schwangere und achtzehn Mütter mit Säuglingen aus dem Lagertor und in den angrenzenden Wald geführt. Sie sind die letzten, die einen Lastwagen besteigen, der eine rollende Gaskammer ist. Sie sind die letzten Menschen in Ravensbrück, die auf diese Weise vernichtet werden.

Den ganzen April über treffen beinahe täglich Evakuiertransporte aus geräumten Lagern ein, gehen wiederum Evakuierte aus Ravensbrück auf Transport, ohne dass die Gefangenen wüssten, wohin. Das Chaos beherrscht den Alltag, die Appelle werden länger, und noch Tage nach Ostern schnürt das Sirenengeheul den Häftlingen aus Angst vor dem Gas die Luft ab. Post trifft seit Monaten nicht mehr ein, und mit dem Fliegeralarm wachsen die Gerüchte: Das KZ soll in die Luft gesprengt werden, bevor es Deutschlands Feinden in die Hände fällt... Andererseits berichten Evakuierte, in ihrem Lager sei die SS einfach davongerannt, als russischer Ge-

schützdonner zu hören war. Alles ist möglich! Orte werden einander zugeraunt, in denen die Amerikaner oder Russen stehen sollen – Namen, mit denen nur die wenigsten etwas anfangen können.

Und dann geschieht ein Wunder: Plötzlich fahren grosse weisse Busse durch das Höllentor ein, vollbepackt mit Lebensmittelpaketen! Tauchen auf wie aus einer Traumwelt – weisse Busse mit roten Kreuzen an der Seite und voller Lebensmittel... Ihre Ankunft löst helle Aufregung unter den Gefangenen aus, die Welt draussen hat sie noch nicht vergessen!

In der Nacht verschwindet die Hälfte der Pakete auf Lastwagen der SS, doch bleibt diesmal auch etwas für die Häftlinge übrig: Etliche der ausgehungerten Gestalten schaffen es nicht mehr in ihre Baracken, säumen die Wegränder, an denen sie sich gierig über die kostbaren, längst vergessenen Speisen hermachen.

Die Hoffnung beginnt allmählich, Angst und Resignation zu überlagern. Sie wächst, als am 22. April die weissen Busse noch einmal kommen, das Schwedische Rote Kreuz diesmal zweihundert Französinen und Belgierinnen mitnimmt, die ersten nach den Skandinavierinnen. Und gleichzeitig wird eine Reihe lang einsitzender deutscher und tschechischer Häftlingsfrauen entlassen, finden sie sich von einem Tag auf den anderen in Häftlingsdrillich und einem kleinen Proviantbeutel in der Hand auf der Strasse nach Fürstenberg wieder.

Nun endlich tauchen auch die «Kaninchen» auf – jene, die noch nicht in ein Ausserlager gerettet wurden. Suhren hat eine prominente ausländische Häftlingsfrau beauftragt, den versteckten Polinnen mitzuteilen, es gäbe

keine Exekutionen mehr; und diesmal glauben sie es, in diesen letzten Tagen, in denen nicht einmal mehr die Sirene zum Zählappell heult.

Die SS hat nun andere Sorgen, sie beginnt, hastig zu demobilisieren. Sämtliche Häftlingsunterlagen gehen in Flammen auf. In aller Eile werden die teuren medizinischen Apparate aus dem Lager geschafft. In der Effektenkammer müssen Häftlinge das Beutegut in Kisten verpacken, geordnet auch noch in der Eile: Pelze und Teppiche extra, Handtaschen und Schuhe für sich, Babywäsche und Kinderspielzeug; Mäntel und Frauenkleider, die keine Auskunft darüber *geben*, ob ihre Besitzerinnen noch leben – nur über die Jahreszeit, in der sie ihr Dasein als Menschen gegen das von SS-Leibeigenen tauschen mussten.

Noch am 25. April kommt ein Transport mit sechstausend völlig erschöpften Frauen und Mädchen an – von woher eigentlich? Und zwei Tage später ist die Rote Armee derart weit nach Mecklenburg vorgerückt, dass die hastige Räumung des Lagers beginnt. Am selben Tag, an dem zwölf Kilometer von Ravensbrück entfernt der Reichsführer SS samt Geliebter und Kindern sowie Dr. Gebhardt mit Familie sich in bequemen Wagenpolstern Richtung Flensburg aufmachen, wird die erste Hälfte der etwa fünfundzwanzigtausend noch im Lager befindlichen Häftlingsfrauen auf einen Fußmarsch in gleiche Richtung gesetzt, der für viele der geschwächten Menschen noch in letzter Sekunde zum Todesmarsch wird.

Nun endlich entdeckt auch der brutale KZ-Kommandant seine Vorliebe für jene gequälten Polinnen, die er so leidenschaftlich gern vernichtet hätte: Einen Teil der «Ka-

ninchen» macht er sich zu Geisel und Schutzschild, darunter auch Stanislawka Czajkowska:

«Am 27. April begann die Evakuierung des Lagers, und der Kommandant gab uns eine Karre, so eine Fuhre, die immer von Menschen gezogen worden war, normalerweise diente sie zum Leichentransport – da sollten wir die Kränksten von uns draufpacken. Und so, mit diesem Fuhrwerk, sind wir aus dem Lager raus, der Kommandant vor uns in einem Wagen und wir mit dem Fuhrwerk hinterher. Wir bekamen ein Geleit – vier SS-Männer und zwei Frauen –, und als wir zum Hauptweg kamen, stiessen wir auf einen solchen Flüchtlingstreck, dass eigentlich kein Platz zum Durchkommen war. Dem Kommandanten machte man dann irgendwie Platz für seinen Wagen – uns dagegen nicht, uns wurde gesagt: ‚Für Häftlinge gibt es keinen Platz!‘ Es waren alles deutsche Zivilisten, die Richtung Westen flohen. Dann wurde uns befohlen, auf einen Waldweg auszuweichen, und der Kommandant sagte uns, in welcher Ortschaft wir mit ihm Zusammentreffen sollten. Wir wichen mit der Eskorte aus und befanden uns plötzlich mitten in der Front, es wurde über unsere Köpfe hinweggeschossen. Die SS-Männer führten uns in eine Scheune, die am Rande eines Waldes stand. Dort sperrten sie uns ein und sagten, wir dürften uns nicht bewegen, solange sie nicht zurück wären, sie wollten sich mit irgendjemandem treffen. Und als die SS-Männer weg waren, haben wir die Bretter aus der Rückwand der Scheune rausgenommen,

das war die Wand zum Wald, und sind alle geflohen. Wir schlepten uns ein paar Stunden durch den Wald, die ganze Zeit hörten wir die Schiessereien um uns herum, dazu regnete es stark, wir haben uns dann im Wald einen Unterschlupf aus Zweigen und Blättern gebaut. Dort drin sassen wir dann, bis die Russen kamen, das war so nach zwei, drei Tagen.»

Am 28. April wird die zweite Riesenkolonne in Marsch gesetzt – vorbei an Mithäftlingen, die am Vortag aufgebrochen sind und offenbar das mörderische Schrittempo nicht zu halten vermochten. Abgeknallt von der SS, säumen sie die Wegstrecke in Richtung Wittstock, Parchim, Schwerin.

Dreitausend völlig Marschunfähige werden im Lager zurückgelassen, ohne Wasser und ohne Strom. Doch bleiben auch einige Häftlingsärzte bei ihnen – nach dem Abzug des letzten SS-Mannes öffnen sie Beutekammern, in denen sich noch massenhaft Lebensmittelpakete des Internationalen Roten Kreuzes stapeln. Helena Hegier gehört zu denen, die als «marschfähig» eingestuft werden, sie verlässt das Lager am 28. April:

«Der Marsch, der etwa eine Woche dauerte, war eine einzige Qual für uns. Wir waren ja alle in einem sehr schlechten Zustand, waren schwach, und die Beine taten uns weh. Es gab nur ganz wenige Pausen, wenig Möglichkeit für uns zu rasten. Wir liefen immer so, dass wir uns zu dritt unterhaken – und diejenige, die

in der Mitte ging, konnte beim Gehen ein wenig schlafen, die beiden anderen haben sie geführt. Auf diese Art haben wir uns vorwärts geschleppt, wir wussten ja, dass diejenigen, die zum Laufen zu schwach waren, einfach erschossen wurden. Der Zorn darauf hat uns noch mehr Kräfte genommen ...

Wir marschierten die ganze Zeit mitten durch die Front, immer wieder fielen Schüsse, wir hörten sie über unsere Köpfe hinwegpfeifen. Es gab auch Bombardements, und wir mussten uns in den Strassengraben flüchten. Als wir zurückschauten, sahen wir hinter uns eine Feuerwand, die Städte brannten, die Häuser ... Und auf der Strasse war ein absolutes Chaos, eine Wirrnis – mir kamen die Bilder von 1939 in den Sinn, als im September alle Flüchtlinge durcheinanderliefen, in verschiedene Richtungen rannten, mit verschiedenen Vehikeln. Und wieder waren die Strassen völlig verstopft, wieder mischten sich Flüchtlinge mit Soldaten.

Dann passierte es mir, dass ich einen Hexenschuss bekam, das war während einer Bombardierung, und es war wahnsinnig schmerzhaft. Ich konnte einfach nicht mehr weitergehen und sagte zu meiner Freundin: ‚Lass mich hier liegen, ich kann nicht mehr ...‘ Und dann hat sie mich angeschrien wie wild: ‚Wie kannst du jetzt aufgeben – vielleicht sind es nur noch ein paar Tage, bis wir frei sind, wie kannst du so etwas tun?‘ Sie hat mich mit einer solchen Kraft und Gewalt gezogen, dass ich aufstand und mich weiterschleppte. Und auf eine wunderli-

che Weise begann der Schmerz plötzlich nachzulassen. Langsam, unter Ziehen und Führen, konnte ich mich wieder bewegen.

Eigentlich weiss ich bis heute nicht, woher wir die Kraft nahmen zu gehen, das ist mir bis heute unverständlich. Eines Tages fand ich Schuhe, die ich anziehen konnte, dann ging es ein bisschen leichter. Es waren richtige Lederschuhe, sie waren zu gross für mich, aber es waren Schuhe zum Binden, sie hatten Ledersohlen und Stoff drüber, man konnte sie normal tragen, sie fielen nicht von den Füssen wie die Holzpanzinen. Man darf nicht vergessen, dass es Ende April war, es regnete sehr viel, und der Weg führte durch den Wald. Es gab ganz wenige Pausen, und dann immer nur zehn oder fünfzehn Minuten. Einmal war es so nass im Wald, dass wir uns nirgendwo hinsetzen oder hinlegen konnten, da habe ich einen Strauch gesehen, mit Zweigen, die bis auf die Erde hingen. Und ich sagte zu den anderen: ‚Wir müssen uns ein bisschen über die Zweige hängens dann haben wir uns auf diese Art ausgeruht.

Die ganze Zeit, während wir unterwegs waren, übten die SS-Leute noch ihre Funktion aus, trieben uns mit Hunden und Gewehren vorwärts und brüllten immer: ‚Schneller, schneller, schneller...‘, und wer nicht mehr konnte, der wurde erschossen. Sie führten uns eigentlich nie durch Ortschaften, nie die grossen Strassen entlang, wir gingen eher auf abgelegenen Landstrassen, auf Waldwegen, die markiert waren, und wenn da irgendwo Dörfer zu sehen waren, sahen wir keine

Bevölkerung, wir hatten den Eindruck, dass sie leer waren ...

Etwa eine Woche waren wir schon unterwegs, ohne Essen, ohne etwas zu trinken. Und vor einem Ort – ich glaube, er hiess Kenzlin – sahen wir plötzlich Motorräder mit englischen und russischen Soldaten. Und als wir die sahen, sagte einer der Männer, die unseren Zug begleiteten: ‚Jetzt kehren sich unsere Rollen um, jetzt seid ihr frei und wir ...‘ – den Satz beendete er nicht. Ich war so verwirrt, dass es mir eigentlich nicht klar war, was das bedeutete, was das überhaupt alles bedeuten sollte. Erst als wir in die Stadt kamen – das ist mir bis heute in Erinnerung geblieben, mit welcher Lautstärke die Deutschen ihre Schusswaffen, Helme, Gürtel usw. auf einen Haufen warfen, mitten auf dem Marktplatz.›

Am 30. April – nachdem er testamentarisch verfügte, die deutschen Truppen hätten weiterzukämpfen bis zum letzten Atemzug (der Soldaten) – begeht Hitler in der Berliner Reichskanzlei Selbstmord. Grossadmiral Dönitz anstelle von Himmler ist nun der ernannte Nachfolger im zusammenbrechenden Reich. Über Rundfunk teilt er dem deutschen Volk am 1. Mai mit, dass «... einer der grössten Helden deutscher Geschichte dahingegangen ...» ist.

Dönitz' Rumpfregierung sitzt in der Festung Mürwitz bei Flensburg fest, darunter fast alle Reichsminister, etliche Wehrmachts- und SS-Häupter sowie der neue Präsident des Deutschen Roten Kreuzes. Rund um die Flensburger Enklave räumen die Briten mit den letzten

Nazi-Fanatikern auf, am 2. Mai kapituliert die Reichshauptstadt Berlin.

Die Regierung Dönitz aber bleibt noch ganze 23 Tage im Amt. Durch den Selbstmord des Führers «enteidet», macht sie sich an die stufenweise Beendigung des «Heldenkampfes». In der Woche bis zur Gesamtkapitulation am 8. Mai leistet sie unter der Duldung Churchills noch handfeste Arbeit, führt Dönitz mehr als 1,8 Millionen deutscher Soldaten hinter die anglo-amerikanischen Linien und bringt Flüchtlingstrecks mit Zivilisten über die Ostsee in Sicherheit. Danach sitzt das Zerfallskabinett mehr oder weniger untätig, vor allem aber ent-uniformiert herum, versucht noch, verwaltungsorganisatorisch einzugreifen, um das Chaos des Zusammenbruchs etwas abzuschwächen, und wartet ansonsten, was nun passiert. Und Heinrich Himmler, der nach dem Führer zweiterfolgreichste Kriegsverbrecher – der sich in anthroposophischer Sendung wähnte und dafür das Leben von Millionen von Menschen auslöschen liess? Noch am 27. April – in Ravensbrück beginnt der Todesmarsch, in Hohenlychen werden die Fluchtautos startklar gemacht – versicherte der Reichsführer SS sich der Loyalität und Gefolgschaft von Wehrmachtsgenerälen, für den Fall, dass er ... womit er ja immerhin rechnete; des Führers Bannstrahl erreichte ihn erst am Tag darauf.

Und dann kommt es anders. Als Himmler von Dönitz' Ernennung erfährt, ist er bereits in den Morgenstunden des 1. Mai zur Stelle, um sich dem Grossadmiral devot als zweiter Mann anzudienen. Doch der Reichsführer SS gilt als «politisch nicht tragbar»; die Blutschleppe, die er

nach Flensburg mit hinaufzog, droht jede Absicht des Admirals, sich mit gemässigten Köpfen den Westalliierten unentbehrlich zu machen, im Leichendunst zu ertränken.

Ihn gleich ganz aus der Festung zu werfen, wagt Dönitz zunächst nicht – trotz Auflösung des schwarzen Ordens verfügt der Landshuter in diesen ersten Maitagen noch über die Polizeihöheit. Also wird ihm vorübergehend die Verantwortung über «Zucht und Ordnung» im Raum Schleswig-Holstein übertragen, danach wird man weitersehen. Bereits nach dem 6. Mai – die Briten haben inzwischen auch den letzten norddeutschen Zipfel besetzt und sparen lediglich generös die NS-Enklave aus, weil die sich gerade in ihrem Sinne bewährt – gibt es nichts mehr zu ordnen und zu züchtigen. Himmler fliegt aus der Festung; er wird aus allen Staatsämtern entlassen und aufgefordert, sich «abzusetzen und künftige Besuche im Hauptquartier des Grossadmirals zu unterlassen».

Karl Gebhardt, der nur noch im Kostüm des Roten Kreuzes herumläuft, hatte zunächst bessere Karten, immerhin konnte er die erfolgreiche Operation eines Dönitz-Sohnes auf seinem Pluskonto verbuchen. Er gilt als gemässigt, doch andererseits haftet ihm das Odium des Himmler-Intimus an. Gebhardt entgeht dem eigenen Zwiespalt, indem er sich in Arbeit stürzt, sich mit der Betreuung von Flüchtlingen unentbehrlich macht, der Verwundetenfürsorge und Seuchenbekämpfung in der Flensburger Dienststelle des DRK. In regem Kontakt steht er mit dem schwedischen Konsul in Flensburg, dem internationalen Komitee des Roten Kreuzes, doch langsam wird auch ihm der Boden unter den Füßen zu

heiss. In einem letzten Brief an Graf Bernadotte zückt er am Tage der deutschen Kapitulation seine letzte kleine Waffe – die von ihm umhegte Polin: Sie sitze in seiner Filiale im Flensburger Rathaus fest, wünsche den Schutz vom Schwedischen Roten Kreuz ...

Gebhardt selbst macht sich, um erst mal den völlig desolaten Landshuter Freund abzuschütteln, in Rot- Kreuz-Mission Richtung Süden auf, wird aber noch vor der Elbe gestoppt und von den Briten festgenommen.

Heinrich Himmler hetzt wie ein Huhn um Flensburg herum – verkleidet und im Besitz eines gefälschten Passes. Er erwartet einen schwedischen Asylantrag – doch wo bleibt sein Freund Gebhardt?

Die Ravensbrücker Häftlingsfrauen erleben ihre Befreiung in einem Mecklenburger Nest – ausgehungert und zu Tode erschöpft. Helena Hegier ist derart damit beschäftigt, die Schwierigkeiten des Überlebens zu bewältigen, dass sie lange braucht, bevor in sie eindringt, dass sie tatsächlich frei ist:

«Es gab keine Betreuung und keine Hilfe, keine Versorgung. Eine aus unserer Gruppe hat sich bei der Stadtverwaltung gemeldet, bei der Russischen Kommandantur, und versuchte nun klarzumachen, dass wir aus einem Lager kämen, um Hilfe und Versorgung bäten und zurück nach Hause wollten. Und dort sagte man ihr: ‚Das interessiert uns nicht, wir haben für solche Sachen jetzt keine Zeit.’

Der Aufenthalt an diesem Ort dauerte noch etwa zwei Wochen, es war eine schreckliche Zeit: Alles war voller

Menschen – nicht nur wir waren da, sondern auch Zwangsarbeiter und Häftlinge aus einem Gefängnis. Die Häuser standen fast alle leer, und manche gingen hinein, auch in die Keller, um etwas zu essen zu suchen. Ich ging da nicht mit, weil ich erstens Angst hatte und es zweitens nicht mit meinem Gewissen vereinbaren konnte, jemandem etwas wegzunehmen. Wir fanden dann einen geschlossenen Laden, dort gingen wir rein. Eine deutsche Frau kam, und wir – meine Freundin und ich – baten sie, uns etwas zu essen zu geben. Sie sagte: ‚Nehmt euch, das gehört jetzt alles euch‘, und ich antwortete ihr: ‚Nein, wir möchten nichts nehmen, wir bitten Sie, uns etwas zu geben‘, und so gab sie uns etwas Brot.

Wir wussten überhaupt nicht, wo wir uns befanden, wir hatten keine Ahnung. Die Gruppen wurden immer kleiner und kleiner; jede Gruppe musste sich auf eigene Faust durchschlagen und irgendwann waren wir nur noch zu zweit, meine Freundin und ich. Dann gingen wir einfach los. Wir wussten nicht, wo es langging, und dachten, irgendwo wird sich etwas ergeben. Der einzige Gedanke, den ich immer im Kopf hatte, war Polen, dass ich zurück nach Polen käme. Es war mir nicht vollkommen klar, ob ich tatsächlich richtig frei wäre, ich war so durcheinander, begriff auch nicht richtig, was um mich herum passierte. Irgendwie hatte ich nur einen einzigen Gedanken: Nach Polen, nach Polen, nach Polen!

Einmal trafen wir in einem Dorf auf eine Gruppe von Häftlingen, die uns vorschlug, bei ihnen zu bleiben. Wir

aber sagten, wir wollten nach Hause, und gingen weiter. Ein andermal trafen wir auf russische Soldaten und baten sie, uns ein Stückchen mitzunehmen – sie haben es auch getan, aber als sie in einen Wald abbogen, bekamen wir es plötzlich mit der Angst und bestanden darauf, sofort auszusteigen. Die Soldaten waren natürlich böse und schimpften: ‚Zum Teufel, was wollt ihr eigentlich?‘, dann haben sie uns rausgeschmissen.

Danach kamen wir in eine Kleinstadt – ich weiss nicht mehr, wie die hiess –, sie war voller Menschen und Fuhrwerke, es war ein einziges Durcheinander. Und dort kam eine polnische Frau zu uns und sagte: ‚Kommt mit, wir fangen uns ein Pferd ein, dann nehmen wir uns einen Wagen und fahren zusammen nach Polen ...‘ Wir gingen auch mit, doch irgendwie hatten wir Angst, wussten nicht, wie man es anstellen sollte, ein Pferd zu fangen. Die Frau musste das ganz allein machen. Dann hat sie das Pferd vor einen kleinen Wagen gespannt – sie war in der Nähe Zwangsarbeiterin gewesen – und sagte: ‚Wir fahren erst mal in das Dorf, ich habe noch meine Sachen dort – dann geht es nach Polen.‘

Während sich die drei polnischen Frauen Richtung Osten durchschlagen, wird am 23. Mai die Regierung Dönitz in ihrer «Nordfestung» abgesetzt und verhaftet. Churchill hätte sie gern noch als «Verwaltung Dönitz» weitergeführt, unter alliierter Kontrolle selbstverständlich, scheiterte jedoch am Protest der Amerikaner und Russen.

Zwei Tage zuvor hat eine Streife der britischen Militärpolizei während einer Strassenkontrolle in Minstedt bei Bremervörde einen Mann festgenommen, der trotz Augenklappe dem gesuchten Massenmörder Himmler merkwürdig ähnlich sieht. Der Mann wird ins Lüneburger Internierungslager überstellt, wo er – nach einer gründlichen Leibesvisitation, die eine Zyankalikkapsel zutage fördert – seine wahre Identität gesteht. Danach entzieht Heinrich Himmler sich jeglicher Verantwortung. Er verfügte über eine zweite Giftreserve ...

In Landsberg an der Warthe trennt sich die polnische Fahrgemeinschaft. Helena will mit der Freundin nach Warschau weiter, zu ihrer Schwester, von der sie weiss, dass sie den Massenmord der Deutschen an polnischen Zivilisten im August 1944 überlebt hat. Doch bis Warschau ist es noch weit:

«Wir haben dann drei Tage auf dem Bahnhof zugebracht, auf einen Zug gewartet – besser gesagt, auf eine Chance, in einen Zug einzusteigen. Es war eine einzige Quälerei: Auf dem Bahnhof war eine solche Masse von Menschen, die alle irgendwohin fahren wollten – Tschechen, Polen, alles Mögliche ... und die meisten waren natürlich kräftiger als wir, die wir noch ziemlich krank und schwach waren. Wir hatten einfach keine Kraft – sooft wir versuchten, uns in einen Zug zu drängen, so oft wurden wir weggeschoben. Der Stärke nach drängten sie sich hinein, und wir mussten Zurückbleiben, wir haben es einfach nicht geschafft. Einmal versuchten wir, auf einen offenen Wagen zu

gelangen, das war nur so eine Plattform. Da bemühten wir uns, inmitten einer riesigen Menschenmenge einen Platz zu ergattern, wir wussten überhaupt nicht, wohin der Zug fahren sollte – aber es hat wieder nicht geklappt, und so mussten wir weiter warten.

Und plötzlich kam uns die Idee, ein Brett auf die Puffer zu legen. Das haben wir auch gemacht. Nur – dann kam der Schaffner des Zuges und sagte: ‚Um Gottes willen, geht da sofort runter!‘ Und wir: ‚Wieso, das ist doch bequem, wir wollen jetzt endlich nach Hause fahren!‘ Darauf er: ‚Seid ihr verrückt geworden? Da habt ihr nun den Krieg, sogar das Lager überlebt, und jetzt wollt ihr euch selbst umbringen!‘ Dann hat er uns das Brett weggenommen, und wir mussten weiter warten.

Nach drei Tagen hatten wir endlich Glück, da gab es einen Wagen, in den niemand reinwollte, weil er schwarz von Kohlenstaub war und ohne Dach – dort sind wir reingeklettert. Nachdem die richtigen Abteile voll waren, stürzte dort auch noch eine Menge Menschen rein – aber wir sassen endlich. Und so sind wir mit diesem Kohlewaggon nach Warschau gekommen.

Als der Zug am Westbahnhof hielt – Bahnhof konnte man das eigentlich gar nicht nennen, das war so ein Haltepunkt; so, wie es ja auch keine Personenzüge mehr gab, nur noch Güterzüge –, kletterten wir mühsam raus, gingen die Gleise entlang und kamen irgendwann in die Stadt. Überall sahen wir nur Rui-

nen, Ruinen – zer-bombte Schornsteine, starrten tote Fenster uns an. Es war schrecklich. Und überall auf den Ruinen standen Kreuze – so sah die Stadt aus, als wir ankamen.»

Nachtrag

Am 5. Dezember 1946 wird vor dem Britischen Militärgericht in Hamburg der erste Ravensbrück-Prozess eröffnet. Unter den sechzehn Angeklagten befinden sich die Oberaufseherin Binz sowie die KZ-Ärzte Schiedlausky, Rosenthal, Treite und Winkelmann:

Dorothea Binz wird zum Tode verurteilt und im Mai 1947 in Hameln hingerichtet.

Dr. Gerhard Schiedlausky – zum Tode verurteilt und im Mai 1947 im Zuchthaus Hameln hingerichtet.

Dr. Rudolf Rosenthal, der sich als Widerstandskämpfer gegen Himmler gibt, wird vom Gericht als «abscheuliche Kreatur» eingestuft, die «die anderen Ärzte an Brutalität übertraf». Rosenthal wird zum Tode verurteilt und im Mai 1947 in Hameln hingerichtet.

Dr. Percy Treite wird zum Tode verurteilt. Nach Ablehnung seines Gnadengesuches begeht Treite in der Zelle Selbstmord.

Dr. Adolf Winkelmann stirbt während des Prozesses an einem Schlaganfall.

Dr. Walter Sonntag steht im siebten Ravensbrück-Prozess unter Anklage. Er wird zum Tode verurteilt und im September 1948 im Zuchthaus Hameln hingerichtet.

Dr. Trommer (Vorname unbekannt) entgeht der Anklage, er gilt seit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches als «spurlos verschwunden».

Dr. Franz Lucas wird von den Alliierten nicht angeklagt. Im Rahmen des ersten Auschwitz-Prozesses wird Lucas 1967 von einem deutschen Gericht zu einer Haftstrafe von drei Jahren und drei Monaten verurteilt.

Dr. Sigismund Rascher, 1944 von Himmler wegen Kindesunterschlebung ins KZ Dachau abserviert, wird von den Amerikanern bei der Befreiung des Lagers tot aufgefunden. Es bleibt ungeklärt, ob Rascher von der SS liquidiert wurde oder von Häftlingen.

Dr. Ludwig Stumpfegger, gegen Ende des «Dritten Reiches» Leibarzt von Hitler und Goebbels, versucht in der Nacht vom 1. zum 2. Mai 1945 zusammen mit anderen Verschanzten aus dem Berliner Führerbunker auszubrechen. Gilt seitdem als verschollen. Vermutlich erschossen.

Fritz Suhren, in dessen Amtszeit als KZ-Kommandant der Tod von dreissigtausend Häftlingen fällt, wird Anfang Mai 1945 bei seinem Versuch, sich zur «Südfestung» durchzuschlagen, von den Amerikanern in Bayern aufgegriffen, verhaftet und später den Briten für den ersten Ravensbrück-Prozess überstellt. Im November 1946, kurz vor Prozessbeginn, gelingt Suhren und seinem KZ-Arbeitsführer Pflaum die Flucht aus dem streng bewachten britischen Internierungslager Neuengamme. Unter falschem Namen taucht Suhren im bayrischen Grafenau unter, wo er als Hilfsarbeiter in einer Brauerei arbeitet. Ringe, Uhren, Zahngold und Devisen hatte der Kommandant bereits vor der Räumung des Lagers in Sicherheit gebracht. Das wird ihm, als ihn 1949 jemand anonym anzeigt, zum Verhängnis. Unter den Amerikanern

sitzt er zunächst eine zweimonatige Haftstrafe wegen unerlaubten Devisenbesitzes ab und wird anschliessend an das Französische Militärtribunal in Rastatt ausgeliefert. Im März 1950 zum Tode verurteilt, wird Suhren drei Monate später, gemeinsam mit Arbeitsführer Pflaum, hingerichtet.

Am 9. Dezember 1946 eröffnet der Amerikanische Militärgerichtshof Nr. 1 in Nürnberg den Prozess *gegen* drei- und zwanzig Funktionäre des NS-Sanitätswesens, Ärzte und Wissenschaftler, die medizinische Verbrechen an KZ-Häftlingen massgeblich zu verantworten haben. Für die Ravensbrücker Sulfonamid- Experimente sowie die Knochen-, Muskel- und Nervenversuche sitzen Karl Gebhardt, Fritz Fischer und Herta Oberheuser auf der Anklagebank.

Über die Dauer von acht Monaten werden Verwicklungs- und Kompetenzgeflechte entwirrt, persönliche Verantwortungen herauskristallisiert, werden die Angeklagten mit einer Fülle niederdrückender Beschreibungen von körperlichen Schäden, Verstümmelungen und Todesfällen konfrontiert. Sie reagieren darauf fast ausschliesslich mit emotionaler Verweigerung und dem Rückzug auf den Befehlsgehorsam – der massgeblichen Verteidigungsstrategie.

Dr. Karl Gebhardt gehört aufgrund seiner hochgradigen Verstrickung ins Sanitätswesen der SS zu den Hauptangeklagten. Er ist sich dessen bewusst und rechnet von vornherein mit der Todesstrafe. Gebhardt beendet sein Leben einigermassen konsequent: Im «Zwielicht eigener Verteidigung» weigert er sich, Namen preiszugeben, andere zu belasten, Fischers Verantwortung zieht er gleich

mit auf sich. Nicht einmal seinen Landshuter Freund, den Weltschrecken Himmler, der ihm am Ende ein Klotz am Bein war und der «ohne eine sittliche Reserve oder Idee» abtrat, macht er während seiner Vernehmungen schlechter, als er ihn zu NS-Zeiten fand.

Das Ausmass der Ravensbrücker Experimente wird von Gebhardt soweit heruntergedrückt, wie es gerade noch glaubhaft erscheint, und sobald es um seine SS-Verästelungen geht, lügt der Arzt wie gedruckt. Die Verteidigungsstrategie des Befehlsgehorsams ist unter seinem Niveau – er gibt sie umso mehr auf, je präziser die amerikanischen Untersuchungsbehörden sich seinen tatsächlichen Motiven nähern, seine Mitwisserschaft in Bezug auf weitere Humanexperimente ab 1944 zutage fördern.

Von Larmoyanz anfällen abgesehen, in die Gebhardt immer dann sackt, wenn er auf NS-Überläufer zu den Russen zu sprechen kommt, führt er scharfe, offene Dispute mit Mr. Alexander, attackiert oder lobt je nach thematischem Faden die Amerikaner und besteht darauf, bis zum Ausbruch des Krieges im Dritten Reich sehr glücklich gewesen zu sein.

Auch innovativ bleibt der Hohenlychener bis zum Schluss: Noch in seiner letzten persönlichen Erklärung mahnt er die «verschleuderte biologische Substanz» an – jene jungen Ärzte, die «einst gläubig wegen mir zur SS gingen» und die nun in Internierungslagern verkämen. Fulminant vermag er das Crescendo der Katastrophopolitik von 1942 zu beschreiben – das einzige, wofür er keine Sprache hat, sind seine Opfer. Der Grund dafür ist in erster Linie weder die Verdrängung von Schuld (deren

er sich vom Moment seines Handelns an bewusst war) noch menschliche Kälte. Der Hauptgrund für diese Sprach- und Gefühllosigkeit: Gebhardt hat keinerlei Verhältnis zu den polnischen Frauen, sie sind ihm fremd. Und tatsächlich geht ihm die vorübergehende Internierung junger SS-Kollegen wesentlich stärker unter die Haut als das Schicksal jener jungen Polinnen, deren Gliedmassen und Seelen er lebenslänglich zerstört hat. Sie haben für ihn kein Gesicht, keine Biographie. Für ihn kommen sie aus jener Welt, die er auch dann noch vor seinem Bewusstsein abblockte, wenn er selbst drin war – das «furchtbare Lagermilieu», wo der Abschaum des schwarzen Ordens in den Wachmannschaften hauste – im Unterschied zur «anständigen Waffen-SS» ...

Karl Gebhardt wird am 20. August 1947 wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Mitgliedschaft in einer als verbrecherisch eingestuften Organisation zum Tod durch den Strang verurteilt. Am 2. Juni 1948 wird er im Zuchthaus Landsberg hingerichtet.

Dr. Fritz Fischer, Gebhardts Assistent, wird der Durchführung der Experimente beschuldigt. Wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Mitgliedschaft in der SS verurteilt ihn der Amerikanische Militärgerichtshof am selben Tag zu lebenslänglichem Zuchthaus. 1951 wird der Arzt zu fünfzehn Jahren Haft begnadigt und im März 1954 entlassen.

Fischer stellt einen Sonderfall unter den der NS-Verbrechen Beschuldigten dar. Nicht wegen seiner frühzeitigen

Entlassung – die ist einem Entgegenkommen der Amerikaner im Zusammenhang mit deutsch-amerikanischen Bündnisplänen geschuldet. Fischer stellt einen Ausnahmefall dar, weil er sein begangenes Verbrechen nicht parallel zur Zeit verkleinert, gar – wie nach dem Zusammenbruch von Diktaturen üblich – verdrängt, sondern in immer stärkerem Masse von ihm eingeholt wird. Je mehr sein eingefleischter Soldatengehorsam bröckelt, desto tiefer dringt die persönliche Schuld in ihn ein, ergreift das Entsetzen über sich Besitz von ihm. Fritz Fischer klagt sich an, als die juristische Anklage schon der Vergangenheit angehört – er will aufrichtig Sühne leisten. Doch obwohl der Arzt nach der Haftentlassung seine Approbation zurückgibt, eine ihm von der amerikanischen Behörde vermittelte Arbeitsstelle annimmt, die weit unter seine Qualifikation liegt, und sie bis zum Ende seines Arbeitslebens nicht mehr verlassen wird, findet sein Gewissen keine Ruhe. Bis ins hohe Alter wird für Fischer kein Tag vergehen, ohne dass ihn die Bilder polnischer Frauen peinigen, ohne dass er sich vorstellen muss, wie sie wohl den Tag verbracht haben mögen ...

Dr. Herta Oberheuser verfügt bei ihren Vernehmungen über ein sehr löchriges Gedächtnis. Obschon in einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit die eifrigste Assistentin von Gebhardt und Fischer, hat sie plötzlich «mehr in der Ferne» gestanden, kann sich nicht daran erinnern, jemals einen Gips angelegt zu haben, und falls da jemand starb, dann nur an Herzversagen.

Die Ärztin ist bei jeder ihrer Bemerkungen übervorsichtig und lässt keinerlei Schuldgefühl an sich heran – sie

wähnt sich aus tiefster Überzeugung zu Unrecht angeklagt. Denn für sie ist das KZ Ravensbrück nicht mehr als eine unangenehme Episode zwischen den Kliniken Düsseldorf und Hohenlychen.

Die Verstocktheit während des gesamten Prozesses hat ihre Ursache auch in dem Bewusstsein, als einzige Frau auf der Nürnberger Anklagebank zu sitzen, herausgestellt vor aller Öffentlichkeit. Also nimmt sie ihren einsamen Kampf wieder auf – wie früher, in Düsseldorf. In der Tat ist ihre alleinige Präsenz im Kreise der Hauptverantwortlichen für medizinische Experimente mehr als fragwürdig: Von den etwa dreihundert bei Versuchen an KZ-Häftlingen auf einer ähnlich «niederen Ebene» beteiligten Ärzten sitzt ausser Oberheuser kein weiterer auf der Nürnberger Anklagebank.

Nur ist gerade diese merkwürdige Entscheidung, die Oberheuser so erbost, für sie ein Segen. Denn da in Nürnberg ausschliesslich medizinische Experimente zur Verhandlung stehen, wird sie zu einer relativ milden Strafe von zwanzig Jahren verurteilt und entgeht zugleich jener Anklagebank, auf die sie eigentlich gehört und wo sie mit ihren zahlreichen «Abspritzungen» und Zwangssterilisationen, mit Dutzenden von nachweisbaren Morden unter «lebenslänglich» nicht davongekommen wäre – den britischen Ravensbrück-Prozessen in Hamburg.

Herta Oberheuser wird 1954 entlassen und als «Spätheimkehrerin» mit zehntausend Mark bedacht. Sie eröffnet ungerührt eine Privatpraxis in Schleswig-Holstein. Erst als der Protest des Ravensbrück-Komitees eine internationale Dimension erreicht, wird ihr von der zu-

ständigen Ärztekammer die Approbation entzogen. Auch dies erst nach zähem Kampf der Ärztin, einschliesslich eingelegter Berufung beim Obergericht in Lüneburg. Herta Oberheuser kann sich keiner sittlichen Verfehlung entsinnen, nicht 1946, nicht 1960 ...

Anhang

Quellen

1. Aus einer Rede des bayerischen Innenministers Dr. Schweyer vom 25.4.1923 über die vaterländische Bewegung (Verhandlungen des Bayerischen Landtags, 3. Tagung 1922/23).
2. Befehl des Bundes «Oberland» an seine Mitglieder. In E.I. Gumbel: *Verschwörer*. Wien 1924.
3. *Das Schwarzbuch. Die Lage der Juden in Deutschland 1933*. Nachdruck Frankfurt/M., Berlin, Wien 1983.
4. Vernehmung Karl Gebhardts zum Nürnberger Ärzteprozess durch Prof. Dr. Alexander am 23.7.1947 in Nürnberg (Dokumente Deutsches Bundesarchiv Potsdam).
5. Brief Chefarzt Dr. Karl Gebhardts an den Reichsführer SS, archiviert im Document Center Berlin.
6. Vernehmung Karl Gebhardts zum Nürnberger Ärzteprozess durch Prof. Dr. Alexander am 23.7.1947 in Nürnberg (Dokumente Deutsches Bundesarchiv Potsdam).
7. Brief Prof. Dr. med. Karl Gebhardts vom 14.7.1939 an den Reichsführer SS Himmler, archiviert im Document Center Berlin.
8. Aktennotiz von SS-Sturmbannführer Rauff, Leiter der Stabskanzlei im Reichssicherheitshauptamt, vom 27.9.1939 über eine von Reinhard Heydrich geleitete Besprechung der Amtschefs und Führer der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei am 21.9.1939 (archiviert im Deutschen Bundesarchiv Potsdam).
9. Wochenlagebericht von SS-Sturmbannführer Jakob Lölgen, Einsatzkommando 16 der Sicherheitspolizei, Teilkommando Bromberg,

- vom 4.11.1939, an SS-Obersturmbannführer Tröger, Leiter des Einsatzkommandos (archiviert im Document Center Berlin).
10. Wochenlagebericht von SS-Sturmbannführer J. Lölgen, Einsatzkommando 16 der Sicherheitspolizei, Teilkommando Bromberg, vom 17.11.1939, an SS-Obersturmbannführer Tröger, Leiter des Einsatzkommandos (archiviert im Document Center Berlin).
 11. Gespräch mit Helena Hegier-Rafalska im März 1994 in Warschau. Sofern nicht anders gekennzeichnet, sind alle folgenden wörtlichen Passagen diesem Gespräch entnommen.
 12. Hans Frank auf der Polizeisitzung des Generalgouvernements, am 30.5.1940, Bericht über die «AB-Aktion», archiviert im Staatlichen Bundesarchiv, Abteilung Potsdam.
 13. Gespräch mit Wladislaw Karolewska im März 1994 in Lublin. Sofern nicht anders gekennzeichnet, sind alle folgenden wörtlichen Passagen diesem Gespräch entnommen.
 14. Gespräch mit Stanislaw Czajkowska im März 1994 in Warschau. Sofern nicht anders gekennzeichnet, sind alle folgenden wörtlichen Passagen diesem Gespräch entnommen.
 15. Wanda Poltawska: *Und ich fürchte meine Träume*. Warschau 1964, deutsche Ausgabe: Abensberg 1993.
 16. Drucksache I/Az.: 260/-Ha.- der Kommandantur des Konzentrationslagers Ravensbrück, im Auftrag von SS-Sturmbannführer Suhren (archiviert im Document Center Berlin).
 17. Vernehmungsprotokoll Erika Bergmann (1955 zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt wegen mehrfach begangenen Mordes), angefertigt während einer Zeugenvernehmung in Rostock am 14.6.1965 durch Angehörige des MfS, archiviert in ZUV 1, 1614/67, Bd. 21 im Bundesarchiv für Staatssicherheitsunterlagen.
 18. Ebenda.

19. Brief Himmler (Reichsführer SS) an Grawitz (Reichsarzt SS) vom 3.2.1941 (Az. 754/21). Ablage persönlicher Stab Himmler, archiviert im Document Center Berlin.
20. Urszula Winska: *Wspomnienia z Ravensbrück*. Gdansk 1985, deutsche Übersetzung: *Die Werte siegten: Erinnerungen an Ravensbrück*, archiviert in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.
21. Erinnerungen von Stanisława Młodkowska, in: *Über menschliches Mass*. Warschau 1970.
22. Margarete Buber-Neumann: *Als Gefangene bei Stalin und Hitler*. Frankfurt/M., Berlin 1993.
23. Auszug aus Grazyna Chrostowskas Gedicht *Fremde*. In: *Aby wiwat sie doiwiedzial...* Auschwitz 1980.
24. «Angeforderter Bericht über KL-Dirnen», erstattet am 5.11.1942 von Dr. Rascher. In: *Medizin ohne Menschlichkeit*, hrsg. von Alexander Mitscherlich und Fred Mielke. Frankfurt/M. 1960.
25. Zeugenaussage der Revierpflegerin Hildegard Brandt-Boy, Januar 1947, Ravensbrück-Prozess der Britischen Alliierten in Hamburg, archiviert in Referat III/2 – Bundesarchiv Dahlwitz –Hoppegarten.
26. Zeugenaussage Władysława Karolewska vom 20. 12. 1946 während des Nürnberger Ärzteprozesses.
27. Zwischenbericht über die klinischen Versuche im FKL Ravensbrück von Prof. Dr. K. Gebhardt, SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS, vom 29.8.1942 an den Reichsarzt SS, SS-Gruppenführer Grawitz, archiviert im Staatlichen Bundesarchiv, Abteilung Potsdam.
28. Eidesstattliche Erklärung von Jadwiga Kaminska, verlesen am 21. 12.1946 während des Nürnberger Ärzteprozesses.
29. Zeugenaussage Zofia Baj (Beweisdokument 227 der Anklage) am 20.12.1946 während des Nürnberger Ärzteprozesses.
30. Erinnerungen von Stefania Lotocka, in: *Über menschliches Mass*. Warschau 1970.

31. Medizinischer Bericht von Dr. Karl Gebhardt und Dr. Fritz Fischer im Auftrag von Prof. Dr. Alexander, vorgelegt in Nürnberg am 28. 12.1946.
32. Der Reichsführer SS (RF/V.) an SS-Brigadeführer Prof. Dr. med. Karl Gebhardt, z. Z. Feld-Kommandostelle, Akten-Nr. 104, Persönlicher Stab Reichsführer SS, Schriftgutverwaltung (archiviert im Document Center Berlin).
33. Vernehmung Dr. Fritz Fischer während des Nürnberger Ärzteprozesses, NO-228, Anklage Bew. 206, R. 767.
34. Erinnerungen von Helena Hegier-Rafalska, in: *Über menschliches Mass.* Warschau 1970.
35. Erinnerungen von Stanisława Czajkowska-Bafia, in: *Über menschliches Mass.* Warschau 1970.
36. Auszug aus einem Geheimbrief von Krystyna Czyz- Wilgat, in: *Aby swiat sie dowiedzial*, Auschwitz 1980.
37. Vernehmungsprotokoll Ilse Göritz vom 25.5.1965, angefertigt von Angehörigen des MfS der DDR, archiviert in ZUV 1,1614/67 im Bundesarchiv für Unterlagen der Staatssicherheit in Berlin.
38. Zeugenaussage Wladislawa Karolewska am 20. 12. 1946 während des Nürnberger Ärzteprozesses.
39. Eidesstattliche Erklärung von Helena Piasecka (Dok.-Nr. 864 der Anklage), als Zeugenaussage verlesen am 2.1.1947 während des Nürnberger Ärzteprozesses.
40. Vernehmung der Ravensbrücker KZ-Aufseherin Christel Jankowsky am 23.2.1954 durch die Staatsanwaltschaft Gera, archiviert in ZUV 1, Bd. 16, Bundesarchiv für Unterlagen der Staatssicherheit.
41. Ebenda.
42. Aussage Dr. Percy Treite während des Ravensbrück- Prozesses in Hamburg (Bericht Nr. 172 b), in: *Ravensbrück. Eine Mahnung.* Archiviert in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.

43. Zitat Heinrich Himmlers, aus der Erinnerung des finnischen Medizinalrates Dr. Felix Kersten, in: *Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform*. Hamburg 1952.
44. Erinnerungen Graf Folke Bernadottes über seine Unterredung mit Heinrich Himmler am 19.2.1945, in: *Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1945 und ihre politischen Folgen*. Zürich, New York 1945.
45. Wanda Poltawska: *Und ich fürchte meine Träume*. Warschau 1964, deutsche Ausgabe: Abensberg 1993.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Grete: *Zur Lage der Ärztinnen in Deutschland*. In: Die Ärztin. Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen 9/1933.
- Albrecht, Willy: *Landtag und Regierung in Bayern am Vorabend der Revolution von 1918. Studien zur gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung Deutschlands von 1912-1918*. Berlin 1968.
- Amery, Carl/Ay, Karl-Ludwig: *Appelle einer Revolution. Dokumente aus Bayern zum Jahr 1918/1919*. München 1968.
- Andersch, Alfred: *Der Vater eines Mörders*. Zürich 1980.
- Arelin, Freiherr Karl Otto von: *Die Machtergreifung. Die Entwicklung Deutschlands zur totalitären Diktatur 1918-1934*. München 1959.
- Aronson, Shlomo: *Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD*. München 1971.
- Ay, Karl-Ludwig: *Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges*. Berlin 1968.
- Benz, Wolfgang: *Süddeutschland in der Weimarer Republik*. Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse/ Bayern im Industriezeitalter, Bd. 4. Berlin 1970.
- Bernadotte, Graf Folke: *Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1945 und ihre politischen Folgen*. Zürich, New York 1945.
- Beyer, Hans: *Von der Novemberrevolution zur Räterepublik in München*. Berlin (Ost) 1957.
- Bieker, Johanna/Jachertz, Norbert (Hrsg.): *Medizin im Dritten Reich*. Köln 1989.
- Brandes, Dieter: *Die Tschechen unter deutschem Protektorat*.

- Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939-1942)*. München 1969.
- Broszat, Martin: *Die Machtergreifung. Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik*. München 1984.
- Broszat, Martin: *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945*. Frankfurt/M. 1965.
- Buber-Neumann, Margarete: *A/s Gefangene bei Stalin und Hitler*. Frankfurt/M., Berlin 1993.
- Buchenwald – Mahnung und Verpflichtung. Dokumente und Berichte*. Frankfurt/M. 1960.
- Chronik des Zusammenbruchs. Vom März bis zum Mai 1945*. In: Die Gegenwart, Nr. 10/11,1/1946.
- Das Generalgouvernement. Seine Verwaltung und seine Wirtschaft*. Krakau 1943.
- Delarue, Jacques: *Geschichte der Gestapo*. Düsseldorf 1964.
- Deuerlein, Ernst: *Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8./9. Nov. 1923*. Stuttgart 1962.
- Dönitz, Karl: *Zehn Jahre und zwanzig Tage*. Bonn 1964.
- Dokumente zum Nürnberger Ärzte-Prozess = Trials of War Criminals before the Nuremberg Military Tribunals*. Volumes 1 and 2, The Medical Case. Washington D.C. 1951-52 (deutsche Fassung in: Bundesarchiv, Abteilung Potsdam).
- Eckelmann, Christine: *Ärztinnen in der Weimarer Zeit und im Nationalsozialismus*. Wermelskirchen 1992.
- Eckelmann, Christine/Hoesch, Kristin: *Ärztinnen – Emanzipation durch den Krieg? In: Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe von 1865-1985*. Frankfurt/M. 1987.
- Epstein, Klaus: *Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie*. Berlin, Frankfurt/M. 1962.
- Erhardt, Heinz: *Euthanasie und Vernichtung «unwerten» Lebens*. Stuttgart 1965.

- Fejkiel, Wladyslaw: *Ethisch-rechtliche Grenzen bei Experimenten in der Medizin-und der Fall Clauberg*. In: Hefte von Auschwitz 2/1959.
- Fest, Joachim C.: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München 1963.
- Fischer, Helmut: *Hitlers Apparat: Namen, Ämter, Kompetenzen. Eine Strukturanalyse des Dritten Reiches*. Kiel 1988.
- Flade, Roland: *Es kann sein, dass wir eine Diktatur brauchen. Würzburg* 1983.
- Flemming, Jens (Hrsg.): *Familienleben im Schatten der Krise. Dokumente und Analysen zur Sozialgeschichte der Weimarer Republik*. Düsseldorf 1988.
- Fraenkel, Heinrich/Mauvell, Roger: *Himmler. Kleinbürger und Massenmörder*. Berlin, Frankfurt, Wien 1965.
- Frank, Hans: *Das Generalgouvernement in der Neuordnung Europas*. In: Europäische Revue 18/1942.
- Gebhardt, Karl: *Bewegungstherapie*. In: *Lehrbuch für physikalische Therapie*. Jena 1934.
- Gebhardt, Karl: *Chirurgische Krankengymnastik*. Barth 1931.
- Gessler, Otto: *Reichswehrpolitik in der Weimarer Zeit*. Stuttgart 1958.
- Hajkowa, Dagmar: *Ravensbrück*. Prag 1960 (deutsche Übersetzung archiviert in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück).
- Hansen, Reimer: *Das Ende des Dritten Reiches. Die deutsche Kapitulation 1945*. In: *Kieler Historische Studien*. Stuttgart 1966.
- Hoegner, Wilhelm: *Die verratene Republik. Geschichte der deutschen Gegenrevolution*. München 1958.
- Höhne, Heinz: *Der Orden mit dem Totenkopf*. Gütersloh 1967.
- Hoffmann, Auguste: *Die erzieherische Aufgabe der Ärztin im BDM*. In: *Die Ärztin*. Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen 10/1934.

- Irmler, Jochen: *Der Aufbau des Schulwesens im Generalgouvernement*. In: Deutsches Schulverwaltungsarchiv 37/1940.
- Jaekel, Gerhard: *Die Charité. Die Geschichte des berühmtesten deutschen Krankenhauses*. Bayreuth 1963.
- Kater, Michael Hans: *Das «Ahnenerbe»*. *Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft in der SS. Organisationsgeschichte von 1935-1945*. Heidelberg 1966.
- Kersten, Felix: *Totenkopf und Treue. Aus den Tagebuchblättern eines finnischen Medizinalrates*. Hamburg 1955.
- Klee, Ernst: *Euthanasie im NS-Staat. Die Vernichtung «lebensunwerten» Lebens*. Frankfurt/M. 1983.
- Kleist, Peter: *Zwischen Hitler und Stalin*. Bonn 1950.
- Kiessmann, Christoph: *Die Selbstbehauptung einer Nation. Nationalsozialistische Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement 1939 bis 1945*. Düsseldorf 1971.
- Kogon, Eugen: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*. Berlin 1947.
- Kogon, Eugen: *Himmler am Ende*. In: Frankfurter Hefte 3, 1/1946.
- Kolonistenkalender für die deutschen Siedlungen des Zamoscer Landes im Distrikt Lublin*. I. A. des SS- und Polizeiführers im Distrikt Lublin hrsg. von Lothar von Seltmann. Lublin 1942/43.
- Kuby, Erich (Hrsg.): *Das Ende des Schreckens. Dokumente des Untergangs Januar bis Mai 1945*. Sonderdruck der Süddeutschen Zeitung (1956).
- Kudlin, Vridolf: *Ärzte im Nationalsozialismus*. Köln 1985.
- Kuhn, Annette/Rothe, Valentine: *Frauen im deutschen Faschismus*. 2 Bd. Düsseldorf 1982.
- Leibfried, Stephan/Tennstedt, Florian: *Berufsverbote und Sozialpolitik 1933. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte. Analyse, Material, Erinnerungen*. Bremen 1980.

- Lipgens, Werner: *Europa-Föderationspläne der Widerstandsbewegungen 1940-1945*. München 1968.
- Lüdde-Neurath, Walter: *Das Ende auf deutschem Boden*. In: *Bilanz des Zweiten Weltkrieges. Erkenntnisse und Verpflichtungen für die Zukunft*. Oldenburg, Hamburg 1953. Lukacs, Georg: *Von Nietzsche zu Hitler oder der Irrationalismus und die deutsche Politik*. Frankfurt/M. 1966.
- Lundholm, Anja: *Das Höllentor. Bericht einer Überlebenden*. Reinbek 1988.
- Madaus, Gerhard: *Tierexperimentelle Studien zur Frage der medizinischen Sterilisierung*. In: *Zeitschrift für die gesamte experimentelle Medizin*, Bd. 109,1/1941.
- McDonald, Callum: *Heydrich – Anatomie eines Attentats*. München 1990.
- Minz, I. I./Rasgon I. M./Sidorow, A. L.'. *Der Grosse Vaterländische Krieg der Sowjetunion*. Berlin 1947.
- Mitscherlich, Alexander/Mielke, Fred: *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt/M. 1960.
- Möller, Horst: *Weimar. Die unvollendete Demokratie*. München 1985.
- Müller, Charlotte: *Die Klempnerkolonne in Ravensbrück. Erinnerungen des Häftlings Nr. 10787*. Berlin (Ost) 1981.
- Müller, Thomas: *Landeskunde des Generalgouvernements*, hrsg. i. A. der Hauptabt. «Wissenschaft und Unterricht» in der Regierung des Generalgouvernements. Krakau 1943.
- Noske, Gustav: *Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie*. Offenbach 1947.
- Oleksy, Karola: *Aby swiat sie dowiedzial...* Oswiecim 1980.
- Operacje Doswiadczalne w Obozie Koncentracyjnym Ravensbrück* (Bulletin Nr. 2). Warschau 1947.
- Osnowski, Rainer: *Menschenversuche: Wahnsinn und Wirklichkeit*. Köln 1988.

- Poltawska, Wanda: *Und ich fürchte meine Träume*. Abensberg 1993.
- Reichsmedizinalkalender für Deutschland*, Teil II. In: Ärztliches Handbuch, 54. Jg. Leipzig 1933.
- Reitlinger, Gerhard: *Die Endlösung*. Berlin 1956.
- Reitlinger, Gerhard: *Die SS. Tragödie einer deutschen Epoche*. Wien, München, Basel 1956.
- Ritter, Gerhard A./Miller, Susanne: *Die deutsche Revolution 1918-1919. Dokumente*. Frankfurt/M. 1968.
- Satzung des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes*, 1933. Archiviert im Bundesarchiv Koblenz.
- Sauerbruch, Ferdinand: *Das war mein Leben*. München 1976.
- Schellenberg, Walter: *Memoiren*. Hrsg. von Gita Petersen. Köln 1959.
- Schmölze, Gerhard: *Kurt Eisners Föderalismus*. In: Politische Studien 19, Heft 177/1968.
- Schramm, Percy E. (Hrsg.): *Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*. München 1962.
- Schübelin, Jürgen: *Expansionspolitik und Ärzteverbrechen. Das Beispiel Carl Clauberg*. In: *Volk und Gesundheit – Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus*. Tübingen 1982.
- Schwerin von Krosigk, Graf Lutz: *Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts*. Stuttgart, Tübingen 1951.
- Schweyer, Franz: *Politische Geheimverbände*. Freiburg 1925.
- Speer, Albert: *Der Sklavenstaat. Meine Auseinandersetzungen mit der SS*. Stuttgart 1981.
- Thimm, Lea: *Vortrag über die neue Kassenzulassungsordnung*, gehalten am 24.11.1933 in Breslau. In: *Die Ärztin*, Monatschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen 10/1934.
- Trevor-Roper, Hugh R.: *Hitlers letzte Tage*. Zürich 1948.

- Truman, Harry S.: *Memoiren*. Band I: *Das Jahr der Entscheidungen (1945)*. Stuttgart 1955. Band II: *Jahre der Bewährung und des Hoffens (1946-1953)*. Stuttgart 1956.
- Turegg, Kurt Egon von: *Deutschland und das Völkerrecht. Untersuchungen über Staatsgewalt und Demontagen*. Köln 1948.
- Tyrell, Albrecht (Hrsg.): *Führer befehl...Selbstzeugnisse aus der «Kampfzeit» der NSDAP. Dokumentation und Analyse*. Düsseldorf 1969.
- Tyrell, Albrecht: *Vom Trommler zum Führer. Der Wandel von Hitlers Selbstverständnis zwischen 1919 und 1924 und die Entwicklung der NSDAP*. München 1975.
- Über menschliches Mass. Opfer der Hölle Ravensbrück sprechen ...* Warschau 1970.
- Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte*. 3. Band: *Der Weg in die Weimarer Republik*. 5. Band: *Die Weimarer Republik, das kritische Jahr 1923*. 22. Band: *Das Dritte Reich. Der Angriff auf die deutschen Grenzen*. Berlin 1959/1960.
- Versuchsoperationen im KZ Ravensbrück. Studien und Abhandlungen der journalistischen Arbeitsgemeinschaft Zachodnia Agencja Prasowa*. Poznan, Warszawa 1960. Archiviert in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.
- Vogelsang, Reinhard: *Der Freundeskreis Himmlers*. Göttingen 1972.
- Wagner, Gerhard: *Die Nürnberger Judengesetze. Nationalsozialistische Rassen- und Bevölkerungspolitik, mit Erläuterungen zu den Nürnberger Rassegrundsätzen* (Schriften der Bewegung). München 1938.
- Wild, Klaus: *Die Vernichtung «lebensunwerten» Lebens*. In: *Volk und Gesundheit – Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus*. Tübingen 1982.

- Winska, Urszula: *Die Werte siegten: Erinnerungen an Ravensbrück*. Gdansk 1985. Archiviert in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.
- Wuttke-Groneberg, Walter: *Leistung, Vernichtung, Verwertung. Überlegungen zur Struktur der nationalsozialistischen Medizin*. In: *Volk und Gesundheit – Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus*. Tübingen 1982.
- Ders.: *Medizin im Nationalsozialismus. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen 1980.

Bildnachweis

Aby swiat sie dowiedzial, Auschwitz 1980: 1, 2, 3

Document Center Berlin: 5, 6

Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück/Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten: 4, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13

Privatarchiv Freya Klier: 14, 15, 16

Register

- AG Vaterländische
Kampfverbände 17
- Ärzteverband SA 125
- Baj, Zofia 184
- BDM (Bund Deutscher
Mädchen) 126, 127
- Beiglböck, Dr. 154
Bergmann (KZ-Aufsehe-
rin) 102,104, 105
- Bernadotte, Folke Graf
262, 264, 269, 272, 274,
286
- Binz, Dorothea (Oberauf-
seherin KZ Ravens-
brück) 95, 234-236, 249,
252, 293
- Bormann, Martin 155, 271
- Broel-Plater, Maria 266
- Buber-Neumann, Marga-
rete 142
- Bund «Oberland» 15-20,
25, 30, 32, 42
- Chrostowska, Grazyna 143
- Churchill, Winston 273,
284, 288
- Clauberg, Dr. Carl 130,
156, 157, 163, 245, 246
- Conti, Dr. Leonardo 25,
36, 150
- Czajkowska, Stanislawa
76-78, 82, 84, 89, 96,
143, 204, 205, 207, 210,
214, 215, 253, 279
- de Gaulle, Charles 272,
273
- Denker, Dr. 34, 35, 36 De-
reniowa, Frau 117
- Deutsche Sporthilfe 37
Deutscher Ärztevereins-
bund 25
- Deutsches Rotes Kreuz 9,
38, 274, 283, 285
- Dönitz, Karl (Grossadmi-
ral) 270, 283-285, 288
- Eberl, Dr. (Leiter der
Heilanstalt Bernburg)
115
- Eichmann, Adolf 55
- Eisner, Kurt 12
- Fischer, Dr. Fritz 163-165,
169, 170, 173,175, 177-
180, 184,187-204, 221-
224, 295, 297, 298
- Forschungsgruppe «See-
not» 150

Frank, Hans 59, 68, 69, 73 (Generaloberstabsarzt)
 Gaskammer 103, 104, 225, 39
 226, 229, 230, 231, 246, Hartmannbund 25, 125
 247, 251, 267, 276 Hegier, Helena 62-65,
 Gebhardt, Prof. Dr. Karl 69, 72, 73, 81, 82, 84,
 9-16, 20, 21, 23, 28-34, 89, 91, 96, 139, 143,
 36-44, 46-51, 131-137, 204, 205, 210, 214, 280,
 158-165, 173, 175, 177, 286, 289
 178, 180, 183-187, 191, Hess, Rudolf 38, 40
 194-196, 199-203, 206, Heydrich, Reinhard 33,
 211, 214, 217, 221-224, 42,46, 48, 55, 136-138,
 256-260, 262-265, 269, 158, 160, 161, 185, 186
 274, 278, 285, 286, 295- Himmler, Heinrich 9, 31-
 297 35, 37, 40, 42, 43, 46,
 Gestapo 37, 43, 48, 49, 69, 49, 54, 55,59, 61, 66,
 72, 73, 77-80, 86, 138, 67, 69, 70, 74, 82, 85,
 147 89, 106, 107, 111, 113-
 Glück (SS-Brigadefüh- 115,120, 121, 128, 131,
 rer) 221 133-137, 139, 144-149,
 Goebbels, Joseph 53, 137, 151-160, 162-164, 171,
 294 173,175-178, 183-186,
 Göring, Hermann 33, 37, 191,192, 194, 200, 203,
 58, 270 204, 211, 221,222, 231,
 Grabska, Zofia 141 242, 256-260, 262-265,
 Grawitz, Dr. Ernst 268-274, 278, 284-286,
 (Reichsarzt der SS) 39, 289, 294, 296
 111, 112, 131, 159, 161, Hirt, Prof. Dr. August
 162, 171, 173, 177, 178, 146
 187, 274 Hitler, Adolf 17,18, 20,
 Handloser, Prof. Dr. 21, 23-25, 28, 30-32,

38, 53, 58-62, 70, 115,
 123, 137, 148, 160, 183,
 186, 192, 193, 209, 259,
 268-271, 273, 283, 294
 Hitlerjugend 127
 Hohen-Aschau, Reichs-
 schulungslager 21-24,
 30, 31, 34, 36, 38, 40, 47
 Hohenlychen, Heilanstalt
 9, 22, 35-40, 43, 44, 47,
 49, 50, 52, 132- 135, 137,
 139, 160, 162, 163, 165,
 166, 169, 175, 176, 178,
 183, 186, 194, 196, 198,
 200-203, 211, 219, 221,
 223, 224, 233, 238, 256-
 258, 260, 262, 265, 269,
 272-274, 284, 296, 299
 Institut für Luftfahrtmedi-
 zin 147, 148
 Institut für wehrwissen-
 schaftliche Zweckfor-
 schung 145
 Internationales Rotes
 Kreuz 244, 245, 257, 280
 Jankowsky, Christel 248,
 249
 Kaminska, Jadwiga 174,
 179
 Karolewska, Wladislawa
 69-72, 79, 80, 82, 84, 85,
 89, 91, 96, 139, 143, 169,
 170, 173, 174, 234, 236-
 238, 255
 Kersten, Dr. 268, 269
 Klimek, Dr. 233
 Kögel (Lagerkommandant)
 110, 112, 118, 163, 166,
 185, 215
 Kraska, Weronika 179,
 180
 Kraus, Walburga 95
 Krüger (SS-Obergruppen-
 führer) 68
 Kurowska, Kazimiera 182
 KZ Auschwitz 81, 146, 157,
 163, 225, 226, 241, 242,
 245, 247, 255
 KZ Bernburg 226
 KZ Buchenwald 49, 153,
 154, 224
 KZ Dachau 33, 49, 61,
 147-151, 153, 154, 159,
 160, 164, 186, 294
 KZ Flossenbürg 114, 224
 KZ Mauthausen 114
 KZ Natzweiler 146, 153,
 224
 KZ Neuengamme 264,
 267, 272
 KZ Oranienburg 114
 KZ Ravensbrück 50, 51,

80, 82, 84, 89, 95-97,
 102, 103, 107, 109, 111,
 112, 114, 116-118, 120,
 122, 127, 128, 130, 137-
 139, 142, 151, 156-158,
 163, 164, 173, 183, 185,
 199, 201, 203, 204, 217,
 220-225, 230, 233, 241,
 242, 244, 246, 250, 252,
 261, 265, 267, 268, 272,
 274, 276, 278, 284, 299
 KZ Sachsenhausen 49, 50,
 60, 164, 165, 225
 Lager Gross Rosen 251
 Lammers, Hans-Heinrich
 43
 Lölgen (SS-Sturmbann-
 führer) 56, 57
 Lolling, Dr. (Obersturm-
 bannführer) 163
 Lucas, Dr. Franz 244, 261,
 294
 Ludendorff, Erich 20
 Madaus, Dr. 155
 Medizinalpolizei, bayeri-
 sche 13
 Michalik, Pelagia 211
 Morell, Dr. 161, 162
 Müller, Dr. (Obersturm-
 bannführer) 60
 Mussolini, Benito 133
 Nationalsozialistische
 Deutsche Ärztebund
 (NSDÄB) 24-28, 30, 127
 Nationalsozialistische
 Dozentenbund 31
 Niekisch, Ernst 12
 Noske, Gustav 14
 NS-Kraftfahrerkorps 57
 Nationalsozialistische
 Deutsche Arbeiterpartei
 (NSDAP) 17, 20, 24, 30,
 31, 47, 122, 125, 127, 191
 Nürnberger Prozess 14,
 16, 45, 182, 198, 202,
 299
 Oberheuser, Dr. Herta
 105, 106, 121, 122, 125-
 130, 156, 163, 165-167,
 169-171, 173-177, 180,
 207, 214, 222, 224, 233,
 295, 298-300
 Paulus, Friedrich (Gene-
 ral) 180
 Pflaum (Arbeitsführer)
 295
 Piasecka, Helena 234,
 236, 237, 238
 Poltawska, Wanda 90
 Prus, Alfreda 180
 Rascher, Dr. Sigismund
 147-152, 294

Reichsärztekammer 25
 Reichsbund Nationalsozialistischer Schwestern («Braune Schwestern») 106, 109, 112, 120, 169, 174, 236, 245
 Rek, Izabela 214
 Ribbentrop, Joachim von 43
 Röhm, Ernst 17
 Rosenberg, Alfred 124
 Rosenthal, Dr. Rudolf 105, 119-121, 129, 130, 156, 166, 169-171, 176, 224, 225, 227, 245, 293
 Ruhrkampf 16
 Sturmabteilung (SA) 17, 18, 20, 26, 32, 35, 37, 48, 127
 Sauerbruch, Ernst Ferdinand 20-22, 137, 158, 161, 223
 Schellenberg (SS-Brigadeführer) 262, 267, 269
 Schiedlausky, Dr. Gerhard 105, 113, 114, 116, 118, 119, 121, 122, 130, 156, 166, 170, 171, 175, 176, 224, 226, 293
 Schulze, Dr. 201
 Schumann, Dr. 245
 Schutzstaffel (SS) 14, 16, 23, 31-34, 36-39, 42, 43, 45-51, 54-60, 66-69, 71, 72, 74, 75, 82, 84, 86-89, 91-100, 105-108, 110-113, 116, 118, 119, 122, 127, 128, 131-135, 137, 139, 140, 142, 143, 145, 146, 149, 151, 153, 154, 158, 159, 161, 163, 178, 186, 187, 190-194, 197, 205, 213, 215-217, 219, 220, 222, 224-233, 235-238, 241, 243-246, 248-250, 252-254, 256, 258-260, 263, 265, 267, 268, 271, 275-280, 282, 283, 295-297
 Schweyer 18
 Sicherheitsdienst (SD) 74, 78, 136, 137
 Sicinska, Isa 238
 Sonntag, Dr. Walter 107, 109, 111-113, 115, 116, 293
 SS-Reitersturm 191
 SS-Standarte Germania 114

SS-Stiftung «Ahnenerbe» 145, 146, 147, 156
 SS-Totenkopfverbände 49
 Stalin, Josef 54, 62, 119, 272, 273
 Stauffenberg, Klaus von 258
 Stefan-George-Kreis 189, 190
 Stumpfegger, Dr. Ludwig 134, 135, 175, 183, 184, 200, 201, 204, 207, 210, 214, 221, 222, 233, 294
 Suhren, Fritz (SS- Sturmführer) 215, 220, 221, 227, 231-233, 239, 249, 251, 252, 261, 274, 277, 294, 295
 Theresienstadt 247
 Treite, Dr. Percy (SS-Obersturmführer) 227, 228, 232, 233, 238, 239, 243, 245, 250, 275, 293
 Trommer, Dr. 224, 236, 237, 239, 250, 275, 293
 Uckermark, Jugendlager 246, 247, 261
 Verein Sozialistischer Ärzte 25
 Völkischer Beobachter 26
 von Brauchitsch, Walter 60
 von Kahr, Gustav Ritter 19
 von Neurath, Baron 52
 von Tschammer-Osten 34, 39
 Waffen-SS 97, 114, 131, 153, 163, 172, 217, 260, 263, 297
 Wagner, Dr. Gerhard 25, 27, 28, 30, 31, 34, 36, 124, 125
 Wehrmacht 38, 39, 46, 58, 59, 65, 68, 131, 132, 135, 153, 158, 164, 192, 220, 222, 259, 283
 Weimarer Republik 21
 Winkelmann, Dr. Adolf (SS-Obersturmbannführer) 261, 267, 275, 293
 Winska, Urszula 117
 Wittmann, Dr. 233
 Zweig, Stefan 45